X P.o.germ. 1746 Y/6 Telmann

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	13 M. 50 ₰	
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰	
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰	
Für einen Monat		1 M. 50 ₰	
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰	

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰	
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰	
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰	
Für einen Monat		2 M. — ₰	
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰	

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek
(Schöpping)
Maximiliansplatz (Dultplatz) Nro. 16.

343 40

<3661466753001 1

<3661466753001 1

Bayer. Staatsbibliothek

Götter und Götzen.

Roman

von

Konrad Telmann.

Sechster Band.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek München Maximilianspl. 16

Leipzig,

Verlag von Carl Reißner.

1884.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

ein vorher beschlossenes Spiel gewesen sei, daß sie schrittweise sich ihrem Endzweck genähert habe, mich zu umgarnen, daß die ganze Posse von ihrem Unglück, ihrer Rathlosigkeit und Verzweiflung, der Freundschaft, die ich ihr hatte versprechen müssen, und der Versuchung, der sie ihr Gatte schutzlos überlassen wollte, nur dazu gedient hatte, mich zum Sklaven meiner Leidenschaft zu machen: aber das Alles mochte in noch so erschreckender Klarheit vor meiner Seele stehen, an meinem Zustande, an dem, was geschehen war und noch weiter geschah, wandelte es nichts mehr.

Meine Leidenschaft, die ich selbst verdammte, die ich bekämpfte, wegen derer ich mich bitter verspottete, beherrschte mich doch voll und ganz. Der Gedanke, daß dies üppig-schöne Weib mein sei, daß sie vor all' den glänzenden Bewerbern, die sich um sie drängten, mich bevorzugte, sich mir hingab, übte eine immer auf's Neue berauschende Wirkung auf mich aus. Ich mochte mich selbst damit verhöhnen, daß es ja nur meiner Eitelkeit schmeichle, mich von ihr begünstigt zu wissen, daß aber ich sie so wenig liebe, wie sie mich wahrhaft liebte; je schonungsloser ich mit mir selber verfuhr, um so wahnsinniger wuchs diese Leidenschaft in mir auf, die jeder neue Tag nährte, auch wenn ich sie verdammte. Dagegen half kein Grübeln der Vernunft, — ein Wort von Alexandra übertönte es, dagegen halfen keine Selbstvorwürfe und keine heroischen Entschlüsse, — ein Lächeln von Alexandra ließ sie in ihr Nichts aufgehn. Ich verachtete mich am letzten Ende selbst aber ich ließ mich von meiner Leidenschaft beherrschen, — willenlos, thaten-

los, wie zuvor. Wie das hatte geschehen können, wußte ich nicht, daß es je anders sollte werden können, erschien mir unmöglich.

Auch wollte Alexandra nie etwas von der Zukunft hören, ja, nie etwas, das nur über die Stunde, in der wir beisammen waren, hinausging. Alles, Pläne, Hoffnungen, Gedanken, erstickten ihre Küsse in mir. Und wenn ich sie fragte, was nun endlich aus dem Allen einmal werden solle, erwiderte sie: „Nichts, als das, was jetzt ist. Oder bist Du damit noch nicht zufrieden?“

Nein, zufrieden war ich nicht, aber auch nicht übersättigt; deshalb blieb ich, deshalb kam ich immer wieder. Und wenn ich zögerte, flogen ihre duftigen Billets mit dringenden Einladungen, voller Bitten und Beschwörungen, zu mir hinüber, oder sie klopfte selbst an meine Thür und warf sich mir ohne ein weiteres Wort in die Arme, um mich mit ihren lodernden Küssen zu überdecken. Dies Weib verstand es, mich um meine Vernunft und um mein Gewissen zu küssen. Und sie wußte das selbst. Wenn ich ihr gegenüber meine Selbstanklagen äußerte, mich einen ehrlosen, feigen Schurken nannte, mir und ihr zuschwor, ich werde, ich müsse sie verlassen, so sagte sie nichts, als mit ihrem eigentümlichen, zwitschernden Lachen: „Ich habe dich heute wol noch nicht genug geküßt.“

Und dann küßte sie mich, heiß, glühend, verzehrend, wie eben nur sie zu küssen im Stande war, und der letzte Rest meiner Männlichkeit, meiner Selbstachtung, meiner Thatkraft schmolz unter diesen Küssen hin. Ich

lebte nur noch wie im Taumel und Sinnenrausch, aus dem es hin und wieder ein Erwachen, eine Ernüchterung gab, die mich mit Ekel vor mir selber und vor der Welt erfüllte. In solchen Augenblicken, wo mir Alles schal und widerlich dünkte, wo mich eine feige Ermattung heimsuchte und ein Überdruß am Leben sich in mir geltendmachte, war ich oft nahe daran, meinem erbärmlichen Dasein, dessen ich mich schämte und in das ich doch immer wieder versank, für allezeit ein Ende zu machen. Aber selbst dazu fehlten mir der nötige Entschluß und die ächte Energie, und so taumelte ich immer weiter von Begierde zu Genuß und vom Genuß zur Begierde, — eine faustische Karikatur, der es nie wirklich wohl ward in ihrer Existenz.

Wie mir die Stunden verrannen, die ich fern von dem berückenden Weibe zubrachte, das mir Leib und Seele in unwürdige Fesseln geschlagen, dessen vermöchte ich mich kaum noch zu erinnern. Sie gingen mir so traumartig hin, daß ich sie nicht wirklich lebte sondern nur, wie eine unwillkommene Zugabe, von mir abschüttelte und sie einzig in dem Gedanken ertrug, sie würden mir dazu dienen, den Zeitpunkt des Wiedersehens, mit dem das Leben für mich erst anhob, herbeizuführen. Eines klaren Gedankens, einer ernsten Entschließung, ja, eines bestimmten Gefühls war ich nicht fähig in ihnen, und die Leidenschaft, die mich tyrannisch beherrschte, ließ in meinem Innern gleichsam ein Chaos entstehen, in dem Alles gestaltlos, wirr und, ohne ein festes Ziel zu erreichen, versank. Es war nur ein Dämmerleben, das Licht und Wärme erst erhielt, wenn ich bei ihr war, die

den Inhalt meines Denkens und meiner Empfindungen ausmachte; aber dies Licht war grell und diese Wärme eine jäh auflodernde Glut, die mich bis in's innerste Mark hinein verzehrte.

Und dies Alles, wie es war, wie es mit jedem Tage sich für mich demütigender und entwürdigender gestaltete, wußte ich, sah ich deutlich in erschreckender Klarheit vor mir, und doch hatte ich den Mut nicht, um es zu ändern. Tannhäuser war im Hörselberg eingekehrt, und Frau Venus ließ ihn nicht wieder frei, ehe er nicht Leib und Seele bei ihr zu Grunde gerichtet. Wo aber fand er eine Elisabeth, die sich für ihn opferte und deren liebevolle Hingebung das dürre Reis in der Hand des Papstes wieder grünen machte, der ihn verdammt, weil er sein Seelenheil verloren? Es gab keine für den modernen Venusritter mehr, und keines Papstes Urban bedarf es, um ihn zu verfluchen, da sein eigenes Gewissen, wenn es dereinst erwacht, seine Stimme erheben und das Anathema gegen ihn schleudern wird ——

Ich wußte selber nicht, ob unser Verhältniß vor der Welt verborgen blieb; es hätte mich nicht gekümmert, wenn es auch offenbar geworden wäre. Der „arme Heinrich" wußte wol vor Allen darum. Aber seine eigene Theorie mußte mich ihm ja als schuldlos darstellen; ich oder ein Anderer, — Einer hatte es ja sein müssen. Er sprach jedoch nie zu mir über Alexandra, erwähnte mit keinem Wort, mit keiner noch so versteckten Anspielung, daß er unser geheimes Treiben durchschaue oder errathe; selbst wenn er mich zu ungewöhnlicher Stunde in der Villa des Barons traf, — der Letztere hatte Vertrauen

zu ihm gefaßt und verlangte häufig nach ihm, — deutete er nie, auch nur mit einem verstohlenen Lächeln, darauf hin, daß er seine besondere Art habe, sich meine Anwesenheit zu erklären. Er war einmal sogar Alexandra auf der zu meiner Wohnung führenden Treppe begegnet und hatte doch weder ihr noch mir gegenüber mit einer Sylbe dieser Begegnung Erwähnung gethan. Er mochte eben wol denken, daß es ja so habe kommen müssen. Und doch fiel es mir auf, daß er mich hin und wieder mit einem Blick voll tiefer Traurigkeit betrachtete und daß er sich scheu von mir abwandte, wenn ich ihn dabei ertappte. Ob seine Traurigkeit der zerstörenden Einwirkung galt, die meine Leidenschaft auf mich ausübte oder ob es ihn nur bedrückte, daß ich mich zu keinem männlichen Entschluß aufraffte, wenn ich Alexandra wirklich liebte, vermochte ich nicht zu unterscheiden, auch lag mir nichts daran, Klarheit darüber zu erlangen.

Baron Ruprecht führte sein Dasein fort, wie bisher, schlief, war gegen Jedermann, auch gegen mich, voller Zuvorkommenheit, wenn er einmal erwachte, und ließ die Dinge gehen, wie sie wollten. Ich hätte sein Weib vor seinen, fast immer geschlossenen Augen an meine Brust ziehen können, er würde mich schwerlich daran gehindert oder auch nur sein Erstaunen darüber ausgesprochen haben. Er verlangte einzig Ruhe und war mit Allem zufrieden, was man that und was man ihm sagte, wenn er eben sie nur hatte.

Es war auf einer großen Gesellschaft bei Geheimraths, und man entfaltete dort einen Luxus, wie er eben nur in der Gründerzeit üblich war, wo Einer immer

den Andern in Reichtum und Glanz zu überbieten suchte. Offiziere, hohe Staatsbeamte und Industrielle, die noch vor wenigen Jahren völlig unbekannt gewesen waren und im Dunklen ihr Gewerbe betrieben hatten, während sich jetzt Vornehm und Gering an sie drängte und ihren schnell verdienten Millionen, nach deren Herkunft Keiner fragen mochte, schmeichelte, trieben sich auf den Parkett-böden der stralenden Salons durcheinander. Man tanzte, man spielte, man tafelte, und die feinsten Weine flossen in Strömen. Alexandra, in ihrer seegrünen Ballrobe, die wie ein duftiges Gewölk von Tüll und Spitzen ihre herrlichen Glieder halb verhüllte, halb in ihren Umrissen erkennen ließ, bezauberte alle Welt in ihrer sieghaften Schönheit. Sie selbst war sich ihrer Macht wol nie bewußter gewesen, sie leuchtete von hoher, innerer Befriedigung und verfügte über eine unversiegbare Laune. Alles drängte sich um sie, ihr zu huldigen, sie um einen Tanz zu bitten, Einer machte immer dem Andern den Vorrang streitig.

Ich selbst hatte ihr schon Tags zuvor die Tänze bezeichnet, die ich für mich beanspruchte, und betrachtete jetzt aus der Ferne, mit einer Art von ironischem Wohl-behagen die Gruppen, die sich immer neu um die Kö-nigin des Festes bildeten und unter denen jeder Einzelne um einen Tanz bat oder sich doch zum Wenigsten eine Extratour reserviren lassen wollte. Es war komisch genug, die langen Gesichter, das ärgerliche Zucken der Mundwinkel, das bedauerliche Kopfschütteln der Abge-wiesenen zu studiren, die zu spät gekommen waren, zu-mal für mich, der ich meiner Plätze auf Alexandra's

Tanzkarte sicher war und mich wieder einmal von dem triumpfirenden Bewußtsein voll durchdringen ließ, daß sie mein war und mein bleiben wollte. Ich überließ sie den Anderen, die sie mir doch nicht für längere Zeit entführen konnten, als es in meinen eigenen Wünschen lag, und gab mich einem gleichgiltigen Geplauder mit gleichgiltigen Menschen hin, bis meine Stunde, in der ich Alexandra zum Tanz abholen sollte, schlagen würde. Nur von Dora, die ich früher gesucht hatte, hielt ich mich jetzt immer fern. Es war eine unüberwindliche Scheu in mir, mich ihr zu nähern, mich dem Blick ihrer treuherzigen Augen auszusetzen, die mir auf den Grund meiner Seele hätten dringen können. Ich hätte vor ihr nicht heucheln können, wie vor allen Anderen, und wenn ich's doch gethan, hätte sie es gewußt. Was hätte diesen klaren, keuschen Augen verborgen bleiben können? Ich mied sie nun schon seit geraumer Zeit, und sie machte mir's leicht, weil sie meine Gründe wol verstand. Auch bemühte sich Heinrich so eifrig um sie, daß man kaum je in ihre Nähe hätte gelangen können, ohne mit ihm zu kollidiren. Dora und Heinrich; — das waren die beiden einzigen Menschen unter all' den Hunderten, zu denen ich meine Stirn nicht frei hätte emporheben mögen, in deren Nähe mich's immer, wie Scham und wie eine peinliche Empfindung, überschlich. Wenn Dora wußte, wie es zwischen ihrer Schwester und mir stand, mußte sie mich rückhaltlos verdammen, so schwer das ihrem milden, stets zur Versöhnung und zum Verzeihen geneigten Herzen auch fallen mochte; —

das begriff ich, und mich darüber noch in ihrer Nähe vollends vergewissern wollte ich doch wieder nicht.

So gingen mir ein paar Stunden mitten im tollen Gewühl und Gewirbel des Festes hin, bis man zur ersten Française antrat, die ich mit Alexandra tanzen wollte. Ich hatte sie während der letzten Minuten aus den Augen verloren und war nun nicht wenig überrascht, sie neben dem Rittmeister von Reitzenstein in den Reihen der Tanzenden zu gewahren. Das triumpfirende Lächeln verschwand von meinen Lippen und machte einem Ausdruck zorniger Erregung Platz, mit dem ich mitten durch den Saal auf die Beiden zuschritt. Sie schienen mich nicht zu gewahren, bis ich unmittelbar vor ihnen stand, und nun betrachtete mich der Rittmeister, der mich fast um Kopfeslänge überragte, den Kneifer auf der Nase, mit einem so impertinenten Lächeln, daß mein Blut zu kochen begann.

„Frau Baronin waren so gütig, mir diese Française zu versprechen" —

„Unmöglich," fiel der Rittmeister ein, „dieser Tanz ist mein. Wenn Sie die Güte haben wollen, sich auf der Karte der Frau Baronin davon zu überzeugen; — darf ich bitten, gnädige Frau?"

Er nahm die kleine, goldgeränderte Karte, die Alexandra's Finger zugleich mit dem Fächer hielten, und wies sie mir vor, mit seinem Zeigefinger auf die betreffende Stelle tippend. Nicht nur dort sondern auch bei den anderen Tänzen, die ich mir von Alexandra gestern hatte versprechen lassen, fand ich den Namen des Rittmeisters verzeichnet. Meine Hand, mit der ich

die Karte gefaßt hielt, zitterte. Ich sah Alexandra an. Sie hatte sich gleichgiltig abgewandt, als ob die Sache sie nichts angehe, und starrte in das bunte Gewühl der festlich geputzten, lachenden, lärmenden Menschen hinaus. Nur um ihre Mundwinkel sah ich es zucken, wie verhaltenen Triumpf und innere Schadenfreude. Ich stand sekundenlang da, wie gelähmt.

„Nun, ich dächte, Sie könnten sich überzeugt haben," sagte der Rittmeister mit schlecht verhohlenem Ärger.

Ich verbeugte mich kühl.

„Ich bitte um Verzeihung für die Störung," sagte ich und ging.

In meinem Inneren tobte ein wilder Aufruhr, das Blut hämmerte mir in den Schläfen, daß es mir fast die Besinnung raubte. Ich mußte mich in ein Nebengemach zurückziehen und sank dort in einen Sessel, stützte meinen Kopf in beide Arme und brütete starr und reglos vor mich hin.

Wie lange das währte, weiß ich nicht. Aber dann plötzlich begann ich mich meiner Schwäche zu schämen, raffte mich mit einer aus Trotz und Bitterkeit gemischten Empfindung auf und ging in den Saal zurück. Dort hatte schon ein neuer Tanz begonnen, und die Paare wirbelten durcheinander. Obgleich es mir in den Ohren sauste, sodaß ich den Takt der Musik kaum zu unterscheiden vermochte, trat ich doch auf die erste Dame zu, die ich in meiner Nähe gewahrte, verneigte mich, schlang meinen Arm um sie und drehte mich mit ihr durch den Saal zwischen all' den anderen bunten, tanzenden Paaren. Mich hatte eine so wilde Erregung, ein solcher Taumel

der Luſt ergriffen, daß ich unermüdlich weiter und weiter tanzte und es erſt der dringenden Bitte meiner Tänzerin bedurfte, ehe ich ſie wieder freigab. Aber ich ſelber ruhte auch dann nicht ſondern ſuchte mir eine neue Tänzerin, die ich gleich wild und gleich maßlos lange durch den Saal ſchwang, bis auch ſie ermüdet um das Ende bat, und nach ihr eine Dritte und ſo fort, bis mir ſelber Kraft und Athem verſagten. Als ich dann zurücktrat, ſah ich plötzlich Alexandra neben mir ſtehen, die mich mit zornfunkelnden Augen maß. Mein ganzer Grimm gegen ſie, die Bitterkeit meiner Enttäuſchung, der Unmut über ihr heimtückiſches Verfahren und meine maßloſe Eiferſucht ſiedeten in mir auf, da ich ihr nun Auge in Auge gegenübertrat. Und wie berauſchend bei alledem ihre Schönheit war! Das heiß vom Tanz geröthete Antlitz, der ungeſtüm wallende Buſen, die weißen Arme, das ſchimmernde Haargeflecht! Es kam, wie ein wahnſinniger Taumel, über all' meine Sinne.

„Weshalb treibſt Du Dein Spiel mit mir?" knirſchte ich ihr zu.

Es war das erſte Mal, daß ich ſie „Du" nannte, während wir nicht allein waren. Sie ſah ſich erſt ſcheu und ängſtlich nach allen Seiten um. Dann zuckte ſie verächtlich die runden Schultern, die das Ballkleid in ihrer plaſtiſchen Schönheit freiließ.

„Bin ich Ihre Sklavin? Seit wann?"

„Sie verſprachen mir die Tänze, die Sie dann einem Anderen überließen, — dieſem Herrn von Reitzenſtein" —

„Weshalb kommen Sie nicht rechtzeitig, um Ihren

Namen in meine Karte zu zeichnen? Das hätte ich wol zum Mindesten verlangen dürfen. Übrigens vergaß ich, daß ich sie Ihnen versprochen hatte. Ein ander Mal seien Sie minder zuversichtlich!“

„Alexandra!“

„Verrathen Sie sich nicht! — Ich wiederhole Ihnen, daß ich es vergaß“ —

„Daß Sie mich vergaßen, wollen Sie sagen. Gut denn, ich werde mir eine Lehre daraus nehmen. Heute möchte ich Sie Herrn von Reitzenstein nicht zu lange entziehen, — ich habe die Ehre, Frau Baronin.“

Mit einer höflichen Verbeugung trat ich zurück. Ich sah noch, wie ihr Antlitz sich vor Zorn und Überraschung entfärbte, dann hatte ich mich schon einer Gruppe von Damen genähert, unter denen ich nach Tänzerinnen für den Rest des Abends suchte. Als ich sie gefunden und mich dann wieder einmal forschend nach Alexandra umwandte, gewahrte ich den Rittmeister neben ihr, der eindringlich auf sie einsprach. Ich hörte sie mutwillig mit ihm lachen, ich sah, wie sie ihn mit ihrem Fächer auf die Schulter schlug, ich beobachtete ihrer Beider Blicke, die hin und wider gingen, und mein Herz krampfte sich in allen Qualen der Eifersucht zusammen. Äußerlich aber war ich heiter und gesprächig, wie ich's lange nicht mehr gewesen, und tanzte fast unablässig.

Der Rittmeister ging Alexandra während des ganzen Abends kaum von der Seite. Als ich ihn zum Cotillon, den sie mir Tags zuvor ebenfalls versprochen hatte, mit ihr antreten sah, hielt ich's endlich nicht länger mehr aus; ich schlich mich zum Saal hinaus und suchte, ohne

Abschied zu nehmen, das Weite. Drinnen wäre ich erstickt, wenn ich länger geblieben wäre. In der kalten Nachtluft draußen wurde mir besser. Mein Grimm verhärtete sich zum Trotz und meine qualvolle Eifersucht zur Entsagung; ich wollte mich von diesem Weibe frei machen, das ihr schnödes Spiel mit meinem Herzen trieb, das mir Leib und Seele langsam zu Grunde richtete. Tannhäuser wollte Abschied nehmen vom Venusberg, in dem er so lange Zeit hindurch in wonnevollem Weh geschmachtet. Früher oder später, einmal mußte es ja doch sein, und daß sie mich nicht wahrhaft liebte, daß sie mich nur, den Anderen gleich, vor ihren Triumfwagen spannen wollte, um mich heimzuschicken, sobald sie meiner überdrüssig geworden, sobald meine wahnsinnige Leidenschaft ihr genug Unterhaltung geboten, — dieser Abend hatte mich's zur Genüge gelehrt. Ich galt ihr um nichts mehr, als dieser Reitzenstein, als die Andern alle, und schon das reichte hin, um jede fernere Begierde in mir zu ersticken, um meine maßlose Eifersucht in trotzigen Groll umzuwandeln. Es war nun Alles aus, — mußte aus sein. — Mit diesem Gedanken suchte ich daheim mein Lager auf, und auch in meine nächtigen Träume, die sich schwer auf mich herabsenkten, spielte er unabläßig hinein. Am andern Morgen stand ich ruhiger auf, als es seit Langem der Fall gewesen; der Entschluß, endgiltig mit Alexandra zu brechen, gab mir eine ungewohnte Festigkeit. Ich kam mir selber, wie ein Heros, dabei vor.

Auf Nachmittag war eine Zusammenkunft in ihrem Hause verabredet worden. Ich ging aber nicht, sandte

ihr auch keinerlei Botschaft. Als ich Abends in meine Wohnung kam, fand ich einen Zettel auf meinem Tische vor, der die mit Bleistift dort von ihr geschriebenen Zeilen enthielt: „Hast du deine eifersüchtigen Grillen noch immer nicht ausgeschlafen? Narr! Ich erwarte dich heute Abend, gleichviel wann! Ich werde wahrscheinlich allein sein. A.“ Ich warf den Zettel in den Ofen und blieb zu Hause.

Am andren Morgen kam ein Billet von ihr, in dem sie mich mit den heftigsten Vorwürfen überschüttete und zugleich flehentlich bat, sie heute nicht wieder vergeblich harren zu lassen, sie müsse sonst an meiner Liebe verzweifeln. Ich erwiderte ihr, daß sie an dem Letzteren recht thun werde und daß sie mich weder heute noch sonst irgendwann erwarten möge, ich sei es überdrüssig, mich als Spielball ihrer Launen betrachten zu lassen, und könne ihr nur dringend anrathen, an meiner Statt den Rittmeister von Reitzenstein zu empfangen, damit es ihr nicht an Unterhaltung fehle.

Der Tag verging, ohne daß eine weitere Nachricht von ihr eintraf; ich war also deutlich genug gewesen, und der Bruch zwischen uns war endgültig vollzogen. Diese Gewißheit stimmte mich nun doch seltsam. Es kam eine eigentümliche Müdigkeit über mich, in der ich zu jeder Geistesarbeit unfähig war und stumm vor mich hinbrütend und träumend in meinem Zimmer saß, immer bemüht, Klarheit in meine Gedanken zu bringen und doch wieder ohne die nötige Kraft und ohne die Ruhe, um dahin gelangen zu können. Der Abend dunkelte herein, ich mochte meine Lampe nicht anzünden sondern

saß immer und stierte vor mich hinaus in's Leere und dachte an nichts, weil ich an Alles denken wollte, und fühlte mich todesmatt und todesunglücklich. Es hatte wol schon mehrmals draußen an der Thür geklopft, ehe ich's vernahm und dann gleichgiltig „Herein!" rief.

Es schoß mir durch den Kopf: „Wenn es Alexandra wäre!" aber mein Herz schlug nicht lauter dabei. Und wenn sie es war, — für mich war sie ja doch todt und konnte nicht wieder lebendig werden. Ich sah kaum auf, als die Thür sich öffnete und eine dunkle Gestalt sich durch sie hereinzwängte. — „Gerhard!" —

Sie war es also wirklich, sie kam noch einmal zu mir. Aber noch immer klopfte mein Herz so ruhig, so gleichmäßig, wie zuvor. „Wer ist da?" fragte ich.

„Ich bin's, Gerhard, — Du mußtest wissen, daß ich kommen würde."

„Nein, ich wußte das nicht. Weshalb kommen Sie noch zu mir, Frau Baronin? Es ist vergeblich."

Ich wollte mich erheben aber sie hatte sich schon neben mich auf dem Sopha niedergekauert und tastete nach meiner Hand, die ich ihr nicht überlassen wollte. „Es wird nicht vergeblich sein, Gerhard," flüsterte sie dicht an meinem Ohr, „und Du darfst mich nicht zum zweiten Male so nennen, wie Du's eben thatest. Ich will mit dir reden, Gerhard, ich muß es" —

„Dann lassen Sie mich zum Wenigsten Licht anzünden, damit wir uns Auge in Auge" —

Mich ergriff eine namenlose Bangigkeit vor meiner eigenen Schwäche, ich konnte, ich durfte ja nicht zum zweiten Male erliegen. Aber sie ließ mich nicht

einmal zu Ende reden sondern griff nach meiner Hand, die sie festhielt, so gern ich sie ihr wieder entzogen hätte, und bat: „Nein, — laß, — es ist besser so" —

Ich fühlte ihren Athem, die wohlige Wärme, die sie ausströmte, und ein Zittern durchrann mich vom Scheitel bis zur Sohle. „So reden Sie denn," stieß ich heraus, „aber machen Sie es kurz, — es ist ja doch umsonst."

„Ich komme, um Deine Verzeihung zu erflehen, Gerhard."

„Wofür?"

„Und das fragst Du noch? Ich war gestern ungerecht, boshaft, — ich war sehr schlecht gegen dich, Gerhard. Warum ich's war, weiß ich kaum. Es war eine Laune. Es verdroß mich, daß Du Dich garnicht um mich bekümmertest, und es verletzte meinen Stolz, daß Du gar so siegesgewiß warst. Ich wollte Dich demütigen. Vielleicht hätte ich zur rechten Zeit noch eingelenkt, wenn Du nicht trotzig Dich den Andren zugewandt hättest, aber als ich Dich mit ihnen lachen und plaudern sah, kam es über mich — Ich war wahnsinnig, Gerhard, ich kannte Dich ja und hätte Dich nicht reizen dürfen — Aber es war nur Liebe, die mich so handeln ließ; ich liebe Dich ja, Gerhard, — bis zur Raserei, bis zur Selbstvernichtung, — Du weißt es, mußt es wissen, und darum verzeih' mir!"

„Nun gut, ich verzeihe es Ihnen."

„Und nun, Gerhard, und nun?" Sie drängte sich näher an mich, ihre Augen glimmerten mich an, und ihr Arm legte sich weich und fest um meinen Nacken.

Mir war's, als ringele sich eine Schlange an mir empor. „Ich verzeihe Ihnen," wiederholte ich, während mich ein Schauer nach dem andren durchrüttelte, „noch einmal: ich verzeihe Ihnen, und damit wären wir ja denn wol zu Ende. Reden wir nicht mehr davon, — es ist vergessen."

„Warum umarmst Du mich nicht, Gerhard?"

„Lassen Sie uns aufstehen, Alexandra, ich will Licht anzünden. Oder nein: ich kann es Ihnen auch im Dunkeln sagen. Ich zürne Ihnen nicht mehr, aber zwischen uns muß fortan Alles zu Ende sein, hören Sie wohl? Alles" —

Ich stieß das irr und hastig heraus, entwand mich ihrem Arm und sprang auf. Von ihren Lippen zitterte mir ein Ruf nach, der fast, wie das Springen der Saite auf einem Instrument, klang, — halb Schreck, halb Verzweifelung: „Gerhard" — Ich sah, wie ihre beiden Arme sich nach mir ausstreckten, wie ihre wogende Brust, ihre schwellenden Lippen sich begehrend nach mir hoben, ich wußte, daß sie mich mit ihren lodernden Küssen, wie in einem Glutmeer, ersticken werde, wenn ich jetzt den einen Schritt zu ihr zurück machte und willenlos wieder an ihren Busen sank, aber ich durfte, ich wollte nicht zurück.

„Hören Sie mich an, Alexandra," versetzte ich so ruhig, wie ich's vermochte, „es ist für uns Beide besser, wenn wir auf immer auseinandergehen, — ohne Groll, ohne Haß. Ich kann nicht mehr zu Ihnen zurück, — ich glaube an Ihre Liebe nicht mehr."

Sie fuhr auf, wie von einer Natter gestochen. „Du

glaubst an meine Liebe nicht mehr?“ schrie sie halb lachend, halb schluchzend, „rasest Du? An meiner Liebe willst Du zweifeln? Und wenn ich Dir schwöre, daß ich außer Dir nie, — nie einen Andren geliebt habe? Wie soll ich Dir's denn noch bekräftigen, noch beweisen? Zu Deinen Füßen will ich liegen und Dir's entgegenrufen, Tag um Tag: ich liebe Dich, — nur Dich, Dich allein, — ich liebe Dich, Gerhard.“

Mein Herzschlag stockte, aber meine Lippen sprachen streng und kühl: „Auch dann würde ich Ihnen nicht mehr glauben, Alexandra. Sie haben mich zu oft getäuscht, meinen Glauben zu schwer erschüttert. Sie sind jetzt erregt, fast von Sinnen, — Sie wissen nicht mehr, was Sie sprechen. Es ist besser für uns, wir scheiden jetzt und auf immer.“

Sie stand plötzlich dicht neben mir, ihre beiden Arme legten sich auf meine Schulter, und ihr Busen drängte sich gegen meine Brust. Halblaut, mit sonderbarem, zischenden Ton klang es von ihren Lippen an mein Ohr: „So muß es denn sein. Nicht deshalb kam ich, aber da ich den Ungläubigen nicht anders mehr bezwingen kann, da es kein andres Mittel mehr giebt in meiner Verzweifelung, um ihm zu beweisen, unwiderleglich zu beweisen — Gerhard! Es handelt sich um Sein oder Nichtsein für mich, — Dein Zweifel tödtet mich, — ich muß, ich will Dir beweisen — durch das Höchste, das Einzige“ —

Ihre Stimme erstarb in einem leisen Flüstern, aber ihre Arme umschlangen mich fester, zogen mich zu ihr nieder, zurück, — ihre Lippen erstickten die Worte auf

den meinen, ich versank in einen süßen Rausch der Weltvergessenheit, der mich nichts mehr denken, nichts mehr empfinden ließ, als das rasende Klopfen meines Herzens und das wilde Sausen meines Blutes; dann schlug es, wie mit Meereswogen, über mir zusammen. —

— — — — — — — — — —

Ich hatte zwei Tage hindurch meine Wohnung nicht verlassen und mich gegen alle äußeren Eindrücke abgesperrt, um endlich zu einem Entschlusse zu kommen, der das unwürdige Hindämmern meiner Gedanken aufheben und mich über mir selber zur Klarheit gelangen lassen sollte. Am Abend des dritten Tages war's dann, als ich in die Villa der Bellevüestraße kam und Alexandra wiedersah, die mich mit zärtlichem Schmollen empfing.

„Wir müssen heute ernsthaft miteinander reden," sagte ich, ihre Liebkosungen abwehrend, „es ist Zeit, daß wir zu einem Ende kommen."

Sie erblaßte sichtlich. „Schon wieder?" fragte sie unruhig, „Du willst mich also wirklich verlassen, bist meiner überdrüssig geworden? Freilich: was kann ich Dir nun auch noch bieten? So sind die Männer ja; — ich hätte darauf vorbereitet sein sollen, ehe ich mich Dir hingab."

Sie saß in ihrem Polsterstuhl neben mir am runden Marmortisch des Salons, über dem die Gaskrone brannte, und ließ ihre Arme schlaff in den Schoos herabsinken. Eine Thräne hing an ihrer Wimper.

„Du weißt nicht, was Du da sprichst," fiel ich ihr ernst in's Wort. „Nicht, um Abschied von Dir zu nehmen, kam ich, sondern um für immer bei Dir zu bleiben, Alexandra."

Sie jubelte auf und schlug die Hände zusammen, wie ein Kind. Dann aber erschrak sie plötzlich, sah mich unsicher an und erröthete. „Für immer? Ja, wie verstehst Du denn das, Gerhard?“

Auch mir stieg das Blut in Wangen und Schläfen hinauf. „Alexandra,“ sagte ich ernst, „nach dem, was zwischen uns vorgefallen ist, können wir Beide nicht mehr weiter leben, wie bisher. Daß wir's bis zu dieser Stunde gethan, war genug des Frevels, jetzt zwingt uns jener Abend, an dem uns Beide die Wallung unseres heißen Blutes hinriß, gebieterisch, ihm ein Ende zu machen, und es ist auch gut so. Du bist mein Weib geworden vor unserer Beider Herzen, Du mußt es nun auch vor der Welt werden. Es giebt kein Zurück mehr, der Würfel ist gefallen.“

„Gerhard!“ unterbrach sie mich mit einem Ausruf des höchsten Erstaunens.

„Ist Dir der Gedanke, — was sag' ich? Die Notwendigkeit nicht selber schon nahe getreten, Alexandra?“

„Wo denkst Du hin? Ich, — ich verstehe Dich garnicht, — wie ich“ —

„Du mußt Dich von Deinem Gatten, dem Du die Treue gebrochen hast, trennen und mir angehören, den Du liebst. Was erscheint Dir dabei Unbegreifliches? Willst Du mit dieser Lüge auf den Lippen und im Herzen neben ihm weiterleben, wo doch jeder Tag an seiner Seite ein neuer Betrug ist? Verlangst Du von mir, daß ich dies Dasein der Heuchelei und des Frevels weiterführen soll? Und wie lange denn noch? Wir müssen doch früher oder später zu einem Schlusse kommen,

uns trennen oder uns für immer verbinden. Neulich hätten wir uns noch trennen können, und ich war entschlossen dazu; — Du wolltest es nicht, und nun ist's zu spät. So müssen wir denn den entscheidenden Schritt thun, der uns vor den Augen der Welt, wie vor unserem eigenen Gewissen, wieder entsündigt. Schrick nicht davor zurück, Geliebte! Es kostet Dich nur einen festen Entschluß, und es ist gethan. Wir können ja nicht anders mehr."

Sie saß, in ihre Gedanken versunken, da, ihre Lippen hatten sich fest aufeinandergepreßt und ihre elastische Stirnhaut bewegte sich dauernd auf und nieder. Lange fand sie keine Worte. „Das ist unmöglich," sagte sie dann plötzlich.

Meine Brauen runzelten sich drohend. „Unmöglich? Liebst Du Deinen Gatten noch, dem Du untreu geworden bist?"

„Diese Karikatur? Pah! Ich habe ihn nicht geliebt, als er jung und schön war."

„Weshalb zögerst Du also?"

Ihre Augen glimmerten mich sekundenlang irrwischartig an. „Er kann ja doch nicht lange mehr leben."

Mir schnürte sich unwillkürlich die Brust zusammen. „Sollen wir auf seinen Tod warten?" fragte ich düster, „Heinrich Pätzold giebt ihm noch ein langes Leben." —

„Er irrt sich; ich werde noch heute mit ihm sprechen, — ich bin bald frei, — sehr bald."

Ich stand auf und schritt, um den Sturm zu besänftigen, der mein Inneres durchtobte, mehrmals hintereinander über den weichen Teppich des Gemaches hin

und wider. „Fürchtest Du das Gerede der Welt, daß Du Dich sträubst?“ rief ich ihr währenddessen grollend zu, „hast Du den Mut nicht, Deine Liebe auch vor den Menschen zu bekennen? Oder weshalb willst Du nicht offen und ehrlich handeln, nachdem Du — nachdem wir einmal so weit gegangen sind? Jetzt können wir nicht mehr stillestehen, wir müssen weiter. Wovor scheust Du Dich denn nun noch? Weil man Dir's vielleicht verübeln würde, daß Du einen kranken Gatten verläßt? Besser doch, Du thust das offen vor aller Welt, als Du sündigst insgeheim weiter. Wir gehen Beide fort, — in die Welt hinaus. In der Fremde thun wir die Schritte, die zu Deiner Scheidung und zu unserer Vereinigung nötig sind; erst, wenn Gras über das Alles gewachsen ist, wenn die Wogen der Erregung sich gelegt haben, kehren wir wieder heim und trotzen dem Geflüster der bösen Zungen um uns her. So muß es werden, Alexandra, wir haben jetzt keine Wahl mehr. Und auf den Tod Deines Gatten zu warten, selbst wenn er nahe bevorstände, widerstrebt mir im tiefsten Innern; — wir Alle sind ja sterblich, auch uns kann jede nächste Stunde das Ende bringen.“

Ich blieb vor ihr stehen und streckte bittend meine Hände nach ihr aus. Was in ihr vorging, wußte ich nicht, aber es mußten Gedanken von schwerwiegender Bedeutung sein, die in ihr rangen und sich bekämpften. Sie nahm meine Hände nicht. „Laß mich's überlegen,“ sagte sie, ohne mich anzusehen.

„Du giebst mir doch Recht in Allem, was ich sagte, Alexandra?“

„Ja, aber laß mich's überlegen. Ich bitte Dich darum, — Du kannst doch heute nicht schon meine Entscheidung fordern."

„Bis morgen also."

„Nein, — ich verlange eine Woche Bedenkzeit. Heute über acht Tage sollst Du meine Antwort hören. Bis dahin will Vieles überdacht sein. Und nun nichts mehr davon, solange ich selber Schweigen beobachte, — wenn Du mich liebst! Sieh' Dir den Ring da an, — der mahnt Dich auch, daß Du mir gehorchen mußt; weißt Du noch? Und wenn es nichts wäre, als eine Caprice von mir, man muß auch die Caprice einer schönen Frau respektiren, wenn man sich von ihr geliebt weiß. Komm' einmal her, laß Dich küssen, laß Dir die dummen Runzeln da von der Stirn wegküssen, — Du hast eine so schöne, hohe, reine Stirn, die darf man nicht so kindisch verunstalten. Komm'" —

Und ich kam und ließ mich von ihr küssen und küßte sie wieder. Es war die alte Sklavenfessel, in der sie mich gefangen hielt; ich hörte sie klirren, aber mein Herz empörte sich nicht dagegen sondern begehrte stürmisch nach dem süßen Rausch, den Schönheit und Liebe ihm bereiteten, auch auf die Gefahr hin, daß ein Gifthauch daraus zu ihm emporbringen könne, vor dem es für immer stillestehen müßte. — —

Und Tag für Tag wiederholte sich fortan auf's Neue das gleiche Spiel. Ich lag an der Brust dieses Weibes, das mich vor mir selber demütigte, das ich zu hassen mir Mühe gab, weil ich es so wahnsinnig lieben mußte, dem gegenüber ich mir erbärmlich und frevelhaft er-

schien, während ich Götterseligkeit in ihrer Nähe genoß und alle Schauer des Paradieses über mich herabrieseln fühlte, wenn meine Lippen auf den ihren glühten. Frau Venus ließ den fahrenden Ritter nicht aus dem Hörselberge heimziehen sondern wußte täglich durch neue Reize ihn zu bestricken, ihn zu entflammen, ihn Welt und Menschen außer ihr vergessen zu machen und jede andre Regung in ihm zu betäuben, als die der Wollust und des Sinnenrausches. Und der Gedanke, daß dies Weib ja nun bald auch vor aller Welt mein Weib sein werde, ertödtete jedes Bedenken, jede Reue, jeden Gewissensbiß in mir und widerstandslos ruhte ich Tag um Tag in ihren Armen —

Dann rüttelte mich aus meinem Taumel ein Brief von Tante Babette wach. „Ich bin krank," schrieb sie, „komm' zu mir, Gerhard, ich erwarte dich."

Mit dem offenen Briefblatt in der Hand stürmte ich zu Alexandra. „Ich muß abreisen," sagte ich, selbst wie gebrochen unter der Wucht des Gedankens, sie jetzt verlassen zu sollen.

Sie runzelte die Stirn. „Du bist toll," rief sie unmutig, „was ist denn geschehen?" Dann riß sie mir das Blatt aus der Hand und las. „Ah!" sagte sie, „und weiter nichts? Deine Tante Babette ist krank; Kranke in ihrem Alter denken bei jedem Zahnschmerz immer gleich an's Sterben und werden sentimental. Eine alte Jungfer ist sie ja bei all' ihren Vorzügen am letzten Ende doch auch nur. Es wird weiter nichts verschlagen, wenn Du ein paar Tage später kommst, wo sie dann hoffentlich schon wieder ganz genesen ist.

In keinem Falle könntest Du ja jetzt fort, wo die Entscheidung über unsere Zukunft so nahe bevorsteht.“

Sie sah mich fest an. „Vielleicht könntest Du diese Entscheidung heute“ — stammelte ich.

„Unmöglich; nicht vor zwei Tagen.“

„So bin ich in zwei Tagen wieder hier. Wenn ich die Nächte zu Hülfe nehme“ —

„Und Du wolltest mich allein lassen, Gerd? Gerade jetzt, wo ich den schwersten Kampf in mir zu bestehen habe? So viel Grausamkeit, so viel Härte traue ich Dir nicht zu.“

„Aber auf Grund dieses Briefes kann ich doch nicht wol zögern, Alexandra. Wenn sie wirklich schwer erkrankt wäre, — und sie würde so nicht schreiben, wenn die Gefahr nicht nahe läge, daß“ —

„Gerd,“ unterbrach sie mich und hob die ineinandergefalteten Hände beschwörend zu mir empor, „wenn Du mich liebst, verlaß mich nicht, nur wenigstens jetzt nicht! Ich sterbe, wenn Du gehst. Ich kann den Kampf, in den diese Leidenschaft mich gestürzt hat, nicht zu Ende führen, wenn Du von mir scheidest. Jetzt, gerade jetzt kann ich Dich nicht entbehren. Es wäre feig und erbärmlich, es wäre hartherzig und lieblos, wenn Du mich bei dieser verhängnißvollen Wendung meines Lebens im Stiche lassen wolltest. Ich glaube es auch nicht von Dir, Gerd. Ich glaube ja immer noch, daß Du mich liebst“ —

Es war die alte Sirenenstimme, die an mein Ohr traf und das alte Sirenenlächeln, das mich so oft bezaubert hatte. Und dennoch versuchte ich, zu widerstehen;

zu fest und tief waren Liebe und Verehrung für die Frau, die Vater- und Mutterstelle an mir vertreten hatte, mit den innersten Fasern meines Herzens verwachsen. „Ich muß gehen, Alexandra," sagte ich.

Sie schien auf's Höchste überrascht durch diese unerwartete Hartnäckigkeit. „Du willst mich jetzt verlassen, Gerd?" fragte sie mit eigenartiger Betonung, „jetzt?"

„Kann ich denn anders, Alexandra?"

Sie preßte ihre Unterlippe sekundenlang zwischen die schimmernden Zahnreihen. „Gut denn," sagte sie hart und legte die Arme über der Brust in entschlossener Haltung ineinander, „so ist's aber auch entschieden. In dem Augenblick, wo Du gehst, ist's entschieden: wir Zwei taugen nicht für einander. Wenn Du mich jetzt verlassen kannst, so hast Du mich auch nie geliebt und kannst gleich für immer gehen. Leb' wohl" —

Sie wandte mir den Rücken zu und wollte das Gemach verlassen. Mein angstvoller Ruf aber hielt sie zurück: „Alexandra!"

„Was ist's?" fragte sie über die Schulter zurück. „Mein Entschluß verfrüht sich um zwei Tage und lautet: Nein! Das ist Alles, — Du kannst nun ruhig gehen. Ich habe Dir zwischen ihr und mir die Wahl gelassen, und Du willst Dich von mir abwenden. Thu's, ich halte Dich nicht, geh'!"

Sie stieß die letzten Worte in wildem Zorne hervor. Ich war zu ihr hingestürzt und hatte sie mit meinen Armen umschlungen. „Nimm das zurück, was Du da eben gesagt hast," rief ich und preßte sie stürmisch an mich.

„Nur, wenn Du bleibst. Ich schwöre Dir, daß ich's sonst bestehen lasse. Entscheide Dich, es giebt kein Drittes!"

„Küsse mich, Alexandra."

„Nur, wenn Du bleibst" —

„Küsse mich, ich bleibe. Ich thue Alles, was Du willst, ich muß ja. Ich weiß, daß ich Unrecht daran thue, mein Herz widerräth mir's, aber ich muß; — gebiete über Deinen Sklaven, Herrin, er bleibt!"

Und mit einem Jubelruf flog sie mir an die Brust, die ferneren Worte mir von den Lippen fortküssend. —

Am zweiten Tage danach sollte ich mir um die Dämmerstunde von Alexandra die Entscheidung holen, über die ich im Stillen schon nicht mehr zweifelhaft war. Wie hätte sie auch anders gekonnt, als mir angehören, und weshalb würde sie mich zum Bleiben gezwungen haben, wenn ich nicht für immer bei ihr bleiben sollte? Es konnte keinen andren Ausgang nehmen, und nur die Gründe, weshalb sie den endgültigen Bescheid hinausgeschoben hatte, waren mir nicht klar; es mußte denn die Scham sein, unser Geheimniß vor aller Welt laut werden zu lassen, was sie noch immer zurückhielt.

Ich war tagsüber in einer Aufregung, die mich ruhelos umhertrieb. Wie oft ich mein Zimmer schon in der Breite und in der Länge mit hastigen Schritten durchmessen hatte, ließ sich nicht zählen. Und immer neue Entschlüsse, immer neue Pläne wälzte ich in meinem Geiste hin und her. Wir wollten Beide fliehen, — bald, vielleicht schon in dieser Nacht, — über die Alpen. Was würde Gottwalt Eichler sagen, wenn ich eines

Tages mit Alexandra am Arm in sein römisches Atelier trat und ihn fragte, ob er nicht ein Modell zu einer Juno gebrauchen könne? Welch' eine Zukunft wartete unser! Und wie nahe, wie nahe lag sie vor mir da! — Die Thür hatte sich geöffnet, und der arme Heinrich, dessen Klopfen ich wol überhört hatte, trat ein. Mir war sein Besuch gelegen, er lenkte meine Gedanken ab, bis die Stunde für mich schlug. Ich begrüßte ihn herzlich. Er schien meine Hand, die ich ihm darbot, aber nicht zu sehen; denn er nahm sie nicht. Sein Gesicht war ungewöhnlich ernst, sogar finster, und sein Blick vermied mich. Mir krampfte sich plötzlich das Herz, wie unter der Vorahnung von irgendetwas Schrecklichem, zusammen, aber meine Zunge war gelähmt und ich vermochte keine Frage hervorzubringen.

Endlich begann er selbst. „Ich habe mit Dir zu reden, Gerhard. Nimm Dich aber zusammen, denn es ist nichts Gutes, was ich Dir berichten will. Vorerst beantworte mir jedoch offen ein paar Fragen, — ich denke, Du kennst mich genugsam, um das thun zu dürfen."

Er warf sich in einen Stuhl und kreuzte die Arme über der Brust. Ich blieb, auf die Sophalehne gestützt, stehen; mein Herz schlug laut. „Frage!" brachte ich endlich heraus.

Einen Augenblick schwieg er noch, dann fing er wieder an: „Du unterhältst mit der Baronin von Lossow ein Liebesverhältniß, — eins, bei dem Du es ehrlich und ernsthaft meinst und das sie Deiner Überzeugung nach zu einer Scheidung von ihrem Manne und zu einer

regelrechten Vereinigung mit Dir führen muß, nicht wahr?“

„Ja.“

„Du hast ihr das gesagt, wol gar von ihr gefordert, daß sie Dir offen vor aller Welt angehört?“

„Ja, — vor einer Woche schon.“

„Und sie sagte Dir's nicht zu? Sie schwankte, schob ihre Entscheidung hinaus?“

„Ja, — bis heute Abend.“

Heinrich fuhr von seinem Sessel in die Höhe. „Bis heute Abend,“ — wiederholte er leise und sank wieder zurück. Einen Augenblick lang waren nur unser Beider Athemzüge im Gemache hörbar. Dann fragte Heinrich wieder: „Und weshalb zögerte sie?“

„Sie müsse es überlegen, gab sie vor.“

„Und schien's Dir, daß sie sich — ungern zu einem so bedeutungsvollen Schritte bewegen ließ, daß sie es lieber vermieden hätte, der feinen Welt durch ihren Scheidungsprozeß ein öffentliches Ärgerniß zu bereiten, daß es ihr angenehm gewesen wäre, eure Vereinigung hätte sich auf andre Art, ohne solchen Skandal, herbeiführen lassen?“

Seine Stimme klang heiser, während er das fragte, und seine Augen richteten sich mit ängstlich forschendem Ausdruck auf mein Gesicht. Ich ahnte nicht, was ihn bedrückte, ich überlegte nicht, wie er das Alles hatte in Erfahrung bringen können. „Sie deutete mehrfach darauf hin,“ erwiderte ich, „daß wir besser thun würden, auf den Tod ihres Gatten zu warten, der nach ihrer Meinung nahe bevorstehen mußte. Als ich ihr mitteilte,

Du gäbest dem Baron noch ein langes Leben, entgegnete sie, Du täuschtest Dich, sie wisse es besser, er werde bald sterben. Erst, als ich ihr sagte, daß es mir widerstrebe, jenen Zeitpunkt zu erwarten, ob er nun nahe oder fern sein möge, ließ sie sich bewegen, die Möglichkeit einer Scheidung in Erwägung zu ziehen, und heute Abend" —

„Heute Abend," wiederholte Heinrich, mit dem Kopfe nickend. Dann stand er langsam auf, legte die Hände auf den Rücken ineinander und trat mir näher. „Dann ist's für mich erwiesen," setzte er tonlos hinzu.

„Was ist erwiesen?" rief ich ihm angstvoll entgegen, „nun Du Alles weißt, martere auch mich nicht länger!"

Er kam auf mich zu und legte mir die Hand schwer auf die Schulter. „Du kannst diese Frau nicht heiraten, Gerhard, sie hat zur Verbrecherin werden wollen."

Ich schrie auf, wie in wahnsinnigem Schmerz, aber ich begriff ihn nicht. Er zog mich, der ich ihm willenlos folgte, auf das Sopha nieder, setzte sich neben mich und nahm meine Hand in die seine. „Höre mich ruhig und gefaßt an, Gerd," sagte er, „ich will kurz sein. Gerade vor acht Tagen war's, als sie mich fragte, wie lange der Baron wol noch zu leben habe. Ich erwiderte ihr meiner Überzeugung gemäß, daß es noch lange Jahre sein würden. Sie wollte das nicht glauben, es sei unmöglich bei seiner Schwäche, sagte sie, auch könne ja ihm selber nicht daran liegen, in solcher Art fortzuvegetiren. Ich zuckte die Achseln und blieb bei meiner Behauptung. Am nächsten Tage wiederholte sich das gleiche

Spiel mit dem gleichen Erfolg. Nur wurde sie noch dringender, sodaß ich schon damals Verdacht schöpfen mußte und ihr in einem beinahe drohenden Ton entgegnete, es liege ihr vielleicht daran, daß der Baron bald ausgelitten habe, aber nach menschlicher Berechnung werde er ihr diesen Dienst nicht erweisen. Mit diesem brüsken Bescheid verließ ich sie. Tags darauf hatte sie ihre Taktik verändert. Sie kokettirte mit mir, wie sie das auch wol früher schon gethan, hielt meine Hand mit besonderem Druck fest, sah mich eigentümlich verheißungsvoll an und sprach dann, mit Thränen in den Augen, von dem unerträglichen Zustande, in dem der Baron dauernd zwischen Leben und Tod schwebe, und den zu beenden, sei es wie es sei, Pflicht eines wahren Arztes sein müsse. Ich wollte sie nicht verstehen, und als sie mich endlich geradezu fragte, ob ich es für Sünde halten würde, wenn man seine Leiden abkürze, und mir dabei zahllose Fälle nannte, wo Ärzte dies bei hoffnungslos darniederliegenden Kranken gethan hätten oder es diese auf ihre Bitten hin selbst hätten thun lassen, erklärte ich ihr unumwunden meinen Abscheu vor solch' einem Verbrechen und bat sie, wenn sie meine Wiederkehr überhaupt wünsche, nie mehr mit einem Wort darauf zurückzukommen. Danach ließ sie mich mehrere Tage hindurch in Ruhe, zeigte sich mir überhaupt nur flüchtig, wenn ich zu ihrem Gatten kam, und die Sache schien endgültig abgethan. Vorgestern klagte sie dann zu mir über heftige Migraine, die ihr über Nacht keinen Augenblick Schlaf gegönnt habe, und bat mich um ein paar Morphiumpulver, die ihr wenigstens für einige Stunden

Ruhe verschaffen würden. Ich lehnte das ab und verschrieb ihr andre Mittel, die ihr einen gleichen oder vielmehr noch besseren Dienst leisten könnten. Sie nahm das Rezept ohne Widerrede, versicherte mir aber gestern mit Thränen in den Augen, es sei Alles beim Alten geblieben und sie wisse von früher her, daß ihr eben nur Morphium und zwar eine beträchtliche Dosis Morphium Erlösung bringe, das Andre sei Alles bei ihr wirkungslos. Ich setzte mich nieder, um ihr die gewünschten Pulver in einer Dosis, die mir für ihre kräftige Konstitution angemessen dünkte, zu verschreiben. Wie es dann kam, weiß ich nicht, aber mitten im Schreiben überlief's mich plötzlich seltsam, meine Feder stockte, und ein furchbarer Gedanke hob mir die Stirn. Da sah ich sie neben mir stehen, die Augen fest auf das Blatt geheftet, das vor mir lag, die Lippen zusammengepreßt, kreidebleich und mit einem Ausdruck im Gesicht, den ich nicht zu beschreiben wüßte, der mir aber das Blut in den Adern zu Eis gerinnen ließ. Ich konnte nicht weiter schreiben."

Der Sprecher hielt einen Augenblick inne und sah mich an, wie wenn er mich fragen wollte, ob er auch weiter sprechen dürfe. Ich nickte ihm in halber Geistesabwesenheit zu; was nun kam, kommen mußte, ahnte ich ja im Voraus. Nach einer Weile nahm er seinen Bericht wieder auf: „Ich zerriß das Blatt unter dem Vorwand, daß ich mich in den Zahlen geirrt habe und lieber von Neuem beginnen wolle. Dann schrieb ich ein zweites Rezept, aber nicht für Morphium sondern für andre, weißliche Pulver, die etwa das gleiche Aus-

sehen hatten, nur völlig unschädlich waren. Um den Betrug zu verdecken, nahm ich das Rezept mit mir, erklärte der Baronin, daß ich es in der nächsten Apotheke, an der ich ohnehin vorübermüsse, abgeben wolle, und bat sie, vorsichtig mit den Pulvern zu sein, da, mehrere, auf einmal genossen, leicht einen Schlaf herbeiführen könnten, aus dem es kein Erwachen mehr gebe. Dann ging ich; die Hand, die sie mir zum Abschiede reichte, war kalt wie Eis, kein Wort kam mehr über ihre Lippen. Aus der Apotheke ließ ich ihr die Schachtel mit den Pulvern ohne das Rezept zusenden und durfte nun ruhig sein; selbst wenn sich meine furchtbaren Ahnungen bestätigten, hatte ich nun dies Weib davor behütet, zur Verbrecherin zu werden. Zu ungewöhnlicher Stunde, in der man mich in der Villa nicht wol erwarten konnte, trat ich dann heute an das Krankenbett des Barons. Ich fand ihn in tiefem Schlafe, Niemand war bei ihm, als der Diener, der selbst im Lehnstuhl eingenickt war. Auf der Marmorplatte des Nachttisches stand ein Krystallglas, das einen Bodensatz von weißlicher Flüssigkeit enthielt. Ich untersuchte sie und fand unschwer heraus, daß es die Pulver waren, die ich der Baronin verschrieben hatte. Mein Herz stand sekundenlang still bei dieser Entdeckung. Dann weckte ich den Diener, der mir über das Vorgefallene aber keine genügenden Erklärungen zu geben vermochte; ich mußte den Baron selber ausfragen. Das kostete einige Mühe, aber zuletzt erfuhr ich doch durch ihn, was ich mir selber hätte sagen können. Die Baronin hatte ihm gestern Abend ein Glas, mit einer weißen Flüssigkeit gefüllt, an's Bett

gesetzt und ihn aufgefordert, es leer zu trinken, wenn er heute früh frisch gestärkt und munter erwachen wolle. Er habe es auch mit einem Zuge geleert und sei dann eingeschlafen, aber geholfen habe das Mittel wieder einmal nichts, denn er fühle sich so matt und schlafbedürftig, wie nur je; ob ich ihm nicht noch ein paar weitere von jenen Pulvern geben wolle. Ich fragte ihn nach der Schachtel und entdeckte sie in einer Schublade des Nachttisches; drei von den Pulvern fehlten. Wäre es Morphium gewesen, — ich hätte jetzt vor einer Leiche gestanden" —

Er zog seine Hand aus der meinen und stand auf. „Und nun?" stöhnte ich, „weiter, — weiter!"

„Ich bin zu Ende."

„Du hast die Baronin nicht gesehen, — nicht gesprochen?"

„Nein. Ich komme geradesweges von dort zu Dir. In Deine Hände lege ich das Übrige."

Meinen Körper durchdrang es plötzlich mit einer Eiseskälte, daß ich glaubte, alles Blut sei in meinen Adern erstarrt. Meine Zähne schlugen hörbar aufeinander, und ich zitterte unablässig. Ein dumpfes Schweigen trat ein. Dann hatte ich mich endlich so weit gefaßt, daß ich aufspringen konnte. Ich warf meinen Mantel um und griff nach meinem Hut.

„Wohin willst Du?" fragte Heinrich.

„Zu ihr. Wohin sonst?"

„Soll ich Dich begleiten? Bedarfst Du meiner Hülfe?"

„Nein, laß mich nur allein. Ich werde es zu Ende bringen. Hab' Dank und — schweige!"

Wir gingen gemeinsam die Treppe hinunter. Drunten schüttelten wir uns wortlos noch einmal die Hände, dann nahm ich die nächste, vorüberrollende Droschke und fuhr der Bellevüestraße zu. In mir sah es chaotisch aus. Wie schnell, wie furchtbar schnell war das Alles auch gekommen! Und welch' ein Sturz von der Höhe meiner kühnsten, seligsten Hoffnungen in diesen Abgrund des Wehs! Nur das Eine wußte und empfand ich klar: nun ist Alles, Alles aus. Das Übrige verschwamm und verwirrte sich haltlos in meinem Innern. „Eine Mörderin!" sprach ich vor mich hinaus, „eine Mörderin! Und sie hat dein Weib werden sollen!" Ich hätte dabei laut aufschreien mögen vor Schmerz, aber es kam nur, wie ein dumpfes Stöhnen, aus meiner Brust herauf.

Wie langsam wir weiter kamen! Endlich, endlich hielt der Wagen, und ich durfte hinaus; mir war's, als hätte ich ersticken müssen, wenn ich noch länger darin geblieben wäre. Ich sprang die Stufen empor. Da flog auch schon die Thür des Salons auf, und in ihrem Rahmen stand Alexandra. Ihr Haar war gelöst, ihr Antlitz von Schreck und Angst verzerrt, ihre Augen glühten in unheimlichem Feuer. So erwartete sie mich, und ihr Anblick lähmte mir die Zunge.

„Alexandra," ächzte ich nur heiser; fast wäre ich neben ihr auf der Schwelle niedergesunken.

Als sich dann die Thür hinter uns geschlossen hatte, sagte sie hastig: „Ich wußte, daß Du kommen würdest. Der Doktor war bei Dir. Da er Dein Freund ist, wird er schweigen; ich habe es nur darauf-

hin gewagt. Wir müssen nun fliehen, — gleichviel wohin? Am Liebsten noch heute Nacht."

Ich starrte sie an und begriff nicht, was sie sagte. „Fliehen?" wiederholte ich, wie geistesabwesend, „fliehen?"

Sie machte eine ungeduldige, herrische Bewegung. „Wozu fragst Du noch? Du wolltest es ja ohnehin. Nun geschieht es früher, als Du es geplant hattest, — das ist Alles."

Ich schüttelte den Kopf. „Ich fliehe nicht mit Dir, Alexandra. Ich habe keine Gemeinschaft mehr mit einer Mörderin."

Sie schrie auf, trat dicht vor mich hin und preßte mir ihre Hand auf den Mund.

„Wahnsinniger!" zischte sie, „und wenn ich's gethan, wenn ich's zu thun versucht habe, — um wen geschah's, wenn nicht um Dich?"

„Um mich?" wiederholte ich stotternd, besinnungslos, „Du rasest! Gebot ich Dir's? Nicht mit einem Gedanken habe ich das Furchtbare — Du bist im Fieber, Du weißt nicht, was Du sprichst, so wenig wie Du zuvor wußtest, was Du gethan. Ein Zufall nur hat Dich vor dem Entsetzlichen bewahrt, das Du nicht einmal hättest denken sollen. Thu' Buße, Alexandra, aber klage nicht mich an, der ich unschuldig bin an diesem Ungeheuren, und denke nicht an neuen Frevel, wo Dich doch der alte noch zu Boden drücken sollte, — thu' Buße, sage ich" —

Ein irres Lachen brach sich von ihren Lippen Bahn. „Du willst mich jetzt auch verlassen, da die That mißlang, weil er mich hinterging? Er wußte, was ich

vorhatte, und betrog mich. So bin ich schuldfrei geblieben, und Keiner kann mir an's Leben. Auch sonst hätte es ja Keiner gekonnt. Wer hätte mir's denn beweisen wollen? Er hätte ja die Pulver selbst nehmen können, auch ohne mein Zuthun. Und Dein Freund, wenn er wirklich Dein Freund ist und wenn er wirklich in mich verliebt ist, wie sie's Alle sind, hätte mich nicht verrathen. Nur deshalb nahm ich ihn ja seinerzeit in's Haus, — ich dachte, auf ihn könnte ich in allen Fällen bauen. Und ich wollte, ich mußte befreit sein. Dieser Kranke, der nun schon seit Jahren jeden Tag auf's Neue stirbt, dieses Zerrbild eines Mannes an meiner Seite vergiftete mein Leben, zerstörte mein Dasein, tödtete mich geistig in jeder Stunde seiner jammervollen Existenz. Durch ihn starb ich tausendfachen, seelischen Tod, — ich mußte, um mich selbst zu retten, ihn vernichten — Einer von uns Beiden mußte untergehen, und weshalb sollte ich's sein, da doch er dem Grabe schon so nahe war? Dein Freund sollte ihm vollends hinüberhelfen, aber dieser Feigling weigerte sich. So mußte ich's selber thun. Begreifst Du das nicht? Und nun mißlang's, er entdeckte mein Vorhaben, und wir müssen fliehen, — hörst Du? fliehen! Weshalb zauderst Du noch?"

Sie packte mich mit ihren beiden Händen an den Schultern und rüttelte mich so gewalsam aus der Erstarrung wach, in die ihre Eröffnungen mich versetzt hatten.

„Nie," brach ich nun zusammenschaudernd aus, „nie geh' ich mit Dir, — Verbrecherin, Mörderin, nie! Nicht einmal wiedersehen will ich Dich je. Flieh', —

verbirg Dich, wo Du willst, — mein Fluch folgt Dir nach. Du hast mich, der ich zu schwach und zu erbärmlich war, um Dir zu widerstehen, an Leib und Seele zu Grunde gerichtet, — das vergebe Dir Gott! Aber Du hast Dich auch zur Mörderin erniedrigen wollen, und das kann Dir kein Gott jemals vergeben. Fliehe, — thu' Buße und fliehe! Du bist in meinen Augen nichts Besseres mehr, als eine feile Dirne, — eine Metze" —

Sie schrie in wahnsinnigem Schmerz auf: „Gerhard!" Dann sank sie, wie gebrochen, auf ihre Kniee vor mir nieder. Ich ergriff sie bei ihren beiden Händen. „Schwöre mir, daß Du ihm fortan nicht mehr nach dem Leben trachten willst, mit keinem Gedanken, mit keinem Athemzuge mehr — Schwöre mir das, Weib, wenn Dir Dein Leben lieb ist."

Ich war, wie außer mir, der Schaum stand mir vor dem Munde. Sie wand sich in ohnmächtiger Qual vor mir auf dem Teppich.

„Schwöre mir's!" schrie ich mit furchtbarer Stimme.

„Ich schwöre es bei Allem, was mir heilig ist" —

Ich ließ sie los. „Dann sind wir zu Ende." Ich hatte schon ein paar Schritte auf die Thür zu gemacht, als ich mich noch einmal nach ihr umwandte. „Weshalb thatest Du's?" rief ich ihr zu, „nur weil Du die Welt scheutest und lieber als Wittwe, denn als geschiedene Frau, als Entflohene und Entführte, mir angehören wolltest? Bekenne!"

„Weil ich ihn glühend hasse, der mir meine Jugend zerstört und jeden Blutstropfen in mir vergiftet

hat, — ich sagte Dir's schon, — begreifst Du es denn nicht?"

„Und Du glaubtest, neben mir weiter leben zu können mit dieser Blutschuld auf der Seele?"

„Ich hätte ihn ja nur von Jahren der Qual erlöst, die ihm noch bevorstehen. So stirbt er hundertfachen Tod. Ich wäre seine Wohlthäterin geworden, — der Tod ist seine einzige Arznei."

„Du hassest ihn und wolltest ihm doch wohlthun? Du rasest, Weib! Du bist eine Irrsinnige oder eine Verworfene. Deine Nähe bringt Gefahren, — ich verlasse Dich. Aber gedenke Deines Schwures!"

„Gerhard!" schrie sie mir verzweifelungsvoll noch einmal nach. Ich hörte nicht mehr darauf, die Thür fiel hinter mir in's Schloß, und ich stürmte in's Freie. Draußen überlegte ich, wohin ich mich nun wenden solle. Der Abendwind pfiff um die Straßenecke, und mich fror. Nach Hause konnte ich nicht, ich hätte es in der Einsamkeit dort nicht ertragen, mich vor mir selber gefürchtet. Sollte ich zu Heinrich gehen? Ich hatte keinen Freund, als ihn, aber welchen Trost konnte er mir bieten? Da plötzlich fiel mir ein, daß man mich ja daheim erwarte, daß Tante Babette krank sei, daß ich schon vor zwei Tagen hatte kommen sollen, als jene Sirene mich nicht freigegeben hatte. Zu ihr mußte ich, bei ihr fand ich, was ich suchte: Linderung dieser brennenden Schmerzen im Inneren, Ruhe, Frieden. Zu ihr! Zu ihr! mahnte es mit hundert Stimmen in mir. Ich rief die nächste Droschke an und fuhr, wie ich da war, zum Bahnhof. Eine Stunde später ging der

Nachtzug. Ich löste ein Billet, sprang in das erste Coupée und drückte mich in die dunkelste Ecke desselben, bis der Pfiff der Lokomotive die Abfahrt verkündete und wir langsam aus der weiten Halle in's Dunkel hinausrollten.

XI.

Beim Morgengrauen wanderte ich durch die Straßen der alten Vaterstadt. Ich hatte die Nacht in unaufhörlichem Sinnen und Grübeln hingebracht, und Gedanken und Vorstellungen waren in mannigfachster Gestalt an meiner wachen Seele vorübergezogen, um mir mich selbst zu zeigen, wie ich gewesen und wie ich dann geworden war. Und nun, da die Häuser der alten, wunderlichen Stadt zu mir herabgrüßten, in der meiner Jugend Traum sich abgespielt, nun schüttelte ich plötzlich all' das Dunkle, all' das Furchtbare und all' das Erniedrigende von mir ab, das auf meiner Seele gelastet hatte, und mir war's, als läge es weit hinter mir und ich dürfe darüber hinaus als ein neuer Mensch in's neue Leben schreiten. Es waren Gedanken des Friedens und der Versöhnung, die mich heimsuchten, als fühlte ich schon etwas von dem Geist der Stille und Zufriedenheit zu mir herüberwehen, der in Tante Babette's blumengeschmücktem Zimmer heimisch war und mir so oft die stürmische Seele in Ruhe gewiegt hatte. Wenn ich vor ihr Buße that, wenn sie ihre Hand segnend auf meine Stirn legte, mußte ja wieder Frieden in mein Inneres einkehren, und wenn sie mir verzieh, war ich entsündigt. Es war freilich eine lange Zeit, in der ich den Götzen gedient und die Götter in meiner Brust verleugnet hatte.

Es war noch still in den Straßen, kaum hie und da war das Leben schon erwacht. Ich wanderte auf Umwegen der Brunnenstraße zu, sah den Mastenwald der zahllos aneinandergedrängten Schiffe auf dem Strom dem Grau des Morgennebels entsteigen, blickte zu der dunklen Masse des jetzt laublosen Buchenwalds am jenseitigen Ufer hinüber und ließ tausend Kindheitserinnerungen wieder in mir lebendig werden. Sie kamen mit dem emporklimmenden Morgenlicht herauf und erfüllten mir die Seele, in der noch vor Kurzem dichte Finsterniß geherrscht hatte, mit Glanz und Licht. Je weiter ich wanderte, je mehr bekannte Straßenecken und Plätze ich wiedersah, an die alle sich für mich eine Erinnerung knüpfte, je tiefer ich mich in das versenkte, was einst gewesen und was scheinbar nun so lange schon hinter mir versunken war, desto stiller und friedlicher wurde mir's zu Sinne. Und als ich nun endlich durch die alte, braune Hausthür in das Eckhaus der Brunnenstraße trat und der schrille Klingelton über den halbdunklen Korridor hinscholl, als ich die morsche, unter meinem Fußtritt knarrende Holztreppe hinanstieg, da ward mir fast so weihevoll zu Mute, als hätte ich, ein Gläubiger, das Gotteshaus betreten, um vor dem Marienbilde niederzuknien und zu beten.

Und sonderbar war's: gerade als ich droben an der geheimräthlichen Wohnung vorüberkam und die beiden Stufen auf dem Hausflur hinabstieg, trat ein Pfarrer in vollem Ornat aus Tante Babette's Wohnung und tauschte ein paar geflüsterte Worte mit einem kleinen Herrn im Gesellschaftsanzuge, der, mit einem großen Buche unter dem Arm, neben

ihm zur Thür hinausschritt. „Das war wol im letzten Augenblick," glaubte ich ihn sagen zu hören, „und eine wunderliche Idee ist's; ich wenigstens habe nie etwas Ähnliches erlebt oder auch nur davon gehört."

„Und sie leben seit zwanzig Jahren oder mehr im gleichen Hause," erwiderte der kleine Herr, „es ist absolut unverständlich, — absolut."

Sie gingen an mir vorüber, und ich mußte mich gegen die Wand lehnen, weil mich ein plötzlicher Schwindel gepackt hatte. Was bedeutete das? Ein Pfarrer im Ornat in der Wohnung Tante Babetten's? Und er hatte gesagt, es sei wol der letzte Augenblick gewesen? Ein furchtbarer Gedanke durchzuckte mich. Tante Babette lag im Sterben, hatte nach kirchlichem Trost verlangt, war in dieser Minute vielleicht schon todt, und ich — ich hatte ihren Ruf unbeachtet gelassen, war nicht an ihr Krankenbett, nicht an ihr Sterbebett geeilt, als sie nach mir verlangt hatte, weil jene Teufelin mich zu fest mit ihren weißen Armen umstrickt hielt und mir die Gedanken meines Kopfes, die Empfindungen meines Herzens fortküßte mit ihren sündigen, heißen, lodernden Küssen.

Wie ein banges, verzweifeltes Stöhnen brach es sich von meinen Lippen Bahn. Dann stürzte ich fort, auf die nächste Zimmerthür zu. Sie war verschlossen. Ich riß die zweite auf. Dort stand unsere alte Köchin im Zimmer, hielt sich die Schürze vor die Augen und weinte. Es krampfte mir das Herz zusammen, aber ich mochte sie nicht fragen, warum sie weinte. Ich wußte es ja, — und doch konnte, doch durfte es nicht sein! Die Beine versagten mir beinahe den Dienst, vor den

Augen verschwamm mir Alles gestaltlos ineinander, und nur mein Herz schlug so laut, — so wild, als wollte es mir die Brust zersprengen. Aus dem Nebengemach, — Tante Babette's Schlafzimmer, — schollen gedämpfte Stimmen herüber. Ich glaubte sie zu erkennen. War das nicht der alte Herr Hieronymus Wandermann, der da eben mit einer, von Schluchzen beinahe erstickten Stimme sprach? Aber wie kam der an Tante Babette's Krankenlager? Und nun, — horch! eine leise, milde, wundersam zu Herzen gehende Stimme antwortete ihm. Das war Tante Babette, das konnte Niemand anders sein, als sie selbst. Also sie lebte doch noch, — sie lebte! Es war Alles nur ein böser Traum, eine wüste Fantasmagorie gewesen, — sie lebte, in der nächsten Sekunde durfte ich ihre Hände fassen, sie mit meinen Küssen, mit meinen reuigen Thränen bedecken — Oh, Gott sei Dank! Gott sei Dank! Wie ein erleichterndes Aufseufzen kam es aus meiner Brust, und dennoch stockte mein Fuß noch immer, ich wollte weiter und konnte doch nicht, wie eine Lähmung hielt es mich gefangen.

„Und Gerhard kommt noch immer nicht," hörte ich die milde, wehmütige Stimme nebenan plötzlich sagen. Das brachte mit einem Male das Leben in mich zurück. „Er kommt, er kommt, Tante Babette!" rief ich laut und stürzte über die Schwelle in das Nebengemach, — an ihr Lager, — sank neben ihm zu Boden nieder, legte meine Stirn gegen den Bettrand und schluchzte, schluchzte, wie ein Kind.

Sekundenlang wußte ich dann nichts mehr, bis ich Tante Babette sagen hörte: „Du kommst spät, Gerhard."

Es klang nicht wie ein Vorwurf, sondern nur wie Trauer daraus an mein Ohr. Ich richtete mich auf und sah sie zum ersten Male an. Wie bleich, wie leichenhaft sah sie aus, — eher einer Todten, als einer Lebendigen ähnlich. Nur die Augen, die mich voll Milde und Ernst anblickten, waren noch die gleichen. Und diese Augen sahen durch die meinen hindurch bis in die Tiefe meiner Seele, wie sie es von jeher vermocht hatten, und sie lasen aus meinen vergrämten, kummervollen Zügen klar und deutlich die ganze Geschichte meines Leidens und meiner Verirrungen, ohne daß ich ihrer mit einem Worte hätte erwähnen müssen. Und dann fügten ihre Lippen den ersten Worten begütigend hinzu: „Aber noch nicht zu spät, Gerhard.“

Dann schlossen sich ihre Augen, und ihre abgemagerte Gestalt sank in die Kissen zurück, während ihre fieberheißen Hände auf meinem Haar ruhen blieben. Eine geraume Zeit verging so. Der Athem kam nur leise noch aus der kaum merklich sich hebenden und senkenden Brust. Ich sah mich angstvoll nach Hülfe um.

Noch zwei Personen, die ich bisher nicht beachtet hatte, befanden sich außer mir im Gemach. Am Fußende des Lagers stand Herr Hieronymus Wandermann, den ich zum ersten Male in meinem Leben nicht in hechtgrauer Gewandung sondern im Gesellschaftsanzuge sah. Sein runzeliges Gesicht mit den wirren, grauen Haarsträhnen darüber, sah verhärmt aus, aber seine braunen, glänzenden Augen blickten mit eigentümlichem, fast überirdischen Schimmer in's Leere hinaus; seine Hände waren wie zum Gebet gefaltet.

Im Hintergrunde des Zimmers aber saß der alte Arzt, den ich von der Zeit her, wo er mich selbst als Primaner während meiner schweren Krankheit behandelt hatte, die ich mir bei jenem Rencontre mit Ruprecht von Lossow auf dem Eise um Alexandra's willen zugezogen, noch recht wohl im Gedächtniß hatte. Als er jetzt meinen bittend auf ihn gerichteten Blick gewahrte, stand er auf und kam leise näher heran. Er ergriff die Hand der Kranken und fühlte nach dem Puls, dann legte er sie sachte wieder zurück und schüttelte den Kopf, als wollte er sagen: „Noch nicht." Ich verstand ihn und ließ ihn sich auf seinen Platz wieder zurückziehen. Seine Hülfe war hier vergeblich geworden.

Mit ängstlicher Spannung erwartete ich den Augenblick, wo Tante Babette die Augen wieder aufschlagen würde, und endlich kam dieser Augenblick auch. Und dann lächelte sie mir wehmütig zu, nachdem sie mich eine Weile mit tiefer Zärtlichkeit betrachtet hatte, und sagte so leise, daß es nur immer, wie ein Hauch, über ihre Lippen zu gehen schien: „Armer Gerhard! Du bist nur hergekommen, um mich sterben zu sehen. Das ist kein schöner Anblick, aber es mußte ja wol einmal so kommen; wir Alten haben ein Anrecht darauf, uns von euch die Augen zudrücken zu lassen. Und ich gehe erst von Dir, nun Du ein Mann geworden bist und auf eigenen Füßen stehst. Wenn Du trotzdem einmal Rath und Hülfe nötig hast, Gerhard, — denn Du bist noch jung, und Dein Blut wallt heiß, ich weiß es; — dort steht Einer, den Du von dieser Stunde an als Deinen Vater betrachten mußt. Noch sterbend habe ich ihm

meine Hand gereicht, weil er's so wollte und weil ich's ihm zwanzig Jahre lang verweigert hatte, sein Weib zu werden, — vielleicht mit Recht, vielleicht mit Unrecht, ich weiß es nicht; aber ich habe allezeit sein Bestes gewollt und das Deine und mein eigenes Herz dabei nicht um Rath gefragt. Er weiß wenig von den Dingen dieser Welt, aber er wird Dir treu zur Seite stehen in Not und Gefahr, wenn immer Du ihn anrufst; denke daran, Gerd."

Sie winkte mit einem Aufblick ihrer Augen Herrn Hieronymus Wandermann näher an ihr Lager heran und legte dann mit einer letzten Kraftanstrengung seine und meine Hand ineinander. Wir sprachen Beide nichts dabei, aber wir preßten unsere Hände fest und verstanden uns. Nach einer Weile fing Tante Babette wieder zu sprechen an aber noch leiser, in noch größeren Zwischenräumen, wie vorher: „Sei glücklich, Gerhard! Finde Dein Glück darin, den wahren Göttern des Lebens zu dienen! Du weißt: es ist meine alte Lehre, die ich schon dem Kinde gepredigt habe. Du bleibst in einer Zeit zurück, wo die idealen Güter des Lebens mehr und mehr mißachtet werden, wo Alles dem Mammon dient und dem Schein nachjagt, wo ein Geschlecht von charakterlosen Strebern und Heuchlern unter der Sonne der Gnade heranwächst und die freie Gesinnung und der hochfliegende Gedanke verhöhnt, verleumdet und unterdrückt werden. Bleibe Dir auch in solchen dunklen Zeiten selber getreu, Gerhard, verzweifle an Deinen Göttern nicht, kehre zu ihnen zurück, wenn Du sie je verleugnetest. Mache deinem Namen Ehre und sei hart

gegenüber den Waffen deiner Feinde, die gegen das Licht, gegen die Freiheit, gegen die Wahrheit ankämpfen. Und gedenke der Manen Deines Vaters! Es ist eine andre Zeit, in der Du zum Manne herangereift bist, und das Frühlingswehen jener Zeit, der Dein Vater zum Opfer fiel, begreift das neue Geschlecht kaum mehr. Aber auch in dieser großen, neuen Zeit erheben die alten Feinde des Rechts und des Lichts ihr Haupt und es gilt, gegen sie zu fechten, auch in ihr wachsen Herrschsucht und Tyrannei, Lüge und Unterdrückung, Ungerechtigkeit und Anmaßung herauf, und es ist die heilige Aufgabe der Jugend, sie mit Feuer und Schwert zu bekämpfen, bis sie ausgerottet sind. Sei von jenen Kämpfern Einer, Gerhard; nur so erfüllest Du das heilige Vermächtniß deines Vaters, das ich, wie eine Vestalin das göttliche Feuer, in Deinem Herzen zu behüten mich allezeit gemüht habe, soweit meine schwachen Kräfte reichten. Diene den Göttern in Deiner Brust, Gerhard, und Dein Loos wird ein glückliches sein, auch wenn die Menschen Dich nicht beneiden; — und nun küsse mich noch einmal, — ich kann nicht mehr, — leb' wohl" —

Ihre Stimme erstarb in kaum mehr vernehmbarem Flüstern. Ich warf mich, von Rührung überwältigt, wieder vor ihr hin und bedeckte erst ihre Lippen, dann ihre Hände mit meinen Küssen. Mir war's, als fiele es dabei wie Schlacken von meiner Seele ab, und ich fühlte das Wehen eines neuen Geistes mächtig über mich herströmen. „Tante Babette," flüsterte ich, „bleib' bei mir, — ich kann, ich will dich noch nicht entbehren. Seit ich dich verließ" —

„Still, still," unterbrach sie mich, „ich will nichts hören. Mache das Alles mit Dir selber aus, was hinter Dir liegt — Vor Dir aber liegt der Tag, — dessen sei eingedenk, — der Tag und das Glück, denn der Kampf ist Glück, — leb' wohl, Gerhard, — leb' wohl, Hieronymus — du hast mich lebenslang treu geliebt, hab' Dank dafür! Rückt mir die Kissen höher, — so, so, — Dank Ihnen, Doktor, — Dank euch Allen — denkt meiner manchmal — lebt wohl" — —

Sie hielt meine und Herrn Hieronymus' Hände mit ihren beiden Händen umfaßt, ihr brechendes Auge suchte uns noch einmal, und als ihr Athem dann immer leiser ward und endlich ganz verstummte, fühlten wir den Schauer des Todes aus den in den unseren erkaltenden Händen zu uns hinüberströmen. Der alte Arzt drückte ihr sacht die Augen zu. Dann trat tiefe Stille ein, kaum daß wir selber zu athmen wagten. Mir war das Bewußtsein dessen, was geschehen war, noch nicht gekommen. Ich starrte auf das bleiche, todesruhige, friedlich lächelnde Antlitz nieder und meinte, Tante Babette schlafe wol nur. Es war Alles zu schnell, zu plötzlich gekommen. Gestern noch war ich fern von ihr gewesen, ohne eine Ahnung dessen, was meiner wartete, und nun, da ich kaum das alte Haus wieder betreten, in dem meiner Jugend Lust und Leid hingeronnen, nun stand ich am Todtenbette derer, die, solange ich denken konnte, mir Vater und Mutter gewesen war! Das übte eine erstarrende Wirkung auf mich aus, ich konnte nicht weinen, ich war keiner Regung, keines Gedankens fähig.

Wie lange das währte, weiß ich nicht. Es war ein

lauter Aufschrei, der mich in's Bewußtsein zurückrief. Hieronymus Wandermann hatte, gleich mir, stumm und thränenlos geraume Weile hindurch neben der Todten gestanden, bis er plötzlich vor dem Lager in die Kniee sank und schluchzend, die beiden Hände vor das zuckende Antlitz schlagend, aufstöhnte: „Babette, Babette, — mein Weib!“ Das gab auch mir das Leben zurück.

Ich raffte mich auf, überließ ihn seinem Schmerz um die Verlorene, die er eben erst gefunden hatte, und schlich mich leise aus dem Gemach. Auch der Doktor war still davongegangen. Ich trat in das nebenanliegende Zimmer, das Tante Babette's Wohnzimmer gewesen war. Dort stand und lag Alles, wie sonst, wie ich es seit meiner frühesten Kindheit gekannt hatte. Auf dem Fensterbrett blühten Geranien und Pelargonien zwischen den Töpfen mit Stachelgewächsen und Epheuranken. Davor stand der altmodische Nähtisch mit einer angefangenen Arbeit, gerade als ob Tante Babette nur für einen Augenblick davon aufgestanden und in's Nebenzimmer hinübergegangen sei. An den Wänden hingen die nämlichen, alten Bilder und vom Bücherschrank schimmerten die Goldrücken der Klassiker herab, — Alles, Alles, wie sonst. Still war's drunten in der schmalen Gasse, und matt nur fiel das Licht des spät anbrechenden Tages durch die Fenster mit den schlichten, weißen Vorhängen. Noch der gleiche, anheimelnde Duft, wie ehemals, schien hier durch den Raum zu schweben. Welch' ein Geist des Friedens und der Stille waltete hier, wie verschieden von den berauschenden, exotischen Wohlgerüchen im Boudoir jener Frau, die mir Herz und Sinne

so lange umstrickt hatte, wehte es mir hier lindernd und sänftigend um die Stirn! Ja, hier, hier konnte ich wieder genesen, hier den wüsten Traum vergessen, der jede freie Regung meines Inneren lähmte. Ich warf mich auf das Sopha, da mich eine plötzliche Müdigkeit zu überwältigen begann. Vor mir auf dem runden, mit dunkelgrüner Decke überspreiteten Tische lag ein aufgeschlagenes Novellenbuch, in dem Tante Babette noch, als sie ihre letzte Mittagsruhe hier gehalten, gelesen haben mußte. Ich nahm es auf, und mein Auge fiel auf die letzten Zeilen der geöffneten Seite; dort las ich: „An Göttern kann man zweifeln, aber an Götzen nicht. Die schafft man und schmückt man täglich neu, die liebt man, wie der Künstler sein Werk; sie bleiben gut und schön, so lange das Auge offen ist, das in ihnen das Gute und Schöne sieht“ —

Das Buch entsank meiner Hand, und ich fühlte die erste Thräne an meiner Wimper. Ich schämte mich ihrer nicht sondern begann zu weinen, wie ein Kind; nun plötzlich wußte ich, wen und was ich verloren hatte. — —

— — — — — — — — — — —

Es war drei Tage später, und wir hatten am Morgen Tante Babette draußen auf dem Friedhof unter den alten, dunklen Weymutskiefern begraben. Nun saßen wir Beide, Herr Hieronymus und ich, in dem Hofzimmer beisammen, in dem der große Flügel stand und die Musikinstrumente, Notenhefte und Pulte darumher, in dem stillen Raum, in dem Herr Hieronymus seit langen, langen Jahren fern von der Welt nur seiner Kunst lebte, aus dem die wundersamen Töne, die er

seiner Geige zu entlocken wußte, allnachmittäglich über den sonnenlosen Hof hinauszitterten und in dem er Esther Fränkel, die Tochter des Alttrödlers, dereinst in das Reich der Klänge und der Harmonien eingeführt hatte. Und Herr Hieronymus hatte das kleine Bild, das unter dem vergilbten Kranz mit der ausgeblichenen Schleife über dem Flügel hing, herabgenommen und hielt es mir vor die Augen, während ihm selbst Thränen den Blick verschleierten.

Ja, Esther Fränkel hatte Recht gehabt, als sie mir damals, — vor langen, langen Jahren, — erzählt hatte, das Bild über ihres Lehrers Klavier, dessen Klangfülle ihr zum ersten Male die Seele berauschte, stelle meine Tante Babette dar. Sie war es wirklich. Das Bild mußte schon sehr alt sein, auch die Haartracht und die Kleidung berührten mich fremdartig darauf, aber die Züge des lieben, klugen, stillen Gesichts waren die nämlichen, an denen hatten die Runzeln des Alters bis zur letzten Stunde nichts zu wandeln vermocht. Ja, sie mußte einmal sogar schön gewesen sein, Tante Babette, und es war seltsam, daß mir das eigentlich niemals zum Bewußtsein gekommen war. Dies feine Antlitz mit den regelmäßigen Zügen, aus denen soviel Güte und Milde sprach, mußte dereinst elektrisirend auf Männerherzen gewirkt haben, und wenn Tante Babette doch unvermählt geblieben war bis zu ihrem letzten Lebenstage, an dem sie dem alten Jugendfreunde noch ihre Hand gereicht, so mochte sich wol eine besondere Geschichte daran knüpfen. Auch das Bild, das ich da zwischen meinen Händen hielt, deutete darauf hin.

Und doch mochte ich Herrn Hieronymus nicht danach fragen, wie Alles gekommen war. Der alte Mann war so tief erschüttert, oft so fassungslos in seinem Schmerz, daß ich ihn schonen mußte. Ich gab ihm das Bild zurück und fragte nach Tante Babette's Krankheit, wie und weshalb Alles so schnell hatte kommen müssen. Ich that es nur, um unser Schweigen endlich mit einer Frage zu unterbrechen, denn der Arzt hatte mir über Entstehung und Verlauf der Krankheit schon berichtet. Tante Babette war ihrem übergroßen Liebeseifer für die Armen, deren Wohlthäterin sie schon so lange gewesen, zum Opfer gefallen; in den ärmeren Stadtvierteln hatte eine bösartige Typhusepidemie geherrscht und sie hatte sich trotz aller Warnungen der Gefahr einer Ansteckung zu wiederholten Malen ausgesetzt, bis sie ihr endlich erlegen war. Die Krankheit hatte von vornherein einen so schlimmen Charakter angenommen, daß die ärztliche Kunst, wie so oft, machtlos gewesen war und Tante Babette selbst ihren baldigen Tod vor Augen gesehen hatte, auf den sie sich dann ruhig und ergebungsvoll vorbereitet.

Herr Hieronymus erzählte mir bereitwillig und mit allen Einzelheiten noch einmal, was ich schon wußte. Dann trat abermals Schweigen ein, bis er plötzlich fragte: „Hat Ihnen Babette" — er nannte sie jetzt stets so — „früher erzählt, daß wir einmal verlobt, — sozusagen verlobt waren, Gerhard?"

Ich verneinte.

„Ich hätte mir's denken können," sagte er und nickte vor sich hin, „es war ihre Art nicht. Wenn Sie

aber jenes — jenes seltsame Begebniß an ihrem Sterbetage begreifen und würdigen wollen, so müssen Sie es erfahren. Es ist wol jetzt die rechte Stunde dazu, um es Ihnen zu erzählen und es ist auch keine lange, im Gegenteil eine ganz kurze Geschichte, die nur für den bedeutungsvoll ist, den sie angeht. Wollen Sie mich hören?"

„Gern."

Er nahm das Bild, das er vorher auf den Deckel des Pianos gelegt hatte, wieder in die Hand und, während er sprach, blickte er von Zeit zu Zeit darauf nieder; ja, mir war's, als nickte er ihm auch wol verstohlen dabei zu. „Ich bin der Sohn eines armen Organisten auf einem weltentlegenen Dorfe," begann er, „und hatte viele Geschwister. Einen von uns wollte der Herr Pfarrer, der selber kinderlos war, in seine besondere Obhut nehmen, ihn die Lateinschule und die Universität besuchen lassen und zu seinem Nachfolger heranziehen. Darüber kam's zu einem erbittertem Wetteifer zwischen uns Brüdern, denn wer am Besten lernte und am Meisten Verstand zeigte, den wollte der Herr Pfarrer auswählen, und die Andren mußte der Vater sobald als möglich bei einem Handwerker in die Lehre thun, höchstens daß er noch Einem bis in's Seminar und bis zum zukünftigen Volksschullehrer verhelfen konnte. Wie es zuging, weiß ich nicht, denn ich war sicherlich nicht der Gescheidteste unter uns fünf Brüdern, höchstens der Fleißigste und dann auch der Träumerischeste dazu, aber der Herr Pfarrer erwählte zuletzt mich zu seinem Schützling, und daß ich gegen eine solche Ehre und Bevorzugung, so wenig ich mich ihre würdig dünkte,

nichts einzuwenden hatte, versteht sich von selbst. Und so kam ich aus dem Vaterhause in die Stadt, auf's Gymnasium, zu fremden Leuten und sollte lernen und mich auf meinen zukünftigen Beruf vorbereiten. Und das ging auch zu Anfang Alles recht gut. Das Lernen machte mir Freude, und wenn mir vom Vater her auch das Musiziren im Blute steckte und ich's vor Allem darauf abgesehen hatte, möglichst oft und möglichst lange am Piano zu sitzen, das bei meinem „Pensionsvater" in der Wohnstube stand, so versäumte ich doch meine Schularbeiten nicht darüber sondern übte nur meine Tonleitern und kleinen Musikstücke, während die Andren sich draußen im Freien erlustigten. Das war meine beste Erholung und mein einziger Zeitvertreib. Musikunterricht hatte ich keinen mit Ausnahme der Singstunden im Gymnasium, wo wir denn auch das Notdürftigste von Noten und Takt erlernten, sondern mußte mir selber forthelfen, so gut und so schlecht es eben gehen wollte. Aber dies Selbststudium war's gerade, was mich mit Stolz und hoher Befriedigung erfüllte, und weil denn wirklich so ein Funken Talent in mir schlummerte, brachte ich's mit der Zeit auch zu etwas und hätte mich wol hören lassen können. Aber da lag's eben: vor Andren konnte ich ganz und garnicht spielen, und einzig wenn ich allein war, dann quollen mir die Töne nur so unter den Fingern hervor, ich wußte selber nicht, woher sie kamen und wie ich sie herauszulocken verstand. Und je mehr ich mir dessen bewußt ward, daß ich das Piano mit einer Art von Souveränetät beherrschte, die mir von außen gleichsam zuflog, desto

mehr Zeit verbrachte ich auch daran und es konnte schließlich nicht ausbleiben, daß die Schularbeiten darunter litten und meine Lehrer über mich Klage führten. Mein „Pensionsvater" war ein verständiger Mann. Er hatte mich allzeit frei gewähren lassen, und weil er begriff, daß in mir so eine Art Musiker steckte, der sich im schwarzen Talar doch nicht würde verbergen lassen, so schrieb er an meinen Protektor auf dem Dorfe, so und so ständen die Dinge und es werde wol nichts übrig bleiben, als mich zum Musiker ausbilden zu lassen, denn, wenn auch einmal nichts andres aus mir würde, als mein Vater es geworden sei, so sei doch ein rechter Organist auf dem Dorfe immer noch etwas Besseres, als ein Pfarrer, der nicht mit Leib und Seele Pfarrer sein könne. Aber da kam der Wackre übel an. Der Herr Pfarrer hatte es sich einmal in den Kopf gesetzt, mich zu seinem Amtsnachfolger zu erziehen, — wechseln konnte er auch nicht mehr, denn meine Brüder waren inzwischen schon in die Lehre gekommen, — und nun sollte es dabei bleiben. Ich kam also in ein andres Haus, unter strengere Zucht und erhielt die ausdrückliche Verwarnung, meinen Büchern getreu und vom Piano hübsch fern zu bleiben; nur ein Choral ward mir hin und wieder zu spielen verstattet, denn das reichte für meine künftige Laufbahn hin, wie man mir sagte. Anfangs hielt ich das Gebot auch und suchte den Büchern mehr Geschmack abzugewinnen, als bisher, aber allmälig wurde ich schwermütig darüber, daß man mir nicht mehr gestatten wollte, solange am Klavier zu sitzen, als es mir um's Herz danach war, und, nun ich alle meine

Gedanken und Empfindungen nicht mehr, wie früher, in Tönen ausströmen durfte, fehlte mir etwas, das mir durch nichts ersetzt werden konnte. So ließ ich den Kopf hängen und ward ein menschenscheuer, unlustiger, träumerischer Sonderling schon in meinen jungen Jahren, und das bin ich ja dann wol bis auf den heutigen Tag geblieben."

Herr Hieronymus schwieg hier einen Augenblick und betrachtete das Bild, das er in den Händen hielt, so aufmerksam, wie wenn er es befragen wollte, ob das wirklich wahr sei, und das Bild mochte ihm wol irgendeine befriedigende Antwort darauf gegeben haben, denn er lächelte still vor sich hin, ehe er nach einer Weile fortfuhr:

„Um jene Zeit saß Ihr Vater auf der gleichen Schulbank mit mir, Gerhard. Das war der Aufgeweckteste und der Feurigste unter Allen, die damals zur nämlichen Stunde die Dialoge des Plato traktiren mußten. Er hatte ein Auge, das immer wie von Begeisterung glühte und in stiller Verklärung leuchtete, als sähe es überirdische Gesichte, wenn es galt, eine schwierige Stelle im Cicero zu interpretiren. Wer hätte ihm nicht gut sein sollen! Seine freie, hohe Seele riß Alle mit sich fort, die in seine Nähe kamen. Wenn die Behauptung bei einem Staubgeborenen nicht vermessen klänge, würde ich von ihm sagen, daß das Gemeine, das ‚uns Alle bändigt' in ‚wesenlosem Scheine hinter ihm' gelegen habe. Es war kein unreiner Hauch, der den klaren Spiegel seiner Seele jemals getrübt hätte; wenn er sprach, wenn er Einem mit seinen glänzenden Augsternen

gerade in's Gesicht schaute, da wagte sich kein unedler Gedanke vor, höchstens daß wilde, stürmische Worte hörbar wurden und gährende, begeisterte Gefühle sich zum Ausdruck emporrangen. Dazu war er idealisch schön mit seinen feinen, aristokratischen Gesichtszügen, seinem braunen Lockenkopf und der hohen, durchgeistigten, wie von lauter erhabenen und großen Gedanken überleuchteten Stirn. Ich empfand eine Art von zärtlicher, eifersüchtiger Liebe für ihn, und wenn er sprach, lauschte ich seinen Worten, als ob sie mir das Evangelium verkündet hätten. Was war natürlicher, als daß ich mich in einer zutraulichen Stunde endlich entschloß, ihm mein Leid zu klagen? Ich weiß es noch heute, wie er mich da mit seinen großen Augen zornig anblitzte und wie er, unwillkürlich eine seiner Fäuste ballend, ausrief: „Was? Man will dich zwingen, deinen Neigungen zu entsagen? Man will dich wider deinen Willen zum Schwarzrock machen und dich der Musik entfremden, für die deine Seele glüht, wie für das Göttliche, das in uns Alle gelegt ist? Das ist ja Vergewaltigung, das ist ja ärger, als Sklaverei! Das darfst du nicht dulden, da muß Hülfe geschafft werden!" Und er schaffte Hülfe, er war Keiner von denen, die nur immer ihre großen Phrasen im Munde führen; schon als Knabe hatte er allzeit den Mut, seine Worte durch Thaten zu bekräftigen, und nie schreckte er vor der äußersten Konsequenz derselben zurück. Sein Tod hat es bewiesen. Er wollte für seine politischen Ideale, an die er glaubte, wie der Wallfahrer an die Wunder der Muttergottes, nicht nur mit dem Wort und mit der Feder kämpfen, er setzte auch,

als die Stunde geschlagen hatte, Gut und Blut dafür ein und fiel, als ein Opfer seiner Überzeugungen. Ich habe diese letzteren nie geteilt, ich weiß auch nicht, ob er Recht daran that, zur Waffe zu greifen und mit ihr die bestehende Ordnung zu befehden, weil nicht alle seine ‚Blütenträume reiften', aber er hat gethan, was sein Herz ihm gebot, und sein Herz war rein und edel. Dafür verbürg' ich mich. Und damals, als er von der Politik noch nichts wußte, war er in seinem Handeln schon gerade so unerbittlich und gerade so folgerichtig ging er zu Werke, wie nachher, wo es sich um Sein und Nicht-sein handelte. Schon am Tage nach meinem Geständnisse setzte er mir seine Pläne für mich auseinander. Ich sollte zu ihm, in das Haus seines Vaters kommen, so oft ich nur wollte, und dort am Flügel sitzen und üben und fantasiren, solange mir's beliebte, ‚Tag und Nacht,' wie er sagte. Und wenn mein Protektor im Talar etwas dagegen einzuwenden habe, so solle er's nur sagen, denn in diesem Falle werde sein Vater, der Herr von Randolf, mir weiterhelfen und ich könne die Unterstützung, die an solche erniedrigenden Bedingungen geknüpft sei, kurzweg von der Hand weisen; und wenn ich einmal zu der Überzeugung gekommen sei, daß ich garnicht Pfarrer werden könne sondern ausschließlich Musiker bleiben müsse, so werde sich auch dafür schon Rath finden, denn er lasse mich nicht im Stiche sondern er habe es sich vorgenommen, allen Menschen zu ihrer Freiheit zu verhelfen und nie und nirgends zu dulden, daß man einen Zwang auf sie ausübe. Und wie er mir das Alles mit seinen leuchtenden Augen und mit

der ganzen, rührenden Zuversicht der Jugend, die noch an die Erreichung ihrer kühnsten Ideale glaubt, auseinandersetzte, da fehlte nicht viel, und ich wäre ihm um den Hals gefallen und hätte ihn geküßt. Aber ich konnte meine Scheu doch immer noch nicht besiegen und stammelte nur verlegene Dankesworte. An dem Tage kam ich dann zum ersten Male in das Haus des alten Herrn von Randolf."

Wieder schwieg der Erzähler und schaute das Bild an, das er vor sich hatte, und wieder war mir's, als nicke er ihm freundlich zu. „Was war mein Großvater für ein Mann?" fragte ich, als er eine Weile schweigend verharrte, um ihn zum Fortfahren zu bewegen.

„Er war ein stiller, ernster Mann," entgegnete Herr Hieronymus, ohne die Augen von dem Bilde zu verwenden, „der sich nach dem Tode seiner abgöttisch geliebten Frau gänzlich von der Welt zurückgezogen hatte und in der Einsamkeit seinem Schmerze lebte. Seine Frau war eine Virtuosin auf dem Flügel gewesen und man erzählte sich, daß er, der selbst nicht musikalisch begabt war, stundenlang im Musikzimmer gesessen und stumm ihrem seelenvollen Spiele zugehört habe. Nun, da sie todt war, stand der prächtige Flügel unbenutzt da, denn die beiden Kinder, welche die Todte ihm als theures Vermächtniß zurückgelassen, zeigten keinerlei Begabung oder Neigung für die Kunst, in der ihre Mutter heimisch gewesen. So war es dem alten Herrn denn nun ein Trost und eine Erquickung, daß die lange unberührt gebliebenen Saiten wieder angeschlagen wurden, und, wenn ich spielte, da kam er wol leise durch die Thür

hereingeschlichen, setzte sich geräuschlos auf einem Sessel in der hintersten Ecke nieder, legte die Hand vor die Augen und hörte mir zu. Dabei mochte er dann wol manchmal träumen, es sei seine Gattin noch, die dort spiele, und dann wurde ihm wohl und weh' um's Herz. So kam's, daß der alte Herr mich liebgewann und daß er mir von einem berühmten Künstler Unterricht geben ließ, als er aus den Antworten, die ich ihm auf seine Fragen gab, heraushörte, daß ich einer leitenden Hand bedürfe, wenn ich es wirklich zu etwas Rechtem in der Musik bringen solle. Und der Künstler, dessen Führung er mich anvertraute, bestätigte ihm dann, daß ich ein wirkliches Talent sei, daß ich es als Autodidakt erstaunlich weit gebracht habe und prophezeite mir sogar eine bedeutende Zukunft. So gingen die Dinge noch eine Zeitlang weiter, bis ich mich endlich zu fühlen begann und meinem Protektor im Heimatsdorf, — mein Vater lebte damals schon nicht mehr, — erklärte, ich könne nun und nimmer Pfarrer werden sondern wolle ein Musiker sein und bleiben, und wenn er mir daraufhin seine Unterstützung entziehen wolle, so könne ich nichts thun, als ihm für alles bisherige Gute danken und ihn für den Kummer, den ich ihm leider bereiten müsse, um Verzeihung bitten. Natürlich sagte sich der würdige Pfarrer nunmehr endgültig von mir los und sprach über seinen mißrathenen, undankbaren Zögling, der in des Teufels Klauen gefallen, das Anathema aus. Damit war's denn entschieden. Ich mußte nun auf eigenen Füßen stehen, und mein Stolz ließ es nicht zu, länger die Unterstützungen des alten Herrn von Randolf in

Anspruch zu nehmen. Auch durfte ich mir selber das Zeugniß ausstellen, daß ich jetzt allein und ohne fremde Leitung mich in meiner Kunst weiter vervollkommnen und daneben gleichzeitig mit ihr mir auch mein Brod verdienen könne. Und so trat ich meine Laufbahn als Musiker an, auf der ich's denn eben nicht gar weit gebracht habe, — in den Augen der Welt wenigstens nicht. In den Zeitungen war zu lesen, daß ich Musikunterricht zu erteilen bereit sei, und eine lange Empfehlung seitens des wohlwollenden Meisters, der mich ausgebildet hatte und mir auch fernerhin mit Rath und That zur Seite stand, befand sich darunter. So fehlte es mir denn auch infolgedessen wirklich an Schülern nicht, und ich erwarb soviel, um ganz meiner Kunst leben zu können, um mich auch ferner sorgenfrei in ihr auszubilden. Vor Allem widmete ich mich jetzt der Geige, für die ich seit jeher Neigung gehegt hatte und in der ich mich vornehmlich während der Folgezeit weiter vervollkommnete, sodaß sie bis heute mein Lieblingsinstrument geblieben ist. Auch begann ich zu komponiren, kurz: ich trug mich mit allerlei hochfliegenden Plänen, sah eine rosige Zukunft vor mir und hätte mit keinem Könige getauscht, so zufrieden war ich in all' meiner Armut und Beschränkung mit dem Loose, das mir gefallen. In das Randolf'sche Haus kam ich noch immer, dem Anschein nach, um dem alten Herrn, der mein Spiel jetzt entbehrte, eine Beethoven'sche Sonate aus den Tasten hervorzulocken, wofür er sich mir jedesmal rührend dankbar erwies, in Wahrheit aber doch wol, — wenn ich's mir auch selber noch nicht gestand, — um

seiner Tochter Babette willen, — um dieses Mädchens willen“ —

Und Herr Hieronymus wies bei seinen letzten Worten wieder einmal auf das Bild in seiner Hand, das auch ich nun abermals und mit erneutem Interesse betrachtete. „Tante Babette muß sehr schön gewesen sein damals,“ sagte ich.

Er sah mich fast erstaunt an. Dann strich er sich mit der Hand über die kahle Stirn und entgegnete in eigentümlichem Ton: „Ich weiß nicht, ich kann das nicht beurteilen, ich habe sie ja geliebt. Aber holdselig war sie gewiß, denn das ist die Eigenschaft, die ihr Alle zusprachen, und die kennzeichnet sie eigentlich auch am Besten. Haben Sie nie gefunden, daß Babette etwas Madonnenhaftes an sich hatte? Nicht jenes süßlich Verzückte, wie es Carlo Dolce zu malen pflegt, aber jenes Liebreizende und Anmutvolle, aus dem die ganze Seele gleichsam herausleuchtet, jenes Madonnenhafte, das dem Andrea del Sarto vor Allen eigen ist? Mir ist es immer so gewesen, und vielleicht ist später nur deshalb der große Andrea auch mein Lieblingsmaler geworden. Ja, sie war die verkörperte Holdseligkeit, Babette von Randolf, und, als ich sie zum ersten Male sah, griff es mir schon seltsam an's Herz, und mit aller Innigkeit und mit allem Ungestüm liebte ich sie, wie man mit achtzehn Jahren eben zu lieben pflegt. Sie wußte nichts davon und Keiner wußte davon, ich selber auch nicht einmal, bis es mir dann eben klar wurde, daß ich sie lange, lange schon geliebt hatte. Und dann beging ich einen heimtückischen, hinterlistigen Streich. Ich hatte noch nie

ein Wort mit ihr gesprochen, außer den paar gleichgültigen, verlegenen, nichtssagenden, die man so hervorstottert, wenn man in Gegenwart Andrer mit dem Mädchen zusammentrifft, dem jeder Schlag unseres jungen Herzens und jeder Gedanke unseres jungen Kopfes gilt; denn allein war ich noch nie mit ihr gewesen. Übrigens wäre es auch dann wol um nichts anders geworden. Aber wie ich nun nur selten noch in das Randolf'sche Haus kam und nur, um dem alten Herrn vorzuspielen, — denn Ihr Vater hatte inzwischen die Universität bezogen, Gerhard, — sah ich Babette so gut wie garnicht mehr und das war's, was ich nicht aushielt, was mich allmälig auf einen schlechten, unehrlichen Gedanken brachte, damit es anders würde. Eines Tages fragte ich den alten Herrn, — ich weiß nicht, woher ich den Mut nahm, — weshalb er denn seinen Kindern keinen Musikunterricht erteilen lasse; wenn ihre Mutter eine Künstlerin gewesen sei, so könne man hundert gegen eins wetten, daß auch in den Kindern eine musikalische Begabung schlummere, die nur rechtzeitig und energisch geweckt werden müsse. Und wenn sie selber auch vorläufig keine Neigung für die Musik bezeigten, so sei es doch leicht, sie ihnen einzuflößen, sobald sie nur merkten, daß ein Fünkchen von Talent in ihnen verborgen sei und sich über ihre eigenen Leistungen auf dem Klavier zu verwundern und zu freuen anfingen. Ob ich mir's denn getraue, in seiner Tochter ein musikalisches Verständniß zu wecken, fragte mich der alte Herr, der mir aufmerksam zugehört hatte, es sei ja von jeher sein Lieblingswunsch gewesen, sie einmal am Klavier zu sehen, wie

ihre Mutter, aber sie habe niemals Neigung für die Musik offenbart und alle Sachverständigen hätten ihm deshalb davon abgerathen, sie mit nutzlosem Unterricht zu quälen und bei ihr dadurch die Gleichgültigkeit gegen meine Kunst erst in wirklichen Haß zu verwandeln. Nun, natürlich getraute ich mir's und versprach ihm, — sehr gegen meine Anschauungen, — goldene Berge von meinem Unterricht, den ich in einer ganz neuen, von mir erfundenen Methode Fräulein Babette von Randolf erteilen wollte. Schon am nächsten Tage fingen wir an, denn Babette hatte gegen den Vorschlag ihres Vaters keinerlei Einwendungen erhoben, und was nun folgte, können Sie sich denken. Babette war durchaus unmusikalisch, gerade so wie ihr Bruder, besaß auch nicht das geringste, musikalische Gehör und war bei aller Liebe zur Musik und bei allem guten Willen völlig außer Stande, eine Melodie von der andren zu unterscheiden. Jeder Versuch, ihr Ohr zu bilden oder ihr auch nur eine ganz gewöhnliche Fingerfertigkeit auf dem Klavier beizubringen, mit der sich soviele Menschenkinder durch's Leben fortstümpern und sich und Andren ein musikalisches Verständniß vorlügen, durfte von vornherein als gescheitert betrachtet werden. Trotzdem gab ich mir redliche Mühe, sie in die Mysterien der Noten und des Takts einzuweihen, und sie ließ es sicherlich nicht an Fleiß und Beharrlichkeit fehlen. Unermüdlich übte sie immer die gleichen Stellen wieder, ließ sie sich von mir auf immer die gleichen Fehler aufmerksam machen und versuchte sie, mich zufriedenzustellen. Wir wußten Beide ganz genau, daß es eine Sisyphusarbeit war, die wir

da vornahmen, aber trotzdem gaben wir sie nicht auf sondern rollten unseren Stein immer auf's Neue den Berghang empor. Es wäre ganz falsch, wenn Sie annehmen wollten, wir hätten während der Unterrichtsstunden nicht Beide stetig und hingebungsvoll unsere Pflicht gethan, — nie haben wir wol jemals mit heißerem Bemühen nach einem Ziele gestrebt, — oder ich hätte die Zeit gewissenlos benutzt, um mich in Babette's Herz einzustehlen und ihr statt der Anfangsgründe des Klavierspiels eine zwecklose Neigung zu ihrem Lehrer beizubringen. Wenn mir der Sinn auch danach gestanden hätte, ich würde das niemals gewagt haben; so gröblich wollte ich das Vertrauen, das Herr von Randolf mir geschenkt, denn doch nicht mißbrauchen. Meine Absicht hatte nur darauf hingezielt, mit Babette zusammen zu sein, ihre Stimme zu hören, ihr in die tiefen, seelenvollen Augen zu blicken und den ganzen, berauschenden Zauber ihrer Nähe zu spüren; darüber hinaus ging Wunsch und Streben bei mir nicht. Nie hätte ich gewagt, auch nur ein Wort mit ihr zu sprechen, das nicht mit meinem Unterricht im engsten Zusammenhange stand, nie, so oft wir auch allein waren, verrieth ihr ein Blick oder ein Wort, was ich für sie fühlte. Es bedurfte dessen garnicht; ich war auch ohnehin wunschlos glücklich und hätte mir nichts Lieberes und nichts Holderes auf Erden gewußt. Ein ganzes Jahr lang ging es so fort, ohne daß Babette auch nur die geringsten Fortschritte gemacht und ohne daß ich ihr meine Zuneigung durch das geringste Zeichen angedeutet hätte. Ich wußte mir nichts vorzuwerfen, sowenig wie mir irgendeine

Aufmunterung von ihrer Seite zu Teil geworden war, und doch war ich von ihrer Liebe so überzeugt, wie sie von der meinen. Wie das gekommen war, weiß ich nicht. Als aber nach Ablauf jenes Jahres Herr von Randolf wieder einmal unserer Unterrichtsstunde beiwohnte und diese ihm Klarheit darüber verschaffte, daß ich mir denn doch zuviel zugemutet hatte und daß sich in seiner Tochter kein musikalisches Verständniß wecken lasse und als er uns das in seiner geraden, offenen, leutseligen Art aussprach, da sahen wir uns Beide schweigend an und in diesem Blick las Jeder die Zuneigung des Andren so klar, so deutlich und so siegesgewiß, daß es keines Worts der Bestätigung von unseren Lippen, keines Schwurs, keines Versprechens für die Zukunft mehr bedurfte. Und dann schlossen wir unseren denkwürdigen Musikunterricht für immer" —

Ein stilles, sonniges Lächeln spielte bei den letzten Erinnerungen um die Lippen des Sprechers. Auch mich hatte seine schlichte Erzählung seltsam gerührt, und ohne seinen Gedankengang zu unterbrechen, wartete ich schweigsam, bis er seinen Bericht wieder aufnahm.

„Von jenem Tage an," fuhr er endlich fort, „beschäftigte ich mich ernsthaft mit dem Gedanken, daß Babette mein werden könne und müsse. In ihren Augen hatte ich's gelesen, daß sie nie einem Andren angehören wolle. Aber sie hieß Babette von Randolf, und ich war ein junger, unbekannter, armer Musiklehrer. Auch das stand mir klar vor der Seele. Wenn ich mich an meinen ehemaligen Schulkameraden, Babette's Bruder, gewandt und ihm meine Neigung eingestanden hätte, er würde

mir unfehlbar erwidert haben, daß ich ein Narr sei, an Standesunterschiede zu glauben, daß es nur Menschen, keine Klassen, in der Welt gäbe und daß jeder ehrliche Mann jedes rechtschaffenen Mädchens würdig und ihm ebenbürtig sei. Kämpfte er doch damals als Student und Mitglied einer verbotenen Verbindung in Heidelberg schon in Wort und Schrift mit dem heiligen Feuereifer der Begeisterung für die allgemeinen Menschenrechte, für die Abschaffung des Adels, für die Aufhebung jedweden Privilegs und Standesvorrechts. Aber abgesehen davon, daß sein Vater zu so revolutionärem Vorgehen bedenklich den Kopf schüttelte, hätte es, auch wenn er meiner Neigung zu Babette, — schon dem Sohn zu Liebe, — wirklich kein Hinderniß entgegensetzen wollte, doch mein Stolz niemals erlaubt, meine Hand nach diesem Mädchen auszustrecken, das ich so hoch über mir stehen wußte, ehe ich mir nicht aus eigener Kraft eine Stellung in der Welt errungen, mit der ich zufrieden sein konnte und die auch mein Weib ehrte, selbst wenn sie eine Tochter aus altem Adelsgeschlechte war. Ich wollte erst ein Künstler werden, den die Welt anerkannte, dessen Namen man sich mit Hochachtung zu nennen gewöhnt hatte, ehe ich offen als Babette's Freier vor ihrem Vater auftreten konnte. Und weshalb hätte mir's fehlen sollen? Ich war jung, ich liebte meine Kunst, ich trug mich mit den hochfliegendsten Plänen und bildete mich nur nach den besten Mustern. Ich begann, eine Oper zu komponiren, deren Libretto ich mir selber geschrieben hatte. Mit hingebender Begeisterung ging ich an's Werk; die Melodien summten mir unablässig durch die Seele

und eine Tonfülle drängte sich mir auf, daß der Reichtum fast erdrückend auf mich einwirkte. Und immer wieder verwarf ich das Gefundene, verbesserte ich das Vollendete und strebte ich nach noch ergreifenderen Tönen, nach noch packenderen Melodien. Endlich lag das Werk dann abgeschlossen vor mir. Noch einmal spielte ich die Partitur am Flügel durch, noch einmal versenkte ich mich voll in jede einzelne Arie, jedes Duett, jedes Rezitative, — nein, ich wußte nun wirklich nichts mehr umzumodeln; es war so geworden, wie ich es geben konnte, und mein Bestes, mein ganzes, künstlerisches Ich war in dieser Oper enthalten. Noch am nämlichen Tage sandte ich meine ‚Thusnelda' an die Direktion unseres Theaters und trug mich inzwischen mit den seligsten Hoffnungen. Aber die Direktion erklärte sich außer Stande, die neue Oper eines unbekannten Komponisten, die noch überdies so große Anforderungen an die Sänger stelle und soviel Kosten für Kostüme und Dekorationen nötig machen würde, in das Repertoir ihres Theaters aufzunehmen; sie rieth mir wohlmeinend, mein Glück bei einem großen Hoftheater zu versuchen, das allein fähig sein würde, meinen künstlerischen Intentionen in jeder Beziehung gerecht zu werden. Das war der erste Schlag, dem noch so viele, viele andre folgen sollten. Das Hoftheater, an das ich mich wandte, schickte mir mein Manuskript nach langer Zeit mit einem lithographirten Ablehnungsschreiben zurück, in dem keinerlei Motive enthalten waren, und so wanderte es seither von Bühne zu Bühne, durch ganz Deutschland und Österreich, ohne irgendwo ein andres Schicksal zu erleben. Im besten Falle erwarb

es mir hin und wieder ein Wort der Anerkennung von Seiten der Prüfungskommission, aber man fand entweder die technischen Schwierigkeiten zu groß oder den Stoff der Oper zu unzeitgemäß oder die Musik zu ‚archaistisch', zu unmodern und zu schwerfällig. Manche stießen sich auch an meinem bloßen Namen, Andre scheuten die pekuniären Opfer oder die Anstrengungen, die mein Werk von den Hauptsängern, besonders von der Titelheldin, forderte. Kurzum: meine Oper durchwanderte ein Vierteljahrhundert lang die Welt, bis ein Zufall — Aber das brauche ich Ihnen ja nicht zu erzählen, Sie wissen es, Sie haben es selber miterlebt. Für die Erreichung meiner Wünsche wäre jene Aufführung, die dann durch ein so furchtbares Ereigniß gestört wurde, ja doch viel zu spät gekommen. Ich sah schon nach den ersten, vergeblichen Versuchen ein, daß ich durch die Bühne mein Lebensglück niemals würde begründen können und wandte mich andren Zielen zu. Aber auch als Liederkomponist ging es mir um nichts besser. Man fand meine Melodien zu ‚altfränkisch', zu wenig dem Zeitgeist angepaßt, und meine Kompositionen blieben unverkauft. Zuletzt fand sich auch garkein Verleger mehr, der sie mir für gute Worte abnehmen wollte, und ich behielt das, was ich in stillen Stunden fortan schuf, für mich allein. Das hätte mich auch nicht weiter verdrossen, denn ich war nichts weniger, als ehrgeizig und sehnte mich nicht nach Ruhm. Aber dabei blieb ich dann eben auch, was ich gewesen war: ein armer, unbekannter Musiklehrer und als solcher konnte und durfte ich Babette Randolf nicht zum Weibe begehren. Darüber vergingen

Jahre in vergeblichem Ringen, und ich hatte ihr noch immer mit keinem Wort gestanden, daß ich sie liebte, noch immer mit keinem Wort von ihr vernommen, daß sie meine Liebe erwidere. Aber wir wußten das Beide doch und hielten fest aneinander. Ich wollte es nun auf andre Weise versuchen, mir Namen und Stellung zu verschaffen. Der Künstler, der mich früher im Herrn von Randolf's Hause unterrichtet hatte und mir auch fernerhin gewogen blieb, — er war städtischer Musikdirektor und Konzertmeister, — rieth mir zu einem öffentlichen Auftreten und erklärte sich gern bereit, dasselbe zu vermitteln. Ich sollte zuerst auf einem, unter seiner Leitung veranstalteten Konzert ein Stück auf der Violine vortragen, mein Name sollte auf dem Programm genannt werden und so in die musikalischen Kreise unserer Stadt dringen. Der Vorschlag war ebenso wohlwollend als für mich vorteilhaft, aber ein unüberwindliches Hinderniß stand ihm entgegen: ich konnte nicht öffentlich spielen. Ich konnte wol einer, auch zwei Personen vorspielen, zumal, wenn ich, den Rücken gegen sie gekehrt, am Flügel saß, aber vor einer versammelten Menge auftreten konnte ich nicht. Der bloße Gedanke machte mich erzittern, raubte meinen Fingern alle Elasticität und ließ meine Sinne sich verwirren. Ich war sicher, daß die Violine meiner Hand entfallen würde, wenn ich mit ihr vor ein glänzendes Publikum hintrat, dem ich meine Kunstfertigkeit beweisen sollte. Als ich meinem Gönner meine Befürchtungen mitteilte, zog er die Augenbrauen bedenklich in die Höhe, meinte dann aber gutmütigen Tons, ich sähe gewiß zu schwarz und meine Bangigkeit

werde gerade angesichts der Gefahr sicherlich schwinden. So ließ ich mich gegen meine Überzeugungen dazu bestimmen, an dem Konzert teilzunehmen, und mein Name prangte auf den im Voraus bekanntgemachten Programmen mit zwei Violinstücken. In den Proben ging auch Alles vortrefflich. Ich hatte die Sachen zu Hause genügend oft durchgenommen und hätte sie mit geschlossenen Augen spielen können, ohne einen falschen Bogenstrich zu thun. Und hätte ich das nur während des Konzerts wirklich thun dürfen, vielleicht wäre Alles noch gut geworden. So aber, da ich die Augen offen halten mußte, bebte ich schon, als ich vom Hintergrund des Podiums her über das vielköpfige Konzertpublikum herabblickte, noch ehe ein Ton hörbar geworden war. Und als dann das Konzert mit einem Klavierstück des Direktors begann, als ich drunten die Köpfe sich hin- und herbewegen sah, als ich hier und dort ein Flüstern vernahm, als endlich zum Schluß sich lautes Beifallklatschen hören ließ und der Gefeierte sich dankend vor der Menge verneigte, da wußte ich, daß ich nicht würde spielen können, daß man mich auszischen würde, wenn ich's trotzdem thäte. Und dies Zischen klang mir schon in den Ohren, ich hörte es, während das gesammte Orchester spielte, während das Publikum Bravo rief, während die Künstler um mich her miteinander in der angeregtesten Stimmung plauderten, ich hörte es unablässig und jeder Nerv bebte in mir. Das war mehr, als das gewöhnliche Lampenfieber des Künstlers, der zum ersten Male vor die Öffentlichkeit hinaus soll, das war die absolute Unmöglichkeit, vor dem Publikum zu

spielen. Ich fühlte, ich wußte das; und kurz entschlossen trat ich während der nächsten Pause vor den Direktor hin, um ihm zu sagen, daß ich nicht würde spielen können, daß er mich von der übernommenen Verpflichtung entbinden möge, wenn ihm an dem Gelingen seines Konzertes etwas gelegen sei. Er sah mich an, wie wenn er sich vergewissern wolle, ob ich auch bei Sinnen sei. ‚Sie müssen spielen,‘ sagte er dann kurz und streng. ‚Ich kann nicht,‘ blieb meine Erwiderung. ‚Dann sind Sie ein —‘ Ich weiß nicht, welch' Wort ihm auf der Zunge schwebte, jedenfalls unterdrückte er es noch rechtzeitig und sagte nur zähneknirschend: ‚Gut denn, wenn das Ihr letztes Wort ist, so werde ich Sie vor dem Publikum mit Krankheit entschuldigen und die entstehenden Lücken durch eigenes Spiel auszufüllen suchen. Aber bedenken Sie wohl, was Sie da thun! Wenn Sie jetzt die Flucht ergreifen, ziehe ich meine Hand für immer von Ihnen ab, und wie Sie nach solch' einer Desertion überhaupt jemals vor die Öffentlichkeit treten wollen, begreife ich nicht.‘ Wenn er geglaubt hatte, daß seine Drohung mich umstimmen würde, so hatte er sich getäuscht; ich verneigte mich stumm vor ihm, nahm meinen Violinkasten in die Hand und schlich mich davon. Erst als ich das Konzerthaus verlassen hatte und drunten auf der Straße stand, athmete ich wieder, das Zittern in meinen Gliedern ließ nach, und mein Puls ging ruhig. Wie eine schwere Krankheit hatte es während der verflossenen Stunde auf mir gelastet, und nun war ich plötzlich wieder genesen; ich hätte am Liebsten ein

lustiges Studentenlied vor mich hingepfiffen, so froh und leicht war mir's zu Sinne."

Herr Hieronymus schaute bei den letzten Worten so heiter lächelnd vor sich hin, als lebe die Erinnerung an das Hochgefühl jenes Augenblicks, wo er der drohenden Gefahr glücklich noch in der letzten Minute entronnen war, wieder neu in ihm auf. Und dann sagte er leise, in verändertem Ton dabei vor sich hin: „Jene Scheu vor der Öffentlichkeit, ja, die Unmöglichkeit, vor dem Publikum zu spielen, ist die Tragik meines ganzen Lebens gewesen, hat ein ganzes Menschen-Schicksal bestimmt, — und doch kann man darüber lächeln."

„Sie versuchten es nie wieder, öffentlich zu spielen?" fragte ich nach einer Weile, wunderlich ergriffen von seinen einfachen Worten.

„Doch," entgegnete er, „und zwar nach geraumer Zeit, als ich mir selbst einreden durfte, nun sei die unerklärliche und unmännliche Furcht verschwunden, und nun könne ich's wagen. Es war mehrere Jahre später. Von meinem damaligen Auftreten, das erst angekündigt worden war und dann doch nicht stattgefunden hatte, sprach kein Mensch mehr. Ich war auf kurze Zeit emporgetaucht, dann von der großen Flut wieder fortgespült worden und vergessen; so hatte ich es ja selber gewollt. Mein Gönner, der Musikdirektor, ignorirte mich fortan, die übrigen Kollegen zuckten die Achseln über mich, wie über einen Sonderling, an dessen Verstandeskräften berechtigte Zweifel in ihnen auftauchten, und ich war und blieb ein armer Musiklehrer, der sich kümmerlich mit

Unterrichtsstunden forthalf und Kompositionen schrieb, die Keiner verlegen wollte und nach denen Keiner fragte. Nur zwei Wünsche hatte ich für's Leben: ich wollte Babette zu meinem Weibe machen und meine Oper aufgeführt sehen. Sonst besaß ich keinerlei Ehrgeiz, und auf diese beiden Ziele konzentrirte sich all' mein Wollen und Streben; daneben hätt' ich gern im Dunkel und in der Einsamkeit fortgelebt, mir selbst genug und in meiner Kunst voll befriedigt. Und jene beiden einzigen Wünsche meines ganzen Daseins hat der Himmel mir erst am Abend meines Lebens erfüllt, — erfüllen wollen, — so erfüllt, daß sie noch einen flüchtigen Sonnenstral in mein Dunkel zauberten aber es nicht mehr erhellen konnten. Meine Oper sollte über die Bretter gehen, als die Flammen der Aufführung Einhalt geboten und Babette wurde mein, als der Tod schon seine Knochenhand nach ihr ausgestreckt hatte und sie mir in der gleichen Stunde entriß, in der ich sie zum ersten Male mein Weib genannt hatte. Ich habe das Glück ahnen dürfen, das zu genießen mir nicht beschieden war, habe mitten im Winter meines Lebens einen einzigen, goldigen Frühlingsstral mir in die Seele, — bis auf den Grund der Seele scheinen lassen. Und nun habe ich keinen Wunsch mehr; mein Denken und Wollen reicht nicht weiter, als bis zu dem kleinen Fleckchen Erde neben Babette's Grabhügel unter den dunklen Kiefern, — man soll mir meine Oper dann mit in den Sarg geben" —

Er versank eine Zeitlang in stummes Brüten, aus dem er dann mit den Worten auffuhr: „Wohin habe

ich mich verirrt? Ich wollte Ihnen ja von meinem zweiten, öffentlichen Auftreten erzählen. Aber Sie sehen es: ich bin alt geworden, die Gedanken verwirren sich, und es ist Zeit, daß ich auch zur Ruhe komme. — Damals dacht' ich, wenn ich's zu einem Konzertspieler nicht bringen könne, würd' ich doch zum Dirigenten vielleicht das Zeug in mir haben. Dabei durft' ich dem verehrlichen Publikum dem Rücken zukehren und hatte ihm überdies nichts vorzuspielen, wobei ich vor Angst und Unsicherheit hätte steckenbleiben können. Ich bewarb mich also mit anerkennenswerter Dreistigkeit um jeden Dirigentenposten, der irgend frei wurde, und wunderte mich, daß man auf mich niemals reflektirte, was aber im Grunde, da ich ein höchst simpler Klavierlehrer war und blieb, durchaus nicht Wunder nehmen konnte. Da kam mir ein Zufall zu Hülfe. Im Hause eines meiner Schüler war ein berühmter Musiker von außerhalb zum Besuche anwesend und hatte vom Nebenzimmer aus gehört, wie ich meinem Zögling, um sein musikalisches Verständniß zu wecken, ein Violinstück vorspielte. Das hatte ihn aufmerksam gemacht, er fragte nach mir, erfuhr, daß ich ein menschenscheuer Sonderling sei, witterte so etwas, wie ein verkanntes Genie, und kam zu mir hinüber, mich zu bitten, ich möge ihm doch dies und jenes vorspielen. Das that ich, und sein Erstaunen wuchs. Nach kurzen Präliminarien teilte er mir mit, daß er in mir eine „Entdeckung" gemacht habe und daß er es für seine Pflicht halte, mir den meinem Talent gebührenden, Platz in der Welt anzuweisen. Ich dankte ihm innig für seine gute Meinung, eröffnete ihm aber auch gleich-

zeitig, aus welchem Grunde ich in die „Welt“ nicht passe. Das sei Tollheit, meinte er, diese Scheu könne man sich durch Beharrlichkeit abgewöhnen, und er werde sich's angelegen sein lassen, mir dabei behülflich zu sein; solch' ein Talent dürfe nicht im Dunkeln verkümmern und was dergleichen schmeichelhafte Versicherungen mehr waren. Die Hauptsache war aber, daß ich wirklich Vertrauen zu ihm faßte und an das glaubte, was er mir sagte. Ich glaubte damals allen Ernstes, ich würde meine Scheu besiegen können, ich ging mit Eifer und Energie an's Werk, und mein Gönner stand mir treulich dabei zur Seite. Ich spielte unter seiner Leitung erst vor zwei, dann vor zehn, dann vor zwanzig Personen, und so sollte es immer weiter gehen. Und wirklich: es ging auch. Ich zitterte, ich brachte die ersten Bogenstriche nur unsicher heraus, ich mußte die Augen schließen, den Zuhörern halb den Rücken zukehren, — dann ging es. Ich spielte nicht so, wie ich in der Einsamkeit oder vor meinem Meister allein spielen konnte, aber ich machte doch auch nicht Fiasko sondern erntete sogar Beifall, und mein Vertrauen zu mir selber wuchs. Und dann kam der große Tag, an dem ich im Konzert spielen sollte. Alles war vorbereitet, ich hatte im Konzertsaal selbst und vor einigen Dutzend Zuhörern schon in der Generalprobe gespielt, ich war meiner Sache so sicher, daß ich im Schlaf hätte geigen können, ich redete mir selbst Mut ein und sagte mir, wenn ich's einmal überstände, hätte ich für immer gewonnenes Spiel und meine Scheu sei dann endgültig besiegt, ich trank ein Glas schweren Weins vor dem Beginn des

Konzerts und ich glaubte diesmal fest an meinen Erfolg. Die Stunde war da, ich trat vor, ich verneigte mich, ich bekämpfte eine Anwandlung von Schwindel, und ich begann zu spielen. Es ging vortrefflich. Nur kehrt' ich dem lieben Publikum halb den Rücken zu und drückte die Augen ein, wie der Sänger im Goethe'schen Liede. Da plötzlich, — etwa, nachdem ich die Hälfte des Stücks glücklich heruntergegeigt habe, hör' ich ganz deutlich unmittelbar unter mir, in der ersten Sesselreihe des Zuschauerraumes sagen: „Das ist erstaunlich, das hätte ich von dieser Memme nicht erwartet." Die Stimme kenn' ich, aber wo ich sie schon vernommen habe, weiß ich nicht, und nun läßt mir's keine Ruhe, ich muß meine Augen weit öffnen und muß den suchen, der das eben gesagt, der mich eine Memme genannt hat. Ich habe auch nicht lange zu suchen; kaum schlag' ich die Augen auf, so seh' ich ihn unter mir im Sammet-fauteuil lehnen, und ich brauche mich auch nicht länger zu besinnen, denn ich kenne ihn, kenne ihn auf den ersten Blick. Es ist mein alter Meister, der Musik-direktor, in dessen Konzert ich hatte spielen sollen und den ich durch meine Fahnenflucht tödtlich gekränkt und beleidigt habe. Der sitzt nun gerade vor mir da und starrt mich an und achtet genau auf jeden Bogenstrich und will durchaus einen entdecken, der falsch ist, und dann will er zischen und dann will er morgen in's Blättchen rücken lassen, der Violinist Wandermann habe das ganze Konzert verdorben und es sei eine Schmach, einen so unfähigen Stümper öffentlich auftreten zu lassen. Und wenn er wirklich nichts findet, woran er mich

packen kann, so wird er erst gar zornig sein und mich mit seinem Haß und seiner Verachtung verfolgen, denn dann wird er glauben, ich hätte ihn damals nur aus bösem Willen im Stiche gelassen, ich könne recht wohl öffentlich spielen und sei nur ein herzloser, undankbarer, übelwollender Mensch, dem man trotz seines fehlerlosen Spiels etwas anhängen müsse, eine Memme mit einem Wort, die man auszischen müsse, und wenn sie den Bogen auch führe, wie Ole Bull oder Sarasate. Das Alles schießt mir durch den Kopf, während ich den zweiten Teil meines Stücks spiele, aber schneller, viel schneller, als es sich in Worten aussprechen läßt, gerade nur so, wie ein Blitz. Und weil ich jetzt weiß, daß man mich auszischen wird, ob ich es nun tadelfrei bis zur letzten Note bringe oder nicht, eben deshalb spiele ich jetzt schlecht. Ich will keineswegs absichtlich schlecht spielen aber ich weiß, daß es geschieht, und ich kann es nicht mehr ändern, ich überlasse mich willenlos meinem Schicksal. Da, das war der erste, falsche Ton, nun der zweite, nun bin ich in einen falschen Takt gekommen, und nun spiele ich gar, wie es scheint, ein ganz andres Musikstück, das mir plötzlich im Ohr klingt, und aus dem geh' ich in ein drittes über, — immer besser! Man flüstert um mich her, es entsteht eine Bewegung auf dem Podium, — im Zuschauerraum, Stühle werden gerückt, unwilliges Gemurmel geht durch den Saal, — dicht hinter mir raunt mir Jemand zu: „Aber was machen Sie denn, um Gotteswillen? Sie spielen ja lauter verschiedene Melodien.“ Ich höre nicht darauf, nur ein irrsinniges Lächeln geht um meine Lippen, und

ich geige weiter, geige, als hinge mein Leben davon ab, immer toller, immer verworrener, gerade, als hätte mich der leibhaftige Wahnsinn gepackt. Und dann höre ich unter mir den alten Musikdirektor, meinen ehemaligen Lehrer und Gönner, wieder flüstern: ‚Ich habe es Ihnen ja prophezeit, er bringt es nicht fertig, er bringt es überhaupt niemals zu etwas, er ist eine Memme, — aber ich bedaure ihn aufrichtig, denn er hat viel Talent, sehr viel' — Ich habe mich also doch geirrt, er meint es ja gut mit mir, er bemitleidet mich, er hat mich garnicht auszischen wollen und ich hätte mich um seinetwillen nicht sollen aus dem Konzept bringen lassen; aber nun ist's zu spät, viel zu spät, das Unglück ist ja geschehen, — mit einer grellen Dissonanz brech' ich ab, nehme meine Unglücksvioline unter den Arm und stürme davon, als ob alle Furien hinter mir drein wären, aus dem Saal in's Freie, — hinter mir das Chaos zurücklassend. Daß ich nicht geradenweges in den Strom ging, an dessen Ufer ich auf meiner wahnwitzigen Flucht gelangte, ist ein Wunder, das ich mir selber nicht zu erklären vermag. Aber ich blieb wirklich am Leben, und daß ich nach diesem zweiten Male nie mehr öffentlich auftrat, — brauche ich Ihnen das noch zu versichern?"

„Auch dieser zweite Gönner ließ Sie nunmehr im Stiche?" fragte ich, seltsam ergriffen.

„Nein, obgleich er wahrlich ein volles Recht dazu gehabt hätte und eher, als jener Erste, denn ihm hatt' ich nun wirklich das Konzert gestört, ja geradezu verdorben. Aber er hielt, nachdem er den ersten Ärger verwunden, dennoch treu zu mir und faßte das ganze Begebniß

von der humoristischen Seite auf, nannte mich den wunderlichsten Heiligen, den es auf der Welt gäbe, und wirkte mir schließlich, da er seufzend selbst eingestehen mußte, mit dem Auftreten als Konzertvioliniſt sei es doch wol nichts, eine Stelle im Orchester des Theaters aus. Da ich dort, gegen meine Bretterwand gelehnt, vom Publikum nichts sah und nur mit den Andren im Verein zu geigen hatte, ging die Sache über alles Erwarten gut. Nur meinem Lebens-Ziel und -Wunsch kam ich dadurch um keinen Schritt näher. Denn daß ein Fräulein von Randolf einen Geiger heiratete, der Abends im Theater dem verehrlichen Galeriepublikum die Ouvertüren zu den beliebtesten Opern vorführen half, ging denn doch wol nicht an, und überdies war ich durchaus nicht in der Lage, eine Familie ernähren zu können, und viel zu stolz, um mich von meiner Frau ernähren zu lassen, da ich meine gesunden zwei Arme hatte. Kurz: an Babette durfte mir auch nicht der leiseste Gedanke kommen. Und dabei war Babette über all' meinen mißlungenen Versuchen, in die Höhe zu gelangen und mir einen Namen zu machen, allmälig auch in ein Alter gekommen, wo man entweder eine junge Frau oder ein altes Mädchen ist. Es war geradezu gewissenlos von mir, wenn ich sie nun noch länger in die Hoffnung einwiegte, sie und ich, wir könnten einmal ein Paar werden. Das um so mehr, als ich durch Zufall erfahren, sie habe schon mehrere Heiratsanträge von der Hand gewiesen, darunter den eines ebenso reichen als vornehmen Vetters, mit dem ihr Vater sie gern hatte zusammengeben wollen. Ich glaube, es ist

Ihnen trotz meiner verworrenen Art, zu erzählen, doch klar geworden, daß ich nicht mehr in der gleichen Stadt mit Babette lebte sondern in der Heimat meines zweiten Gönners, wo ich das mißlungene Konzert gegeben, wo mich das Erscheinen meines ersten Protektors billig erweise doppelt hatte frappiren dürfen und wo ich nun Geiger im Orchester des Stadttheaters war. Ein Zusammenhang zwischen Babette und mir bestand daher in keiner Weise mehr. Es war das sonderbarste Liebesverhältniß, das je in der Welt existirt hat. Schon in der alten Vaterstadt hatten wir uns während der letzten Zeit und besonders seit meiner Fahnenflucht aus dem Konzert fast garnicht mehr gesehen, geschweige denn, daß je ein Wort oder Blick des fortdauernden Einverständnisses zwischen uns gewechselt worden wäre. Ich hätte nie den Mut dazu gehabt, und Babette durfte es in mädchenhafter Scham ebensowenig wagen, mir ihre bleibende Neigung, auch noch so verstohlen, zu gestehen. Und doch liebten wir uns noch und wußten es Beide. Und nun, da ich von ihr, — vielleicht für immer, — getrennt war und garkeine Aussicht mehr hatte, garkeine Hoffnung mehr hegen durfte, jemals als ‚gemachter Mann‘ vor sie hinzutreten und von ihrem Vater ihre Hand zu erbitten, nun hielt ich es für meine Pflicht, ihr das mitzuteilen und sie dadurch indirekt zu einer andren Heirat zu bestimmen; sie sollte nicht um meinetwillen zur alten Jungfer werden. So fest wurzelte die Überzeugung in mir, Babette warte noch immer auf mich, weil sie mich liebe, eine Überzeugung, die mit meiner sonstigen Bescheidenheit und Zaghaftigkeit doch garnicht zusammen-

zureimen war, daß mir keinen Augenblick lang der Gedanke kam, ich schriebe da einen recht anmaßenden Brief, der mich unter Umständen recht arg blamiren könne, als ich Babette auf zwölf oder vierzehn eng geschriebenen Seiten meine Schicksale und die daraus folgende Unmöglichkeit mitteilte, sie jemals zu meinem Weibe zu machen. Der Brief ging ab, und ein paar Tage später erhielt ich statt jeder Antwort dies Bild da, das ich in der Hand halte — Keine Zeile lag bei, aber es bedurfte dessen ja auch nicht. Das Bild sagte mir genug; es sagte mir: ich bin dir treu, ich warte auf dich; es sagte mir aber auch: du hast Recht, wir können einander so nicht angehören, wir müssen, wenn das Schicksal kein Einsehen hat, lebenslang getrennt voneinander leben. Und dabei blieb es. Und nun habe ich schon wieder vergessen, Ihnen zu erzählen, daß ich einen Tag nach meinem verunglückten, zweiten Konzertversuch, als ich so recht von Herzen niedergeschlagen und verzweifelungsvoll vor meinem Notenpult stand und am Liebsten meine Geige daran zerschlagen hätte, einen Lorbeerkranz mit einer Schleife erhielt, von dem ich zuerst glaubte, es sende mir ihn Jemand, um sich über mich lustig zu machen und den Hohn noch zum Unglück hinzuzufügen, — wol gar mein erster Protektor, der mich eine ‚Memme' genannt hatte, — den ich dann aber bei mir aufhing, damit er mich allzeit daran mahnen solle, daß ich mir's nie wieder einfallen lassen dürfe, öffentlich in einem Konzert aufzutreten. Nun, daran hat er mich ja auch gemahnt, aber nachdem ich jenes Bild von Babette erhalten hatte, bildete ich mir plötzlich ganz fest ein, der

Kranz sei damals von ihr gekommen, und ich hing ihn, mit dem sie mich in meinem Unglück hatte trösten wollen, nun auch über ihr Bild, und Bild und Kranz haben seither über meinem Flügel gehangen, wo ich auch geweilt habe, und sollen dort hängen bleiben, bis Sie mir Beides ebenso, wie meine Oper, mit in den Sarg legen können."

„Und der Kranz war wirklich von Tante Babette gesandt?" fragte ich, als er verstummte.

„Ich habe sie nie danach gefragt, um mir nicht möglicherweise eine mir liebgewordene Illusion zerstören zu müssen. Auch glaub' ich's noch heute; denn wer könnte meiner sonst gedacht haben, als Spott und Hohn mein einzig Teil waren? Aber ich will nun doch zu Ende eilen, denn ich habe Ihnen eine kurze Geschichte versprochen und erzähle Ihnen da eine lange, sehr lange, die mit all' ihren Einzelheiten unmöglich Interesse für Sie haben kann. Auch bleibt im Grunde wenig hinzuzufügen; wie es ausging, können Sie sich ja denken. Ich geigte weiter im Theater, gab Unterricht, komponirte und lebte ganz meiner Kunst, ein einsamer Mann, für den die Welt nichts bot und nichts besaß, als die stillen Freuden, die er sich selber am Flügel und mit der Violine im Arm schuf. Von Babette erfuhr ich so wenig, wie sie von mir. Darüber vergingen abermals Jahre. Dann führte mir der Zufall eines Tages Babette's Bruder entgegen. Der hatte inzwischen schon wechselvolle Schicksale erlebt, war wegen hochverrätherischer Umtriebe von der Hochschule relegirt worden, hatte, weil er einen seiner Richter zum Zweikampf, wie zu

einer Art Gottesgericht, herausgefordert hatte, auf der Festung gesessen und glühte für die Ideen eines allgemeinen Volksaufstandes, von dem er sich einzig noch Rettung und Wandlung in unseren verrotteten Zuständen versprach. Den Adel hatte er abgelegt, und Babette hatte nach dem Tode ihres Vaters, der, wie ich nun durch ihn gleichfalls erst erfuhr, schon vor Jahresfrist erfolgt war, das Nämliche gethan. Damit war zwischen uns Beiden eine gewichtige Schranke gefallen, und Babette, — auch das berichtete er mir, — war bis zur Stunde unvermählt geblieben. Ihr Bild hatte mir gesagt: ich warte auf dich! und Babette wartete. Ihr Vater, Gerhard, suchte damals auch mich zu seinen umstürzlerischen Ideen zu bekehren, aber ich wußte kaum etwas von dem, was in der Welt vorging, verstand seine Ziele nicht und schreckte vor Allem Gewaltsamen, Jähen, vor allen Neuerungen meinem innersten Wesen nach zurück. Ich war überhaupt nur für ein Leben in der Stille geschaffen und hatte mir nie besondere Gedanken darüber gemacht, ob es besser sei, unter einem absoluten Monarchen oder in einer Republik zu leben; weltfern war ich aufgewachsen und weltfremd lebte ich weiter. Deshalb konnte ich doch Bewunderung für den Mann empfinden, der sein Alles an ein einziges, großes Ziel setzte, der mit flammender Begeisterung seine Überzeugungen verfocht und Jünger für die reine, hohe Lehre von der Gleichberechtigung Aller mit Wort und Schrift warb. Seine keusche, edle, nur von den höchsten Idealen erfüllte Seele, die für den großen Humanitätsgedanken glühte, voll heiligen Zorns gegen alles Niedrige

und Gemeine ankämpfte, vor Empörung über dynastischen Hochmut, Pfaffenlüge und Adelsdünkel entbrannte, die über das Elend des geknechteten Volks und die unwürdigen Zustände im Lande sich in bittrem Weh fast verzehrte, mußte auch auf mich einen tiefgreifenden Eindruck hervorbringen. Dabei stand er in Beziehungen zu allen geistig bedeutenden Männern jener Zeit, die damals ihre Donnerstimme erschallen ließen, um das Volk aus seiner Lethargie zu wecken, zu den Dichtern und Gelehrten, die im Kampfe der Geister voran im Zuge schritten, er selbst hatte flammende Lieder des Aufruhrs gedichtet, die in freisinnigen Blättern verbreitet waren und insgeheim komponirt und gesungen wurden. So ließ auch ich mich in seiner Nähe durch den Zauber seiner Persönlichkeit hinreißen, aber folgen konnte und mochte ich ihm nicht. Als er das einsah, war er weit davon entfernt, mir zu zürnen. Im Gegenteil: wir waren die besten Freunde miteinander, solange er damals in unserer Stadt weilte, wohin ihn seine agitatorische Wirksamkeit gerufen. Und er blieb länger, als er sich's vorgenommen hatte, denn dort lernte er Ihre Mutter kennen, Gerhard, ein Mädchen aus dem Volke, das sich, voll anbetender Liebe für den begeisterten Apostel der neuen Lehre, derselben anschloß. Sie war ebenso schön als klug und erglühte mit der ganzen Schwärmerei der Jugend für das Evangelium der neuen Zeit wie für dessen Verkünder. Die Beiden wurden bald ein Paar, und selten hat es wol zwei Menschen gegeben, die seelisch und körperlich so für einander geschaffen zu sein schienen, wie Ihre Ältern, Gerhard.

Es war ein ideales Menschenpaar und eine ideale Ehe, in der es lebte. Aber das Glück sollte nur von flüchtiger Dauer sein; es war eben wol zu groß für diese Welt des Jammers, und die Götter wurden neidisch auf die Sterblichen, die es ihnen gleichthun wollten. Sie sind dann wenigstens mitleidig genug gewesen, um sie Beide zu gleicher Zeit hinwegzuraffen, Keiner hat den Andren überleben müssen, Keiner hat den Untergang all' ihrer Träume und Hoffnungen und Kämpfe erleben müssen; es hätte ja danach doch kein Leben mehr für ihn gegeben. Aber ich muß von mir selber erzählen. Ich ließ mich damals plötzlich von der allgemeinen Hoffnungsseligkeit anstecken. Babette gehörte nicht mehr zum Adel, sie war Herrin über ihre Hand geworden, sie hatte alle andren Bewerber abgewiesen, um auf mich zu warten, ihr Bruder, der selbst ein Mädchen aus der niedersten Volksklasse zu seinem Weibe gemacht hatte, verfocht die Aufhebung aller Standesunterschiede, und auch sie hatte sich zu seinen Lehren freudig bekannt. Was stand uns noch im Wege außer meinem Stolz, daß ich nicht eher Babette hatte zu meinem Weibe machen wollen, als bis ich im Stande war, sie und eine Familie durch meiner Hände Arbeit zu ernähren? Und diesen Stolz, der mich von meinem Glück allein noch trennte, mußte ich niederkämpfen und ablegen. Babette mußte durch den Tod ihres Vaters Herrin eines bedeutenden Vermögens geworden sein. Weshalb sollte sie es nun nicht mit mir teilen, der dann unabhängig und sorgenfrei ganz seiner Kunst leben konnte, wenn sie mich doch liebte? Heißt es nicht in der Liebe:

was mein ist, das ist dein und umgekehrt desgleichen? Mich hatte plötzlich eine solche Liebessehnsucht, ein so heißes Verlangen nach dem Glück ergriffen, das mir so nah und doch so ewig fern war, daß ich alle Bedenken in mir zu Boden schlug, meinen Stolz demütigte und Babette anflehte, nun, da es noch Zeit sei, mein Weib zu werden. Ich that es brieflich; Auge in Auge hätte ich ihr's nicht sagen können, daß ich noch immer außer Stande sei, sie in ein eigen Heim zu führen, das ich für sie mit den Erträgnissen meiner Arbeit ausgeschmückt und bereitet. Aber in meinem Briefe verhehlte ich ihr nichts sondern gestand die lautere Wahrheit, daß ich noch immer zu jenen verfehlten Existenzen gehöre, die es in der Welt niemals bis auf einen grünen Zweig bringen können. Und dann kam ihre Antwort. Ich bewahre das Blatt noch und könnte es Ihnen zeigen, aber ich weiß seinen Inhalt auch auswendig und er läßt sich in Kürze wiedergeben. Babette hatte von Tag zu Tage darauf gewartet, daß ich kommen würde, um sie heimzuholen, nun unserer Verbindung nichts mehr im Wege stand sondern ihr ererbtes Vermögen hinreichte, um unserer Beider Zukunft zu sichern. Aber ich war nicht gekommen, und sie hatte nichts von mir gehört, nichts gewußt. Ich konnte sie inzwischen lange vergessen oder eine Andre geheiratet haben, sie wußte nicht einmal, ob ich noch lebe und ob ich nicht lange schon außer Landes gegangen sei. Sie selbst habe mich doch nicht suchen können, und so habe sie ein volles Jahr hindurch, Tag um Tag, auf ein Lebens- und Erinnerungszeichen von mir geharrt, — immer vergebens. Nach

Ablauf dieses Jahres aber habe sie ihr ganzes Vermögen ihrem Bruder hingegeben, da sie desselben nicht mehr bedurft habe, wenn sie nun doch allein leben und sterben solle, und da jener fast Alles, was er besessen, für Agitationszwecke und zur Unterstützung der Familien politischer Flüchtlinge und Festungsgefangener hingeopfert habe, sodaß er schon am Notwendigsten Mangel gelitten. Wenige Tage, bevor mein Brief in ihre Hände gelangt, sei der gerichtliche Schenkungsakt vollzogen worden, nach welchem ihr selbst nichts mehr bleibe, als das, was ihr Bruder, mit dem und mit dessen Frau sie fortan zusammenleben wolle, ihr zuerteilen werde. Ihr Vermögen sei nunmehr der großen Sache geopfert worden und sie könne es nicht mehr zurückfordern. So habe auch diesmal der Himmel gegen unsere Vereinigung entschieden, und es müsse wol so sein, daß wir für immer getrennt bleiben sollten — Der Brief war ruhig und gefaßt geschrieben, aber was die Schreiberin dabei empfunden, was ihr Herz gelitten, als sie meinen Hoffnungen den Todesstoß versetzen mußte, — ich ahnte, ich wußte es doch, ich las es aus jeder Zeile, aus jedem Wort. Aber ich will mich bei meinem Weh und bei der Enttäuschung, die ich erfuhr, nicht länger aufhalten. Ich lernte auch diesen neuen Schlag verwinden, er stählte meine Kraft im Tragen und Entsagen und — ja, was soll ich es leugnen? Auch er vermochte meine Hoffnungen noch nicht für immer zu vernichten. Es lebte etwas in mir, was sich nicht ertödten ließ, was auch nach diesem letzten, schweren Schlag nicht zur Ruhe kam, und dies Eine war meine Zuversicht, Babette

Randolf werde doch noch einmal mein Weib werden. Sie hatte ja auf mich gewartet, wie ich auf sie gewartet hatte, und einmal mußte uns Erhörung werden, früher oder später. Eine neue Thatkraft beseelte mich plötzlich. Das Wort in Babette's Brief, sie habe nicht gewußt, ob ich nicht vielleicht außer Landes gegangen sei, kam mit einer Art Erleuchtung von oben über mich. Weshalb war ich auch daheim geblieben, wo ich ‚weder Glück noch Stern' gehabt, weshalb hatte ich's nicht draußen in der weiten Welt versucht, ob mein Glück nicht dort etwa blühe? Babette's schüchtern geäußerte Vermutung enthielt einen gerechten Vorwurf, der mich zu Boden drückte, um mich gleich danach zu dem Entschlusse zu spornen, ich wolle noch jetzt in die Welt hinausgehen, noch sei es immer nicht zu spät und in keinem Falle sei etwas dabei verloren, wenn ich auch draußen das Glück nicht finde, das mir daheim nicht hatte zu Teil werden wollen. Ich faßte den Plan, nach Italien zu gehen, in das Land der Künste, in dem auch der Musik eine so sichere Heimstätte bereitet war, wie nirgend sonst, und wo man sich vollends in die freie Sphäre der Ideale retten mußte, um dem Jammer der politischen Zerrissenheit und der Knechtschaft im Innern zu entfliehen. So nahm ich meine Entlassung und suchte meinen alten Gönner auf, der mein Vorhaben von Herzen billigte und mich mit mancherlei Empfehlungsbriefen für Italien versah. Auch einen Teil meines Reisegeldes streckte er mir vor. Nicht mit den verlockenden Illusionen aus der Jugendblütezeit aber doch voller Hoffnungen zog ich über die Alpen. Nun, ein Teil

davon hat sich denn auch erfüllt. Von dem, was ich in Italien gesehen und bewundert, von dem, was ich dort versucht und was mir mißlungen, will ich schweigen. Vieles war damals noch ganz anders, als jetzt, Manches hat sich zum Besseren, Andres zum Schlimmen gewandt; darüber ließe sich Allerlei sagen, was nicht hierher gehört. Was aber mich selbst betrifft, so gelang es mir nach vielen Irrfahrten und Enttäuschungen endlich den Traum früherer Jahre zur Wahrheit zu machen und Musikdirigent in einer großen, kunstsinnigen Stadt des damaligen Großherzogtums Toskana zu werden. Des Italienischen war ich so mächtig geworden, wie meiner eigenen Muttersprache, Italiens Kunstschätze übten immer neuen Zauber auf mich aus, meine Thätigkeit war mit Erfolg gekrönt, da die Konzerte, die ich leitete, oft jubelnden Beifall errangen, selbst die leichte, südländische Art, zu leben und sorgenlos in den Tag hineinzuschauen, sagte mir zu, kurz: ich hätte zufrieden sein können, wenn die Sehnsucht nach Deutschland, die in Unsereinem niemals ersterben will, er mag es draußen auch tausendmal besser haben, als daheim, mir nicht das Herz schwer gemacht hätte, wenn ich nicht gewußt hätte, daß ich nur dort mein Glück finden könne, so es überhaupt auf Erden noch ein Glück für mich gab. Von den großen Ereignissen, die sich inzwischen in furchtbarer Schnelle daheim gefolgt waren, erfuhr ich so gut wie garnichts. Ich wußte nur, daß es überall zu offenem Aufruhr gekommen war, daß die ausgestreute Saat der freiheitlichen Ideen blutig aufging und daß nach einem kurzen Völkerfrühling, den alle freien Geister

vorausgeahnt und dann jauchzend begrüßt hatten, sich die Nacht der finsterſten Reaktion bleiſchwer auf die zahlloſen, deuſchen Vaterländchen herabſenkte. Daß es ſo kam, ſetzte mich kaum in Erſtaunen; mit Angſt und Sorge gedachte ich nur Ihres Vaters, Gerhard, und Babette's. Wie würde ſie den Wandel der Dinge ertragen, wie würde Ihr Vater den grauſamen Zuſammenſturz all' ſeiner kühnen Träume, all' ſeiner ſeligſten Hoffnungen überleben können? Ich wußte nicht, daß er auf den Barrikaden der Hauptſtadt ſein junges, thatendurſtiges Leben hingeopfert hatte für die große Sache, der er diente, noch ehe er erfahren gemußt, daß ſie eine verlorene Sache war. Hätte ich's gewußt, wie anders wäre vielleicht Alles gekommen! Aber woher hätte mir die Kunde zugehn ſollen? Ich glaubte Ihren Vater, wie die Mehrzahl ſeiner Mitkämpfer, auf der Flucht, Babette als treue Begleiterin bei ihm, ja, ich trug mich manchmal mit dem Gedanken, ein Zufall könne ſie in unſere Stadt führen, da von den Flüchtlingen Manche, die ſich in der Schweiz nicht ſicher glaubten, damals über die Alpen kamen und ſich unter falſchem Namen in Italien einen Erwerb ſuchten. Aber dieſe vage Hoffnung trog mich, und da weder Babette meinen derzeitigen Aufenthaltsort kannte noch ich wußte, daß ſie nun wieder frei und Herrin ihres Vermögens war, das ſie nach dem Tode ihres Bruders und dem zur gleichen Zeit infolge einer verfrühten Entbindung erfolgten Ableben ihrer Schwägerin vertragsgemäß zurückerhalten hatte, kamen wir Beide abermals nicht zueinander, fanden wir uns abermals nicht in der rechten Stunde. In Romanen

liest man gewöhnlich von dem Instinkt der Liebe, der zwei durch hundert und aber hundert Meilen voneinander getrennte Liebende im richtigen Augenblick zusammenführt, aber das Leben kennt solch' wundersames Wiederfinden leider nicht, es weiß nichts von jener magnetischen Anziehungskraft der Seelen, von jener Hellseherei der Liebe, es ist grausam und gleichgiltig; ja, es ruht eine tragikomische Kraft in dem Zufall, der uns jahrelang voneinander getrennt hielt, als wir einander hätten angehören können und uns dann, gerade erst dann wieder zueinander führte, als es zu spät war. Babette wenigstens meinte, nun sei es zu spät, gerade wie damals, als mein Brief auch um etliche Tage zu spät gekommen war. Diesmal freilich waren es nicht Tage sondern Jahre, lange, bedeutungsvolle Jahre, um die ich zu spät kam, und Babette meinte, nun sei sie zu alt für mich geworden und ich könne noch mit einer Jüngeren glücklich werden, sie aber habe nur noch eine einzige Aufgabe im Leben, nämlich die, den Sohn ihres Bruders zu erziehen und ihm Vater und Mutter zu ersetzen, so gut es gehen wolle. Mir aber könne sie kein Glück auf Erden mehr bereiten, denn nach dem, was sie erlebt, gäbe es kein Glück mehr für sie, nur noch schweigende Entsagung. Und davon hab' ich sie nie, abbringen können alle die langen Jahre hindurch, so oft ich's auch versuchte. So unerschütterlich treu sie ihrer ersten und einzigen Liebe geblieben war, der Liebe zu mir, so unerschütterlich treu blieb sie auch ihrem Vorsatz, mir nicht anzugehören, bis ihre letzte Stunde gekommen war. Und sie war wirklich alt ge-

worden, Babette Randolf, als ich sie zum ersten Male wiedersah, nachdem ich aus Italien zurückgekehrt war, viel, viel älter, als ihre Jahre es bedingt hätten. Aber was hatte sie auch erlebt! Man sollte nur darüber staunen, daß es überhaupt ein Mensch durchleben kann, nicht darüber, daß er alt und grau davon wird. Am Morgen war ihr Bruder von ihr gegangen, jung, schön, stralend von Kraft und Leben, — ein paar Stunden darnach trugen ihr die Kameraden mit Gefahr ihres eigenen Lebens den gräßlich entstellten und zerschossenen Leichnam in's Haus. Und im Zimmer nebenan lag die Frau des Todten in den Wehen und rang zwischen Leben und Tod und verlangte nach ihrem Gatten, wenn sie nicht sterben solle bei dem furchtbaren Knattern der Gewehre und dem dumpf rollenden Donner der Kanonen, der die Fenster ihres Gemaches erzittern ließ. Und unter dieser schauerlichen Musik, die ihr Ächzen und Stöhnen überhallte, gab sie einem Sohn, — Ihnen, Gerhard — das Leben und verhauchte danach ihr eigenes, noch mit dem letzten, brechenden Blick den suchend, der ihr schon vorangegangen war in das große Land der Geheimnisse. Dieser eine Tag, den sie erlebt, hatte Babette Randolf altern lassen; sie lebte weiter, sie ertrug es, zu leben, aber ihre Jugend lag hinter ihr, und jeder Gedanke an ein Glück der Zukunft, jeder, der sich nicht auf die ihr gefallene Aufgabe bezog, das schwächliche Kind, das schon in seiner Geburtsstunde eine Waise war, zu erziehen, für das Leben und seine hohen Ziele zu erhalten, war für immer in ihr gestorben. Und auch nach jenem Tage vergingen noch lange Jahre, ehe wir uns

wiedersahn. Ich hatte genug erworben, um sie und mich und eine Familie zu ernähren, ich kam über die Alpen zurück, ich suchte sie und ich fand sie. Aber wie fand ich sie wieder, die ich dereinst in der ganzen stralenden Fülle ihrer Anmut und Schönheit verlassen, und deren Bild gerade so wie damals, noch immer mir in Hirn und Herzen fortlebte! Sie war noch immer anmutig, noch immer schön, noch immer begehrenswert, aber ein unwillkürlicher Ausruf des schmerzlichsten Erstaunens über die Veränderung, die mit ihr vorgegangen, mag denn doch wol über meine Lippen geschlüpft sein, oder ihr scharfer, ruhig-prüfender Blick las in meinen Zügen, in meinen Augen, was ich empfand. Und damit war's für sie entschieden. Ich mochte ihr nun meine Liebe noch so oft betheuern, ich mochte sie anflehn, sie beschwören, mein Weib zu werden, — es war Alles umsonst, sie blieb fest. Sie verwies mich an Jüngere, auf deren Liebe ich noch ein Anrecht habe, sie erklärte sich für unfähig, noch zu lieben, noch die Pflichten eines Weibes zu erfüllen; ihr ganzes Herz gehöre Ihnen, Gerhard, und nur Ihnen. Und dabei ist sie geblieben. Ich habe das alte Haus gekauft, in dem Babette aufgewachsen war, in dem wir uns zum ersten Male gesehn und in dem wir uns lieben gelernt hatten, während ich ihr so gewissenhaft den völlig nutzlosen Klavierunterricht erteilte. Babette hat darein gewilligt, die Räume wieder zu beziehn, die sie damals bewohnt hatte, und wir haben im nämlichen Hause gelebt und sind nebeneinander alt geworden. Ich habe mir meine enge, friedliche Welt gegründet mit meinen Vögeln, mit meinen Blumen und mit meiner

Geige; ich bin nicht unglücklich dabei gewesen, — o nein, es wäre ungerecht, wenn ich das sagen wollte. Für die Welt paßte ich ja ohnehin nicht und habe mich niemals in sie hinausgesehnt. Aber ein Funke von der alten Hoffnung blieb dennoch und dennoch immer in mir bestehn, und siehe da, — in der letzten Stunde hat sie sich erfüllt. An jedem Sonntag durfte ich Babette besuchen, das hatte sie mir gewährt, und wenn ich dann zu ihr hinaufkam, in das gleiche Zimmer, in dem wir den denkwürdigen Klavierunterricht miteinander gehalten hatten, dann sprachen wir zusammen von allerlei Dingen, besonders von der alten Zeit, von Ihrem Vater, Gerhard, und von Ihrem Großvater, und dann von mir, von meinen Plänen, von meiner Oper, die kein Theater aufführen wollte, von meinen Kompositionen, die Keiner verlegen mochte. Und ganz zuletzt, wenn ich mich verabschiedete, fragte ich jedesmal mit peinlicher Regelmäßigkeit, ob ich wirklich nicht hoffen dürfe, sie noch einmal zu erweichen, und jedesmal erhielt ich die nämliche Antwort und ging wieder davon. Und so lebten wir nebeneinander fern voneinander, in der Einsamkeit, Jeder in seiner eigenen, engumfriedeten Welt. So haben Sie es ja selber kennen gelernt und ich brauche Ihnen nicht zu schildern, wie es war. Und dann kam die Stunde, wo Babette Randolf fühlte, sie werde sich mit ihren lange vorangegangenen Lieben vereinigen, und sie rief mich zu sich. Und dann bat ich sie noch einmal, zum letzten Male um das, was ich seit zwanzig Jahren vergebens von ihr erbeten hatte, — und nun, da die Schauer des Todes sie umwehten, gewährte sie mir's mit wehmütigem Lächeln, wie man zuletzt einem

eigensinnigen Kinde gewährt, was ihn doch nicht mehr freuen kann. Babette ist mein Weib geworden, der heißeste Wunsch meines Lebens ist in Erfüllung gegangen, und ich darf nun am Grabe meines Weibes trauern. Es liegt eine schmerzliche Wollust für mich in diesem Gedanken, die Sie vielleicht nicht begreifen werden. Sie werden vielmehr denken, daß jenes tragikomische Geschick, das den armen Musiker mit seiner Scheu vor der Öffentlichkeit lebenslang verfolgte, ihm treu geblieben sei bis zum letzten Augenblick. Nun, auch dawider hab' ich nichts einzuwenden" —

Herr Hieronymus reichte mir die Hand.

„Ich habe eine Bitte an Sie," sagte ich, sie herzlich drückend, nach einer Pause bewegt.

Es war inzwischen dunkel um uns her geworden, und nach einem scheuen, verwunderten Aufblick fragte er gütig: „Welche Bitte könnte ich Ihnen erfüllen, Gerhard Randolf?"

„Nennen Sie mich fortan ‚Du,' — nun, da ich Alles weiß."

Es zuckte um seine Lippen. „Ja," sagte er dann, „das will ich; — Du sollst mein Sohn sein, — Gerhard, wie Du Babette's Sohn gewesen bist, bis der Hügel sich über ihr wölbte — Sei mir willkommen!" Und wir schlossen einander in die Arme. Es war ganz still rundum, nur ein halb verschlafenes Zwitschern und Singen scholl aus dem Vogelzimmer noch herüber, während draußen in lautlosem Dunkel der Hof lag, auf dem Esther Fränkel als Kind den Wunderstimmen der Musik zum ersten Male gelauscht hatte. Uns aber

umwehte es in der geheimnißvollen Dämmerung, wie der Gruß eines abgeschiedenen Geistes, der seinen Frieden nun dort gefunden hatte, wo viele Wohnungen im Hause unseres Vaters für uns bereitet sind. — — — — —

Außer Herrn Hieronymus Wandermann selbst lebte nun Keiner mehr von all' denen, die meiner Kindheit bekannt und vertraut gewesen waren, im alten Eckhause an der Brunnenstraße, dem Stammhause des Geschlechts derer von Randolf. Denn auch Jakob Fränkels Alttrödlerladen existirte nicht mehr im Erdgeschoß zur Rechten des Eintretenden. Jakob Fränkel hatte, als reicher Mann, die Stadt überhaupt verlassen und lebte jetzt in der Reichshauptstadt, ohne daß ich ihm dort schon jemals begegnet wäre. Fremde Leute hausten oben und unten in den altvertrauten Räumen und fremde Augen sahen drüben im Hofe des Weinhändlers die alten Linden ihre gelben Blätter verstreuen und in unversiegbarer Zeugungskraft mit jedem neuen Frühling neue Knospen treiben; auch ich zog nun, ein Fremder, für immer von hier hinaus. Nur einmal schlich ich mich noch leise um die erste Dämmerungsstunde, als fürchtete ich, wie ein Verbrecher, auf meinem Gange ertappt zu werden, in den Hof hinunter und bis in die äußerste Ecke desselben, von wo man, in die Höhe blickend, hoch, hoch droben in der Luft den Akazienbaum gewahrte, der sich am Thurm der uralten Heiligengeistkirche eingenistet hatte und von hier aussah, als schwebe er wurzellos im krystallenen Ätherraum. Dort stand ich eine geraume Weile, wie an dem Tage, als ich zum ersten Male auf die Hochschule hatte fortziehen sollen.

Heut' sollt' ich in die große Hochschule des Lebens hinaus und starrte mit den gleichen Gedanken hinter der träumenden Stirn hier wiederum empor. Dann ging ich, mein Bündel zu schnüren.

Herr Hieronymus Wandermann aber blieb, nun ich fortzog, einsam in dem alten Hause. Nicht ganz einsam, denn er lebte weiter unter den schweigsam-beredten Schatten seiner Vergangenheit.

XII.

Seit meiner Rückkehr nach Berlin hatte ich mich mit verdoppeltem Eifer meinen Arbeiten und den letzten Vorbereitungen zum Staatsexamen gewidmet. Außer Heinrich Pätzold sah ich von den früheren Bekannten Niemanden, alle Einladungen, die an mich ergingen, — auch solche von Geheimraths waren darunter, — konnte ich mit dem Hinweis auf einen Trauerfall in meiner engsten Familie ablehnen. Wenn nicht für notwendige Gänge, verließ ich das Haus garnicht; es drängte mich, zu Ende zu kommen. Alexandra's Namen wurde nie vor mir genannt; da ich Heinrich nicht nach ihr fragte, vermied auch er es, sie zu erwähnen, wie er denn die letzten Vorfälle, die meiner Abreise voraufgegangen waren, völlig mit Stillschweigen überging. Er mochte glauben, daß die Wunden in mir noch zu frisch seien und daß man nicht daran rühren dürfe, wenn sie verheilen sollten. Gab ich ihm darin auch innerlich nicht Recht, — denn ich fühlte mich frei und hatte überwunden, — so war mir's doch lieb, so mit der Vergangenheit endgültig abgeschlossen zu haben, um mir die Scham zu sparen, die mich bei der bloßen Erwähnung jener Frau hätte heimsuchen müssen, in deren Netze ich gefallen war, trotzdem ich wußte, daß sie falsch und

kokett, trotzdem ich erfuhr, daß sie treulos und verrätherisch war.

Nur einmal fragte ich Heinrich, der mit der alten, herzlichen Freundschaft an mir hing: „Lebt Baron Lossow noch?“ und er erwiderte kurz: „Ja, er lebt. Meine Diagnose ist richtig.“

Öfter dagegen ließ ich mir von Geheimraths erzählen, bei denen er nach wie vor aus- und einging. Dort schwelgte man noch immer im Überfluß, obgleich sich jetzt allerorten die bis dahin verhaltene Entrüstung gegen die Gründer und ihre schwindelhaften Unternehmungen Bahn brach, bei denen Hunderte brodlos geworden waren, obgleich im Reichstage zündende Reden gegen das ehrlose Treiben gehalten und in stürmischen Debatten, unter Kompromittirung der hochgestelltesten, auch der fürstlichen Gründer, die Handhabung der Strafgesetze gegen sie verlangt wurde. Manche von den stadtbekanntesten Geldfürsten, die noch vor wenigen Jahren als beschäftigungslose Bauunternehmer durch die Straßen gelaufen waren oder als unsichere Makler, Bankiers und Industrielle vergebens nach einem lohnenden Erwerbszweig ausgespäht hatten, waren durch die öffentlich zur Schau getragene Verachtung, durch die Gefahr, die ihnen drohte, wenn sich bei ihrem Vorüberfahren in glänzender Equipage drohende Fäuste gegen sie aufreckten, gezwungen worden, die Reichshauptstadt zu verlassen. Aber damit war wenig oder nichts gewonnen. Denn sie verzehrten nun ihre Reichtümer an andrem Ort in desto größerer Ruhe und Behaglichkeit, und oft genug kehrte sich die allgemeine Stimmung ohnehin gegen die minder Schul-

digen, während die Andren frei ausgingen und ihr schmähliches Treiben durch einen früher geachteten Namen, durch Rang und Ansehn zu verdecken wußten. Freilich begann auch endlich jetzt in der Stille die Justiz ihres Amtes zu walten, und die Verhaftung reicher Finanzbarone, die noch Tags zuvor ihre Rolle in der großen Gesellschaft gespielt hatten, wie die Einleitung der Untersuchung gegen die Häupter anrüchiger Aktienunternehmungen gehörten zur Tagesordnung. Aber, wenn man auch wußte, daß man auf einem Vulkan tanzte, man tanzte dennoch und nur desto lustiger, desto ausgelassener, desto wilder.

Von Dora sprach Heinrich ungern. Es war nicht schwer, seinen Äußerungen, so diplomatisch er sie auch angelegt haben mochte, zu entnehmen, daß er einen Nebenbuhler hatte und daß er diesen Nebenbuhler in Dora's Gunst fürchtete. Seinen Namen nannte er niemals aber, als er sich eines Tages in den ehrenrührigsten Ausdrücken gegen den Berliner Journalismus erging, ohne daß er etwas Andres, als allgemeine und unbewiesene Anschuldigungen wider ihn zu schleudern vermochte, glaubte ich ohne Weiteres darauf schwören zu dürfen, daß der gehaßte Rivale ein Journalist sei. Der gute Heinrich! Zum Diplomaten war er in all' seiner Ehrlichkeit nun einmal verdorben. —

Nachdem ich schon wieder mehrere Wochen in der Residenz geweilt hatte und während ich mit meinen schriftlichen Ausarbeitungen für's Examen beschäftigt war, stellte mir der „arme Heinrich", so oft er mich sah, mit rührender Beharrlichkeit das Ansinnen, mich zu zerstreuen,

mehr aus mir selber herauszutreten und an meine Gesundheit oder, wie er's lieber nannte, an das „Gleichgewicht zwischen Seele und Körper" zu denken. Er behauptete, ich sähe bleich aus, ich magerte sichtlich ab, ich litte an der allermodernsten, deutschen Krankheit, an der Nervosität, was nicht zu verwundern sei, da ich meinem Geiste beständig die nämliche Nahrung zuführe, was gerade wie beim Körper den Speisen gegenüber, schließlich Übersättigung und Ekel hervorrufen müsse, kurz: er verlangte, ich solle wieder in's Leben hinaustreten, die Grillenfängerei Andren überlassen und die Rechte meines Alters wahrnehmen. Täglich schlug er mir neue Vergnügungen vor: Theater, Konzerte, Vorträge und Gesellschaften und war geradezu erfinderisch in den Genüssen, die meiner angeblich überall warten sollten.

Ihm zu Gefallen geschah's, daß ich dann eines Tages wenigstens die kürzlich eröffnete Kunstausstellung besuchte. Es war an einem Wochentage und des Morgens, zur Stunde, da man öffnete; die Säle waren beinahe noch leer. So war mir's gerade recht, und ich konnte nun ungestört zwischen den Bildern umherschlendern, hie und da stehen bleiben, um mich in eine italienische Landschaft, ein Historienbild oder einen Portraitkopf zu vertiefen und verbrachte ein paar genußreiche Stunden, für die ich meinem besorgten Seelenarzt im Stillen dankbar war. Als die Gemälderäume sich dann mehr und mehr mit geputzten und schwatzenden Menschenkindern zu füllen begannen, trat ich noch in den geräumigen Saal mit den Ausstellungsobjekten der plastischen Kunst, wo es kühl und still war und jene

weihevolle Stimmung, die uns den schweigsamen Marmorgebilden gegenüber ergreift, durch nichts gestört wurde.

Aber mochte nun meine Genußempfänglichkeit bereits droben bei den mannigfach fesselnden Bildern erschöpft worden sein oder enthielten die hier aufgestellten Skulpturarbeiten wirklich nichts ungewöhnlich Packendes: ich wanderte ziemlich interesselos an ihnen vorüber und verweilte nirgends längere Zeit, als sie zur flüchtigen Überschau erforderlich war. So wollt' ich, noch ehe meine freudig-angeregte Stimmung hier vollends verflog, eben durch die Ausgangsthür das Freie gewinnen, als mein noch einmal zurückgewandter Blick plötzlich auf zwei Marmorfiguren fiel, die ich bis dahin unbegreiflicherweise mußte übersehen haben. Hochaufgerichtet und mächtig standen sie nun in all' ihrer schimmernden Majestät mit einem Male vor mir da, sodaß ich hastig meine Schritte auf sie zulenkte und nun staunend die Augen zu ihnen emporschlug.

Sie standen sich einander gegenüber, waren offenbar auch dem gleichen Meißel entsprungen, fesselten aber durch ihre Verschiedenheit nicht minder, als durch die Reize, die jeder von ihnen im Besonderen eigen waren, Auge und Sinne. Zur Rechten ein machtvolles Weib, mit dem Ausdruck tiefsten Seelenschmerzes aber auch dem erhabener, ächt antiker Ergebung in den Willen der Götter auf dem marmorschönen Antlitz, das, wie nach einem Abschied von allem Theuersten, was die Erde für sie barg, thränenlos dem Tode entgegenschreitet; zur Linken eine anmutumflossene, träumerische Jungfrau, halb Weib halb Göttin, die einer hohen, himmlischen Botschaft

entgegenzulächeln scheint. Vor Allem übte die Gestalt zu meiner Rechten einen gewaltigen Eindruck auf mich aus. Ich zweifelte nicht daran, daß ich hier eine Alkets vor mir habe; in Haltung und Geberde, in stiller Majestät und in rührender Opferfreudigkeit verkörperte dieser schimmernde Marmor eine der ergreifendsten Schöpfungen des hellenischen Tragikers.

Aber nicht deshalb allein fesselte sie mich. Mir war's, als kennte ich sie, als hätte ich sie schon einmal, vor langer Zeit gesehn, wenn auch nicht in dieser Vollkommenheit, nicht in dieser ragenden Hoheit, so doch mit dem nämlichen Ausdruck in den Zügen und in der gleichen Haltung, durch die der Künstler vornehmlich sein Streben an den Tag legte, es den antiken Mustern in ruhiger Klarheit der Linien gleichzuthun. Aber wo konnte das gewesen sein und wann? — Ich ließ mich auf der schmalen, sammetgepolsterten Bank angesichts der beiden Statuen nieder und schloß für eine Weile die Augen, um mich in vergangene Jahre zurückzuträumen. Und dann plötzlich stieg es vor mir auf: ein kleines, ärmlich eingerichtetes Studentenheim gerade unter dem Dache, und in ihm ein blondlockiger, groß und schlank gewachsener, junger Mann mit blauen, leuchtenden Künstleraugen, der die schwarze Sammetpikesche mit den Schnüren abgeworfen hat und neben seinem Modellirbock steht, um an dem kleinen Thonmodell seiner Alkets zu bessern und zu feilen, während die griechischen Klassiker hinter ihm aufgeschlagen und über den Tisch verstreut da liegen. Und nun kenn' ich den Studenten der Philosophie, der die Gestalten der antiken Poëten lieber

in Thon und Marmor formen möchte, als sich über den textuellen Schwierigkeiten ihrer Werke den Kopf zerbrechen, und der doch ein ächter und rechter Schulmeister werden muß, weil es gilt, sich auf eigene Füße zu stellen, ehe die hochfliegenden Künstlerträume zur Wirklichkeit heranreifen können; er heißt Gottwalt Eichler. Und nun hör' ich ihn auch mit seiner klaren, männlichen, festen Stimme sagen: „Zwei Gestalten sind es, in denen ich vor Allem mein künstlerisches Können einmal der Welt beweisen möchte und deren Gebilde mir in Herz und Hirn leben: Alkestis und Sakuntala" —

Ich fuhr aus meiner Träumerei empor und blätterte hastig in dem Katalog, den ich in der Hand hielt. Da stand es: „No. 408 Alkestis, No. 409 Sekuntala" und darüber: „Gottwalt Eichler in Rom". Meine Ahnung hatte mich nicht getäuscht. Der Heidelberger Student der Philosophie war ein ächter, großer Künstler geworden, er hatte bewiesen, daß er nicht grundlos sich nach dem Meißel gesehnt, daß vielmehr die Kräfte in ihm schlummerten, um seine stolzesten Träume wahrmachen zu können. Was galt's? In allen Künstlerkreisen kannte man jetzt schon seinen Namen, aus allen Zeitungen würde ich das über ihn ausgeschüttete Lob vernehmen können und wahrscheinlich fiel ihm auch eine der ersten Preismedaillen zu, mit der zugleich ein Stipendium für längeren Aufenthalt in Rom verknüpft war. Aus eigener Kraft hatte er sich mit diesen beiden Verkörperungen seiner Künstlerträume zu einem Bildhauer gemacht, den man in Nord und Süd mit gleicher Anerkennung und Bewunderung begrüßte. Hätte doch auch ich ihm in

diesem Augenblick, da er mich durch seine Kunst so wundersam ergriffen, in alter Herzlichkeit die Hände drücken können! Weshalb waren wir einander so fremd geworden, daß selten nur ein paar flüchtige Blätter vom Einen zum Andren über die Alpen flogen?

Aber nicht nur der Ausdruck des erhabenen Seelenschmerzes hier und der des träumerischen Glückes dort war es, der mich angesichts der beiden Marmorgestalten so tief-innerlich bewegte; ich gewahrte in ihrer Beider Antlitz auch Züge, die ich kannte, einen Liebreiz, der mich, auf einem lebendigen Mädchengesicht ausgeprägt, dereinst mit Schauern des Entzückens erfüllt hatte, Linien um Augen und Mund, die mir ein sterblich Weib vor der Seele heraufzauberten. Ich hatte sie einst geliebt in jenen goldigen Tagen am Neckar, und sie hieß Agnes — —

Ich fuhr von meiner Bank empor, auf der ich nun schon geraume Weile hindurch, wie von einem Bann gefangengehalten, dagesessen hatte, ohne zu bemerken, daß inzwischen auch andere Besucher der Ausstellung aus den Gemäldesälen hierhergekommen waren, daß sich überall zwischen den weißen Marmorfiguren die buntgekleidete Menge drängte und daß in meiner unmittelbaren Nähe ein paar Gruppen vor Gottwalt's Skulpturen standen, aus deren einer eben die Frage zu mir herübertönte: „Was sind denn das eigentlich für Frauenzimmer gewesen? Indierinnen?“

Hier war meines Bleibens nicht mehr, ich erhob mich, um das Weite zu suchen. Nur einen letzten Blick warf ich noch auf die beiden Gestalten. Da gewahrte

ich abseits von den plaudernden Gruppen, die untereinander die Nationalität der beiden Marmornen festzustellen suchten, eine schlanke, zierliche Frauengestalt, die, mir das Profil ihres Gesichts zukehrend, vor der „Sakuntala" stand. Ihr Antlitz war verschleiert, ihre Augen auf die lieblichen Züge der Statue hinausgerichtet, — aber doch durchfuhr es mich mit einem plötzlichen, freudigen Schreck, als ich nur sekundenlang meinen Blick hatte auf ihr ruhen lassen, und mein Herz begann so laut und wild zu schlagen, als wollt' es mir die Brust zersprengen. Das war ja Agnes, — Agnes Bach, von der ich eben erst geträumt, deren Gestalt ich eben erst in all' ihrer Holdseligkeit hatte vor mir aufleben lassen, — sie, sie selbst!

Aber nein: ich träumte wol nur mit offenen Augen, und eben weil ich sie vor wenigen Augenblicken erst vor meiner Erinnerung heraufbeschworen hatte, weil Gottwalt's Statuen ihren Liebreiz und die reine Klarheit der Linien ihres Antlitzes im Marmor festgebannt hielten, glaubte ich sie jetzt auch in meiner Nähe leibhaft zu erblicken, sah ich „Helenen in jedem Weibe". Und diese da ähnelte ihr überdies in Wuchs und Haltung. Nur daß Agnes Bach schwerlich in Berlin weilte und daß sie schwerlich einsam vor Gottwalt Eichler's Skulpturen in der Kunstausstellung stehen würde. Es war eine Vision, eine Fantasmagorie, die sich nur allzuleicht erklären ließ. Und doch zögerte ich noch immer auf der nämlichen Stelle und mein Fuß stockte, so oft ich ihn weiter bewegen wollte, — dem Ausgang zu. Die schlanke Frau dort drüben vor der „Sakuntala" mußte sich doch

endlich einmal regen, ich mußte ihr doch endlich einmal voll in's Gesicht schauen können, um mich selbst von meiner Täuschung zu überzeugen. Und nun geschah's. Unser Beider Blicke begegneten einander, als sie sich wandte, sekundenlang war mir's, als sprühe es in beseligter Lust aus den ihren in die meinen hinüber, als zaudere sie, von Scham und Verwirrung befangen, und erwarte, daß ich mich ihr nähern, ihr meine Hand entgegenstrecken werde, — dann plötzlich, noch eh' ich's hätte thun können, — denn mich selber befiel's, wie mit jähem, lähmenden, wonnigen Erschrecken, — drehte sie sich gleichmüthig um und schritt gelassen auf eine andere Statue zu, vor der sie, gleich regungslos und gleich gedankenversunken, wie vorher, stehen blieb, mir den Rücken zuwendend.

Ich hatte mich also wirklich getäuscht; die Frau da drüben kannte mich garnicht, hatte mich nur angesehn, weil sie meine Blicke auf ihrem Antlitz ruhen gefühlt hatte, vielleicht zornig, vielleicht voller Empörung über mein aufdringliches Anstarren, und hatte sich dann aus dem Bereiche meiner Augen zurückgezogen. Was hätte auch Agnes Bach, — wäre sie's wirklich gewesen, — davon abhalten können, auf mich zuzukommen und mir überrascht, freundschaftlich ihre Hand zum Gruße zu bieten? Die Fremde, die jetzt dort einen Satyr so aufmerksam musterte, hatte ich offenbar nur erzürnt. Auch war sie ja viel größer, als Agnes Bach gewesen war, viel üppiger in ihren Formen, — ja, wenn ich sie nur noch eine Weile betrachtet hätte, würde ich sicherlich gefunden haben, daß sie und Agnes auch nicht die geringste Ähn-

lichkeit miteinander aufwiesen, daß sie keinen einzigen Zug gemeinsam hatten. So kehrte ich mich ab und suchte eiligen Schrittes das Freie.

Auf dem Heimweg überlegte ich mir, wie es auch viel besser so sei, daß ich mich geirrt hatte. Wenn es wirklich Agnes gewesen wäre, wenn mich wirklich der Zufall abermals in ihre Nähe und der Zwang dann später in ihr Haus geführt hätte, was wäre Andres für mich daraus erwachsen, als bittrer Seelenschmerz, Gefahr und Enttäuschung? Ich malte mir's aus, wie Agnes, nachdem sie Gottwalt Eichler's Werbung aus unbegreiflichen Gründen abgewiesen, — wenn nicht eben die Notwendigkeit, um der Ihrigen willen eine reiche Heirat zu schließen, die Gründe begreiflich genug machte, — sich mit einem bemittelten, ungeliebten Manne verbunden habe, mit einem Industriellen natürlich, einem modernen Gründer, wie sie mit ihm in die Reichshauptstadt gekommen sei, wo sich ja alle Parvenüs damals versammelten, wie er sich geweigert habe, mit ihr die Kunstausstellung zu besuchen, weil es dabei doch nichts zu verdienen gäbe, und wie sie nun einsam vor den Gebilden des jugendlichen Künstlers gestanden habe, der nur in der Hoffnung, daß sie ihm dereinst angehören und seines Strebens und Ringens Lohn bilden werde, so Hohes und Unvergängliches zu schaffen vermocht — — Welche Gedanken sie wol vor den beiden Marmorweibern heimgesucht hätten, die ihrer eigenen Züge Reinheit und Lieblichkeit widerspiegelten, und deren Schöpfer sie immer noch liebte, während daheim ein Gatte ihrer harrte, den sie nicht lieben, den sie vielleicht nicht einmal achten

konnte, dem sie sich aber hingeopfert, dem sie ihre Jugend, ihre Keuschheit, ihre Schönheit preis gegeben hatte, nur um Mutter und Bruder vor der drohenden Armut zu retten, gleichviel, ob dabei alle Gedanken hinter ihrer reinen Stirn verkümmerten und alle Ideale in ihrer Brust zertrümmert wurden, bis sie selber langsam, — unerbittlich dahinsiechte —

Nein, es war gut, daß ich ihr nicht begegnet war, daß mich nur ein Gebilde meiner allzeit geschäftigen Fantasie genarrt hatte, gut selbst dann, wenn Alles nicht so, wenn es ganz anders war, als ich's mir eben mit dumpfem Herzklopfen ausmalte. Und wenn die Erscheinung des goldhaarigen Kindes, das einst die lauterste und heiligste Flamme in meiner Brust entzündet hatte, auch noch tagsüber unabläßig in meinen Gedanken spukte und Nachts in meine Träume hinübergaukelte, ich sah sie doch immer nur so, wie ich sie an jenem Nachmittage gesehen hatte, als ich an ihrer Seite durch die Anlagen von Heidelberg bis zur alten Neckarbrücke hingewandert war; die Gestalt, die heute vor Gottwalt's anmutumschimmertem Marmorwerk gestanden, hatte keinen bleibenden Eindruck in mir zurückgelassen. Und auch jener holdseligen Mädchenerscheinung dachte ich weniger mit Sehnsucht als mit Wehmut, bis sie allmälig über meinen juristischen Kompendien, über Gesetzesparagraphen und Textinterpretationen zu verblassen begann und endlich ganz erlosch. —

Etwa eine Woche später brachte man mir, während die angestrengte Arbeit mich beinahe unempfindlich gegen alle Eindrücke und Ereignisse von außen machte, mit der

Stadtpost ein Billet, das nur die Zeilen enthielt: „Was uns getrennt hält, war ein Mißverständniß. Wollen und dürfen Sie die Erklärung desselben entgegennehmen, so will ich mich dazu entschließen; ich kann nicht mehr anders, denn ich finde sonst keine Lösung. Erst wenn Sie auch nun ausbleiben, soll's entschieden sein. Sonst erwarte ich Sie morgen früh vor der Alkestis in der Kunstausstellung. Schonen Sie mich, wenn Sie kommen, und vergessen Sie, wieweit ich mich in meiner Hülflosigkeit hinreißen ließ, wenn Sie diese Zeilen unbeachtet lassen. Ich baue fest auf Ihre Ehre; Sie werden von meiner rathlosen Selbstvergessenheit in keinem Falle unedlen Gebrauch machen."

Die Zeilen, die weder eine Überschrift noch eine Hindeutung auf den Namen derer enthielten, die sie geschrieben, waren in sichtlicher Hast und mit zitternden Fingern auf das feine, gefärbte Papier geworfen. Die Adresse lautete unzweifelhaft an mich. Von wem konnte der Brief kommen, wenn nicht von Alexandra? Sie gab es auch jetzt noch nicht einmal auf, mich zu verfolgen, sie hoffte auch nach der letzten, furchtbaren Scene, die sich zwischen uns abgespielt und in der ich Worte gebraucht hatte, die mir heute noch die Röthe der Scham in's Gesicht trieben, mich abermals unter ihr Joch beugen zu dürfen. Die Zeit, meinte sie wol, habe die Erinnerung an das Gräßliche, das ich erlebt, nun in mir verwischt, und die alte Sinnenlust, die alte, maßlose, von tausend immer neuen Reizen gestachelte Leidenschaft sei wieder in mir erwacht und verlange stürmisch ihr Recht. Nichts hätte mich tiefer demütigen, nichts mir die ganze Erbärm-

lichkeit meiner Liebesepisode mit ihr deutlicher und beschämender vor Augen führen können, als die aus diesen Zeilen athmende Zuversicht, ich werde und müsse nach dem, was geschehn, wieder zu ihr zurückkommen. Denn bei aller scheinbaren Zagheit und Schüchternheit jenes Briefes sprach doch zwischen den Zeilen hindurch mich eine triumpfirende Siegeshoffnung an, die mich in ohnmächtigem Groll mit den Zähnen knirschen ließ. Oder bildete ich sie mir nur selber ein, weil ich mich meiner früheren Schwäche schämte, weil ich wirklich so erbärmlich war, als ich mich hier geschildert glaubte?

Ich las die Zeilen wieder und wieder. Es war nicht Alexandra's Handschrift. Aber sie hatte das Billet ja auch durch andre Hand schreiben lassen können oder sie hatte die ihre absichtlich verstellt, um mich zu locken, mich neugierig zu machen, mich vielleicht auf eine falsche Fährte zu lenken und mich dann doch zu umgarnen, wenn ich kam und statt der erwarteten Unbekannten sie fand, die all' ihre Verführungskünste für jenen Augenblick gesammelt haben mochte. Oder sie wollte mich gar verspotten, mich wegen meiner Leichtgläubigkeit und meines Wankelmuts verlachen, wenn ich kam und nun sie vor mir stehen sah; vielleicht sollte das meine Strafe für den brüsken Abschied sein, den ich damals von ihr genommen. War aber das Zittern der Hand, das die undeutlichen, unzweifelhaft von einer Frau herrührenden Züge auf dem Papier verriethen, nicht erheuchelt, trieb jene Frau wirklich eine dämonische Leidenschaft, jenes berechtigte Liebesbedürfniß, von dem mir Heinrich Pätzold, der fanatische Darwinianer, halb im Scherz halb im

Ernst gepredigt, besiegte das Verlangen, sich wiederum an meinen Küssen zu berauschen, jedes andre Gefühl, jede Regung des Stolzes, der Selbstachtung und der Scham in ihr, so durfte ich um so weniger ihrem Rufe Folge leisten, nicht einmal, um sie durch unverhohlene Kälte und verächtliche Abweisung vollends und für immer aus meiner Nähe zu verbannen.

Ein Mißverständniß walte zwischen uns, schrieb sie. Hatte sie die Stirn, mir jetzt in's Angesicht leugnen zu wollen, daß sie verrätherische Vorsätze gehegt, daß sie zur Mörderin geworden wäre, wenn nicht ein glücklicher Zufall sie daran gehindert? Damals hatte sie es ja nicht nur trotzig zugegeben, sie hatte sich sogar einer Liebe gerühmt, die sie soweit treibe, und sie hatte geleugnet, daß es ein Verbrechen sei, den siechen, unfehlbar einem qualvollen Tode geweihten Mann vor der Zeit von seinen Leiden zu befreien. Und nun, — freilich: eine Alexandra konnte ich mir als büßende Magdalena nicht vorstellen. Sie sündigte, weil sie es für ihr Recht erklärte, zu sündigen, und ihre Reue wäre mit ihrem Tode gleichbedeutend gewesen.

Ich nahm das Billet auf, um es den Flammen zu übergeben. Nicht einmal die siebenzackige Krone befand sich in der Ecke des Briefblatts, und doch hatte ich nie eine Zeile von Alexandra erhalten, über der sie nicht geprangt hätte. Und wie seltsam war es, daß sie mich gerade vor Gottwalt Eichler's „Alkestis" zum Stelldichein beschied! Warum nicht in ihre Wohnung? Die „Alkestis" hatte freilich berechtigtes Aufsehn erregt. So oft ich in eine Zeitung blickte, entdeckte ich den

Namen; ganz Berlin sprach von ihr und dem jungen Künstler, der sich durch sie gleich in die Reihen der Ersten unter den lebenden Bildhauern gestellt. Auch Alexandra kannte sie also, es war ja Mode, sie zu bewundern; sie wußte auch vielleicht noch, daß ich mit dem Schöpfer des Kunstwerks befreundet gewesen war, wenigstens hatte ich ihr manchmal von ihm erzählt, wenn ich der Heidelberger Studententage oder des Feldzugs gedachte, in dem ich Schulter an Schulter mit ihm gefochten, bis ihn die heimtückische Krankheit von meiner Seite gerissen. Aber doch lag in dem Allen kein Grund, weshalb sie mich gerade dorthin beschied, wo wir ohnehin, selbst um die frühe Morgenstunde, so leicht hätten gestört und belauscht werden können.

Es lag etwas Räthselvolles über diesem Brief, und gerade weil ich das empfand und in meinen Gedanken nicht zur vollen Klarheit darüber zu gelangen vermochte, so viel ich auch grübelte, gerade weil sich so mannigfache Beweggründe und Ziele dieses Schreibens ausdenken ließen, mußte ich kurz entschlossen damit zu Ende kommen. Ich verschloß das Billet in einem Fach meines Schreibtisches, das ich niemals zu öffnen pflegte, und zwang mich, meine Gedanken überhaupt davon fernzuhalten. Allmälig gelang mir das auch über meiner Arbeit, von der ich mich tagsüber nicht mehr erhob. Nur während der Nacht kamen mir allerlei Einbildungen und Fantasien zurück, die das geheimnißvolle Schreiben hervorgerufen, und am nächsten Tage wurde ich erst ruhig, als die Stunde, in der ich mich vor Gottwalt Eichler's „Alkestis" hatte einfinden sollen, vorüber war. Nun

war's ja entschieden, so wie sie es gewollt hatte, und keinerlei Täuschung über meine Denk- und Anschauungs-Weise konnte sie sich mehr hingeben. Der Appell an meine Ehre sollte aber auch nicht ungehört verhallen; kein Mensch sollte außer mir erfahren, wie weit sich dies schöne, stolze Weib, diese dämonische Sünderin mir gegenüber vergessen und erniedrigt hatte. Sie hatte wol Recht, fremde Augen auf ihren Zeilen ruhend zu fürchten.

Ich war im Laufe des Tages so ruhig, so ganz meiner selbst sicher geworden, daß ich Abends, als der „arme Heinrich" sich wieder einmal bei mir einfand, zum ersten Male Alexandra's Namen vor ihm nennen konnte und ihn kühlen Ton's um Auskunft über sie und ihr Leben bat. „Ich kann jetzt Alles hören," setzte ich hinzu.

Er sah mich halb erstaunt, halb argwöhnisch an. „Alles hören?" wiederholte er dann gedehnt, „nun, das glaube ich ohne Weiteres; denn ich meinesteils kann Dir nichts erzählen, — garnichts" —

„Das heißt: Du willst es nicht, weil Du mir mißtraust. Ich habe es auch nicht besser verdient."

„Nein, nein," warf er eifrig dazwischen, „ich weiß selber nichts, — auch nicht das Geringste."

„Soll das heißen, daß Du ihr Arzt nicht mehr bist? Ich hätte das freilich erwarten können, sie darf ja die Augen nicht mehr aufschlagen, wenn Du bei dem Baron weilst."

Heinrich sah mich abermals scharf an. „Sie kommt auch in diese Lage garnicht mehr," sagte er dann pflegmatisch, „sie ist abgereist."

Ich fuhr erstaunt in die Höhe. „Abgereist? Wann? Wohin? Und allein?“

„Nein, mit dem Baron, nach Italien; — das mildere Klima soll ihn heilen.“

„Aber wann? Wann?“ Ich war aufgesprungen und hatte ihn mit beiden Händen an der Schulter gepackt; blitzartige Gedanken durchzuckten mich.

„Wann?“ fragte Heinrich kalt zurück, „was kann Dir denn daran liegen, Spund? Du willst ihr doch nicht nachreisen? Sie ist schon lange fort, — seit Wochen.“

Meine Hände sanken kraftlos zurück. „Unmöglich!“ stieß ich hervor, „kannst Du das beschwören?“

Heinrich sah mir besorgt in die Augen. „Höre, Du bist krank,“ sagte er, „laß mich Deinen Puls fühlen.“

Er griff nach meiner Hand, die ich ihm willenlos überließ, während meine Lippen unwillkürlich murmelten: „Dann kann ja auch jener Brief nicht von ihr“ — Laut fragte ich nach einer Pause, indeß er meine Pulsschläge zählte: „Du bist sicher, daß sie nicht zurückgekehrt ist, — gestern, — heute?“

„Dein Puls ist leidlich normal,“ erwiderte Heinrich, offenbar beruhigter, „ich glaubte, es bildete sich da bei Dir so ganz im Stillen ein kleines Nervenfieberchen aus. Nach den Erregungen, die Du hinter Dir hast, alter Junge, wäre das ja nicht gerade erstaunlich. Nun, umso besser! Die Baronin ist nicht zurückgekehrt, darüber kannst Du unbesorgt sein. Erstens war die Villa, an der ich heute vorüberkam, noch gerade so dicht verschlossen,

wie bisher, und zweitens habe ich heute einen vom Baron diktirten und von ihr geschriebenen Brief aus Neapel erhalten, mit dem sie zugleich durch Tag und Nacht hierhergereist sein müßte, wenn Du statt ihres Geistes sie selber gesehn hättest Das aber ist doch in hohem Grade unwahrscheinlich, zumal sich die Baronin in der alten Parthenope bereits als ‚lionne du jour' etablirt haben soll und ihre Triumpfe bei den schwarzäugigen Marcheses und Ducas am blauen Golf sicherlich denen in Spreeathen für eine Weile vorziehen wird. Vor dem Beginn der neuen Gesellschaftssaison sehen wir sie wol keinesfalls wieder hier. Ich habe übrigens keinen Grund, Dir zu verheimlichen, daß der Rittmeister von Reitzenstein seit einigen Wochen gleichfalls von der hiesigen Bildfläche verschwunden ist, — auf längeren Urlaub, wie man sagt. In Wahrheit soll es da einige Schwierigkeiten auszugleichen geben, — unangenehme Vorfälle am Pharotisch, Schulden, was weiß ich? Er hat es jedenfalls vorgezogen, eine Weile durch Abwesenheit zu glänzen. Er will zur Herstellung seiner angegriffenen Gesundheit am Genfer See weilen, soll aber im glänzenden Korso der neapolitaner haute volée auf der Chiaja zu verschiedenen Malen gesehen worden sein, wie er hoch zu Roß neben einer Mietsequipage daherstprengte, in welcher eine berühmte, nordische Schönheit malerisch hingegossen lag. Das Weitere reime Dir selber zusammen! Die kleine Historiette hat Dich doch nicht aufgeregt?"

„Nicht im Geringsten," sagte ich ernst und entzog ihm meine Hand, nach der er schon wieder greifen wollte,

„wenn mich an dem Allen etwas interessirt, so ist es dies: die Baronin muß Dir nach jenem — Vorfall besondre Garantien geboten haben, daß Du sie jetzt mit ihrem Gatten allein in die weite Welt ziehn läßt, wo vielleicht ein weniger herzensfester und leichter bestechlicher Arzt" —

Heinrich unterbrach mich mit einem ernsten Kopfschütteln. „Sie hat mir freiwillig zugeschworen, einer ähnlichen Versuchung nicht wieder zu erliegen," sagte er, „mit Blick und Händedruck, wenn auch mit keinem Wort. Und ich glaube ihr; sie ist nicht schlecht — Nachdem Du nun aber Alles erfahren hast, was ich selber weiß, gesteh' auch Du mir, weshalb Du an ihr Hiersein glaubtest."

„Weil ich einen Brief von Damenhand erhielt," entgegnete ich verlegen, „der — von dem ich nur annehmen konnte" —

„Sie wird sich schwerlich so vor Dir demütigen, lieber Freund," fiel Heinrich ein, „wenn ein Gefühl für Dich in ihr lebt, so kann es nur Haß, glühender Haß sein; daran zweifle nicht. Auch wenn die Baronin hier wäre, sie hätte Dir nicht geschrieben, — darauf möcht' ich meinen Kopf verwetten. Wer weiß, wo Du sonst schon wieder ein Herz gebrochen hast, Spund! Ich habe schon darüber nachgedacht, — aber Du darfst es nicht für ungut nehmen, alter Junge, — ob nicht Deine Erziehung von weiblicher Hand dazu beigetragen hat, Dich mit einer gewissen, leichten Verwundbarkeit dem ‚Ewig-Weiblichen' gegenüber auszustatten, von der Du Dich unter andren Umständen würdest freierhalten haben

und die nur dazu dient, Dir das Leben zu verquälen. Es könnten da gewisse physiologische Prinzipien mit hineinspielen, — wie gesagt, ich bin noch nicht ganz darüber im Klaren" —

Ich hörte nicht mehr auf das, was er sprach. Der Gedanke an die Schreiberin des geheimnißvollen Briefes verließ mich nicht wieder. Wenn es Alexandra nicht war, — und wie konnte sie es nach dem, was ich gehört, noch sein? — von wem rührten jene Zeilen dann her? Welch' weibliches Wesen gab es, zwischen dem und mir ein Mißverständniß obwaltete, das sich zu einem so bedeutungsvollen und gefährlichen Schritte entschloß, um es aufzuklären? Ich mochte grübeln, wie ich wollte, ich kam zu keinem Resultat. Oder sollte es gar Esther Fränkel sein? Weilte sie in Berlin, wollte sie an jenen Abend wiederanknüpfen, wo ich sie aus dem brennenden Theater getragen, wo sie mir in's Ohr geflüstert hatte, sie sei nun mein und ich könne mit ihr schalten, wie ich wolle, — um mich Tags darauf zu verlassen, ohne daß auch nur eine Spur von ihr für mich zurückblieb? Esther Fränkel! Aber weshalb, wenn sie es war, kam sie nicht selbst zu mir, weshalb beschied sie mich nicht zu sich? Fürchtete sie, daß meine Liebe zu ihr erkaltet sei und wagte sie deshalb nur schüchtern einen Hinweis auf das, was einst gewesen war? Sie that ja Recht daran, wenn es so war —

„Ich glaube, Du hörst garnicht zu," sagte der „arme Heinrich" plötzlich, „Du sitzest ja da, als ob Du petrifizirt wärest! Hast Du verstanden, um was es sich handelt?"

„Natürlich. Du willst mir klar machen, daß aus physiologischen Gründen meine Erziehung von weiblicher Hand“ —

„Da haben wir's!“ lachte Heinrich auf, „er hat wahrhaftig den ganzen Übergang und Mittelsatz verschlafen. Nein, mein Bester, eben sprach ich von Geld und von Geldborgen. Das klingt ein bischen anders, nicht?“

„Du willst Geld von mir? Warum sagtest Du das nicht gleich? Wieviel darf ich Dir geben?“

Ich war aufgestanden und trat an meinen Schreibtisch. „Tausend Thaler,“ sagte Heinrich, dessen Stimme ich es anhörte, daß er sich große Mühe gab, unbefangen zu erscheinen.

Die Summe mußte mich stutzig machen. Ich zählte das Geld jedoch ruhig ab und reichte ihm die Banknoten herüber. Eine Weile schwiegen wir Beide. Heinrich zählte die Scheine, ohne mich anzusehn, und verwahrte sie dann in seiner Brieftasche. „Ich nehme das Geld nicht für mich,“ sagte er endlich gepreßt.

„Das gilt mir gleich, lieber Freund“ —

„Du sollst aber nicht denken, daß ich ein Spieler, Mädchenjäger oder sonstiger Verschwender geworden bin, den man von Rechtswegen unter Kuratel stellen sollte. Ich habe, was ich brauche, so spärlich die Privatpraxis auch bisher ausgefallen ist. Ich nehme das Geld für Jemand Andren, — aber natürlich bürge ich Dir dafür. Ich werde Dir gleich hier einen Schuldschein ausschreiben“ —

„Das ist völlig überflüssig, lieber Freund.“

„Unsinn, Du kannst ja garnicht wissen, ob dieser Andre mir das Geld wiedergiebt und ehe ich aus eigenen Mitteln Dir tausend Thaler wiedererstatten könnte, — was denkst Du? Das ist ein Kapital; ich werde graue Haare bis dahin bekommen.“

Ich schwieg einen Augenblick. Dann sagte ich, von einer unangenehmen Ahnung durchzuckt: „Dieser Andre muß Dir sehr nahe stehn, Heinz, oder Du mußt ihm viel verdanken, wenn Du Dich für ihn verbürgen willst, ohne sicher zu sein, daß er Dich einmal befriedigen wird. Bei Geschäftsleuten wirst Du doch etwas vorsichtiger zu Werke gehn müssen; in diesem Falle hat es ja nichts zu sagen.“

Er hatte mit Bleistift ein paar Zeilen auf ein Blatt geschrieben, das er aus seinem Notizbuch herausgerissen hatte, und reichte es mir mit feierlicher Miene über den Tisch zu. Dann brummte er einige unverständliche Worte, bis er endlich losbrach: „Warum solltest Du es eigentlich nicht erfahren? Die Heimlichthuerei hat ja zwischen uns Beiden garkeinen Sinn. Lieutenant Schöll braucht das Geld. Der Alte ist nicht bei Kasse, darf auch überhaupt nicht mehr so oft angezapft werden, wie früher, — es ist eine Ehrenschuld, — kurz: Du begreifst“ —

Ich hatte das geahnt. „Du stehst Dich mit dem Lieutenant sehr gut, wie es scheint,“ versetzte ich kurz.

Er zuckte in sichtlicher Verlegenheit die Achseln. „Wie man's nehmen will. Ich möchte nur in der Familie keine Ungelegenheiten — Weißt Du, es ist ganz gut, wenn unsere Gründer Lieutenants zu Söhnen haben;

das Geld, das sie den Leuten abnehmen, kommt doch auf diese Art wiederum unter die Leute — Du hältst nicht viel von dem Lieutenant, nicht wahr?“

„Nein, aber sehr wenig.“

„Ich dachte mir's. Ich eigentlich auch nicht, d. h. seine Schwester liebt ihn zärtlich, und weil — Was ich noch sagen wollte, Spund, kommst Du nun eigentlich nicht bald wieder zu Geheimraths? Sie fragen dauernd nach Dir, — besonders — Du bist ja so ein alter Jugendfreund und darfst sie doch unmöglich im Stiche lassen, — zumal jetzt, wo jener Kerl, — jener Federfuchser, — der sich auch als Jugendfreund aufspielt — Darf ich Dich für morgen anmelden?“

Ich verneinte. „Mit dem Beginn der neuen Gesellschaftssaison gehe ich wieder unter Menschen, eher nicht. Und was den Lieutenant anbetrifft“ —

„Sprechen wir nicht mehr von dem, ebensowenig wie von dem Gelde.“

„Wie Du willst. Nur muß ich Dir noch sagen, daß Du zum zweiten Male meine Börse für ihn nicht offen finden wirst, — für Dich immer.“

„Gut. Und da ich ihm das Geld noch für heute Abend versprochen habe, — ich durfte es ja wol, Spund? — so will ich Dich jetzt verlassen. Gute Nacht, alter Junge, — gute Nacht, Einsiedler!“

„Gute Nacht, armer Heinrich!“

Als er gegangen war, spann ich meine Gedankenreihe, die er vorher unterbrochen hatte, weiter. Esther Fränkel! Es war wunderlich, aber diese Namensnennung erregte mir keinerlei Herzklopfen, ja, soviel Wahr-

scheinliches es für sich hatte, daß Esther jene Zeilen an mich geschrieben, soviel Gründe dafür ich mir selber bei längerem Nachsinnen vor die Seele führte, ich konnte und mochte nicht glauben, daß der Brief von ihr herrühre. Ich durchstöberte den Wohnungsanzeiger, wie ich es früher schon einmal um Salo Fränkel's willen gethan, aber weder unter ihrem wahren noch unter ihrem angenommenen Namen vermochte ich sie in den Spalten des Buches zu entdecken. Es blieb dabei, daß ich in der Schreiberin des Briefes wie in dem Inhalt desselben etwas Geheimnißvolles vor mir hatte, das ich gern enträthselt haben würde und das mich unabläßig beschäftigte, weil ich es nicht vermochte. Hätte ich von Heinrich Pätzold bereits Tags zuvor erfahren, daß Alexandra die Zeilen nicht geschrieben haben könne, wogegen auch alle äußeren Anzeichen schon gesprochen hatten, so würde ich am Morgen an der verabredeten Stelle erschienen sein und so das Geheimniß gelüftet haben, das mir nun meine Ruhe raubte.

Allmälig begann ich mir freilich einzubilden, ich würde auch am folgenden Tage um die erste Vormittagsstunde die unbekannte Schreiberin noch an dem verabredeten Platze finden. Ich machte mich andern Tags auch zur Zeit der Eröffnung der Kunstausstellung dorthin auf den Weg und harrte herzklopfend geraume Weile auf dem schmalen Bänkchen vor der „Alkestis“ und „Sakuntala“ auf das Erscheinen der Unbekannten. Aber Niemand kam. Und als meine Einsamkeit überhaupt gestört wurde, geschah es durch Schwärme gleichgültiger Besucher, unter denen keine weibliche Erscheinung, wie

genau ich sie alle auch musterte, meine Aufmerksamkeit zu erregen vermochte. So schlich ich mißmutig wieder nach Hause zurück.

Das gleiche Spiel wiederholte ich an fünf aufeinanderfolgenden Tagen und jedesmal mit dem nämlichen Mißerfolg. Immer war ich der Erste in der Ausstellung, immer längere Zeit hindurch der einzige Schauer vor Gottwalt Eichler's herrlichen Marmorgestalten, immer prüfte ich Gang, Wuchs und Antlitz der ersten Besucherinnen, bis mich das große Gewühl, das den Raum durchflutete, vertrieb. Endlich sah ich das Nutzlose meines Beginnens ein und gab meine morgendlichen Besuche auf.

Wie es kam, weiß ich nicht, aber ich trug von ihnen endlich im Stillen die Überzeugung heim, daß die Schreiberin des Briefes Agnes Bach gewesen sei, daß ich mich nicht getäuscht hatte, als ich sie in der verschleierten Frauengestalt vor der „Sakuntala" am ersten Tage meines Besuches in der Kunstausstellung zu entdecken geglaubt und daß sie mir jetzt, wo sie die Gattin eines Andren geworden, habe sagen wollen, wie sie sich damals keines schnöden Betruges gegen mich schuldig gemacht sondern mich wirklich geliebt habe, was sie jetzt wol gestehen dürfe, da es ihr nicht mehr um meine Gegenliebe sondern einzig und allein um meine Achtung zu thun sei. Vielleicht war das nur eine thörichte Grille von mir, ja, ich nannte es so vor mir selber, aber ich gefiel mir darin, es zu glauben und da die unschuldige Fantasterei nur dazu dienen konnte, das Bild des goldhaarigen Mädchens in meiner Erinnerung völlig von jedem Makel reinzuwaschen, so war nichts daran gelegen,

daß ich sie beibehielt. Ja, ich schrieb damals einen längeren Brief an Gottwalt Eichler, der zwar vorzugsweise von seinen Marmorgebilden und von seinem jungen Künstlerruhm handelte, auch allerlei Zeitungsausschnitte als Beilage erhielt, daneben aber doch auch kurz und klar zum ersten Male die Frage stellte, ob Dr. Konstantin Bach noch immer Privatdozent in Heidelberg sei und ob Agnes bei ihm lebe oder verheiratet sei, und wenn Letzteres, wo und mit wem? —

Auf diesen Brief empfing ich keine geschriebene Antwort sondern nach längerer Zeit erst eine lithographirte, die aber trotz ihrer Kürze mir völlige Klarheit über Alles verschaffte, was ich hatte wissen wollen. Denn sie lautete: „Dr. Gottwalt Eichler, Bildhauer, — Agnes Bach — Verlobte," und war von Heidelberg aus einem der letztvergangenen Tage her datirt.

In gewisser Beziehung brachte mir diese völlig unerwartete, aber mich freudig überraschende Nachricht freilich noch mehr des Geheimnißvollen, als bis dahin. Ich hatte Agnes lange vermählt, Gottwalt lange von ihr zurückgewiesen geglaubt; nun fiel es mir schwer, ja, beinahe unmöglich, sie mir als junges, glückliches Paar zu denken. Mein Glückwunschschreiben enthielt so mehr Fragen und verwunderte Ausrufe, als Gratulationen und die Versicherungen herzlicher Teilnahme. Aber allmälig klärte sich auch hier Alles auf, — so wie ich es am Allerwenigsten geahnt und gefürchtet hatte —

Ein Brief Gottwalt's brachte mir die Nachricht, daß sein Schwager Konstantin, der seit den letzten Jahren als Extraordinarius in Heidelberg fungirt habe, nun

endlich, nachdem der erste Band seines großen, auf vierzehn Foliobände berechneten, geschichtsphilosophischen Werks die Presse verlassen, in eine ordentliche Professur nach Berlin berufen sei. Er werde nunmehr eine Stellung haben, wie sie seinem Wissen und seiner Befähigung gebühre, seine und der alten, fast erblindeten Mutter Zukunft sei endlich vor allen Sorgen gesichert und es bleibe nur noch zu wünschen, daß der Professor sich jetzt eine Professorin suche, da der gute Geist seines Hauses in Gestalt seiner Schwester Agnes von ihm Abschied nehme. Die Letztere führe er mit sich nach Rom. Bevor er aber mit seinem geliebten Weibe dorthin zurückkehre, müsse er mich noch in Berlin aufsuchen, wohin er in der nächsten Zeit in Begleitung seines Schwagers kommen werde.

Dies „müsse" in seinem Briefe gab mir zu denken; auch meine Anfrage, wann er Hochzeit machen werde und meine Ankündigung, sicher bei seinem Ehrentage zu erscheinen, falls er nicht gerade mit dem Termin meines mündlichen Examens zusammentreffe, hatte Gottwalt mit keinem Worte berücksichtigt. Sein Schreiben klang ernster, als ich's erwartet hatte.

Und auch als er mir dann eines Tages unangemeldet und unverhofft in die Arme fiel, leuchtete bei allem Glück doch wieder ein so tiefer Ernst aus seinen Augen und sprach so beredt aus allen Zügen seines männlich-schönen, vergeistigten Antlitzes, daß man unschwer zu erkennen vermochte, dies Glück sei unter besonderen Verhältnissen zur Reife gekommen und es habe manches Kampfes und manches inneren Ringens bedurft,

um es zu zeitigen; nun aber sei es auch um so fester gegründet, und die seiner teilhaft geworden, dürften sich desselben freuen, wie eines schwer erworbenen, dauernden Besitzes. Wir hielten einander lange Zeit sprachlos bei beiden Händen gefaßt und sahen uns in die Augen. „Ist denn zwischen uns Beiden noch Alles beim Gleichen?“ fragte Gottwalt endlich, „trotz jahrelanger Trennung, trotz verschiedener Wege und — trotz eines höchst erbärmlichen Briefwechsels, Gerhard?“ Und ich entgegnete: „Ja, trotzalledem, Gottwalt.“

Und dann schwiegen wir abermals eine Weile, und ich betrachtete den stattlichen Mann mit dem idealisch-schönen Kopf und dem mächtigen Vollbart um die gebräunten Wangen mit unverhohlener Bewunderung. In der vollen Kraft seiner Männlichkeit, im Bewußtsein seines Könnens und seines Werts, in der Vollempfindung seines Glücks, das er sich durch eigener Hände Arbeit errungen und begründet, stand er vor mir da, und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, der mir blitzgleich in der Seele aufzuckte: da ist Einer, der sein Leben lang nur den wahren Göttern gedient und die Götzen verachtet hat, unter wie verlockenden Namen und Gestalten sie ihm auch genaht sein mögen, und sein Lohn ist nun der Götter würdig, die ihn ihm spenden: das Glück an der Seite eines Weibes, das ihm ebenbürtig ist in wahrer Gottesverehrung, in Liebe, Kraft, Treue und Reinheit, eines idealen Weibes, das ihm seinen Himmel auf Erden schaffen wird, in dem er sich nach keinem andren jenseits der Wolken mehr sehnen mag. Dieser Mann verdiente dieses Weib, wie sie ihn ver-

dient hat; und du, der kaum noch den wahren Ernst des Daseins erfahren hat, den das Schicksal weich bettete und der dennoch, ob Not und Entbehrung auch von ihm fern blieben, oft — wie oft! — von seinen Göttern abfiel, du hast die Hand nach diesem Mädchen ausstrecken wollen, das er begehrte, du glaubtest dich ihrer würdig und verdienst doch nicht, vor ihr niederzuknien, um ihr die Riemen ihrer Schuhe zu lösen! — Es war ein Gefühl tiefer Beschämung, das mich in diesen Minuten heimsuchte, und die mahnende Erinnerung an Alexandra und an die Lüge, mit der im Herzen ich tagelang, wochenlang hingelebt hatte, wollte mich gerade jetzt beinahe zu Boden drücken.

Wir sprachen dann Beide von mancherlei Dingen, ehe wir überhaupt Agnes' Namen erwähnten; wir hatten uns so Vieles, so unendlich Vieles anzuvertrauen. Gottwalt mußte mir von seinem römischen Künstlerheim erzählen, das er nicht verlassen mochte, ob ihn Manches auch in die deutsche Heimat zurückzog. Er hatte sich von seinen Verbindlichkeiten gegen seinen „Lord" gelöst, stand ganz auf eigenen Füßen, hatte weit mehr Bestellungen, als er auszuführen im Stande war, und die bestimmte Aussicht, seine beiden Marmorfiguren auf der Kunstausstellung, mit deren Vollendung er seine kühnsten Jugendträume verwirklicht, von der Museumsverwaltung angekauft zu sehn. Wir plauderten daneben von Heidelberg, von unserer Mensur, von der abspringenden Speerklinge, ohne die wir wol nie Freunde geworden wären, von der bescheidenen Mansarde und den ersten, schüchternen Modellirversuchen, vom Feldzug, von unseren

patriotischen Träumen, deren soviele unerfüllt geblieben waren, von all' dem Unholden, das im neuen Reich heraufwuchs, — kurz, es gab so Tausenderlei zu sprechen und zu hören. Und ganz zuletzt erst kamen wir auf Agnes und auf Gottwalt's Verlobung.

Nun leuchtete es heller in seinen Augen auf. Aber, als ich fragte: „Und warum kam das Glück so spät, warum nicht damals schon, ehe Du nach Rom gingst?" da zog eine Wolke über seine hohe Stirn.

Eine Zeitlang erwiderte er garnichts sondern ließ nur seinen vollen, blonden Bart durch die schlanken Finger gleiten. Dann stand er auf, trat nahe an mich heran und legte mir seine beiden Hände auf die Schultern, um mir eine Weile treuherzig und voll milder Wehmut in die Augen zu blicken. „Wir sind Freunde, Gerhard," sagte er innigen Ton's, „wir waren's seit Langem und wollen es bleiben. Zwischen uns kann es kurz zu Ende gebracht werden. Agnes hat mir Alles gestanden, sie wäre nicht fähig gewesen, mit solchem Geheimniß, und wenn ich mich der geringsten Täuschung über ihre Empfindungen hätte hingeben können, die Meine zu werden. Sie bekannte mir, was geschehen war und wozu ihr Herz sie getrieben hatte, ehe sie meine Hand annahm, die ich ihr früher schon geboten und die sie damals voll andrer ehrlicher Hoffnungen ausgeschlagen hatte. Ich billige ihr Thun nicht, und sie selbst weiß jetzt kaum mehr, wie sie dazu gekommen, aber wir haben Beide den Mut und die Kraft, das Vergangene vergangen sein zu lassen und uns die neue Zukunft zu gründen. Wenn sie mir die volle, ungeteilte Leidenschaft, die in mir selber für sie

glüht, nicht mehr entgegenzubringen vermag, so weiß ich doch, daß ich mein volles, ungeteiltes Glück an ihrer Seite finden werde; bin ich doch selbst der Liebe, die ich bei ihr finde und allzeit finden werde, noch nicht einmal würdig und muß sie mir erst verdienen. Wir Beide aber dürfen einander ruhig in's Auge sehn, Gerhard, und Blick und Händedruck für uns reden lassen; wir haben einander nichts vorzuwerfen. Nur begreifst Du, daß Agnes Dich in der nächsten Zeit noch nicht sehen kann, daß Du an unserem Hochzeitstage fehlen mußt. Und noch Eins: solltest Du jenen Brief, — jenen Zettel noch besitzen, so gieb ihn mir oder zerreiße ihn jetzt, hier, in meiner Gegenwart; — Du siehst ein, daß ich ihn nicht in Deinen Händen lassen kann. Ist er vernichtet, so begraben wir Beide das, was gewesen ist; — von da an, und wenn wir uns früher oder später wiedersehn, — ich weiß gewiß, Du kommst doch einmal zu uns in die ewige Stadt, — sprechen wir mit keinem Worte mehr darüber; es ist vergessen, — zwischen uns Beiden kann es vergessen werden" —

Schon bei seinen ersten Worten, die mir auf meine Frage keinerlei Aufschluß erteilten, hatte ich den Sprecher verwundert angestarrt. Jeweiter er dann sprach, immer in dem gleichen, männlich-ernsten, überzeugenden Ton, desto verwirrter und fassungsloser schaute ich d'rein, bis ich endlich bei der Erwähnung eines Briefes, der nicht in meinen Händen bleiben dürfe, Alles begriff und nun am ganzen Körper zitternd dastand, ohne zu wissen, was ich thun, was ich ihm antworten sollte. Gottwalt sprach indeß noch eine Zeitlang weiter, nur daß Alles, was er

sagte, spurlos an meinem äußeren Ohr vorüberging und in mir das Blut zu sausen begann, so heiß, so stürmisch und so betäubend, daß das ganze Zimmer im Kreise mit mir herumging und ich nach einem Stützpunkt greifen mußte, um mich daran zu halten. So stand ich eine Zeitlang, beide Hände fest um eine Sessellehne geklammert, die Augen halb geschlossen, die Zähne fest aufeinandergebissen und kämpfte, während Gottwalt noch immer sprach, einen schweren Kampf rasch und schmerzvoll in mir zu Ende.

In erschreckender Klarheit, in furchtbarer Deutlichkeit sah ich jetzt Alles vor mir: Agnes hatte mich geliebt, schon damals in Heidelberg, ich aber war wahnsinnig genug gewesen, Gottwalt's Einflüsterungen Glauben zu schenken, an der Aufrichtigkeit ihrer Neigung zu zweifeln und ihr die unedlen Beweggründe zuzumuten, die er mir vor Augen gehalten. Ich hatte sie verlassen, hatte Andre geliebt und geküßt und Gottwalt und sie für einander bestimmt geglaubt. Auch Gottwalt selber hatte das geglaubt, er würde nicht anders gesprochen haben, als er gedacht, er verschmähte sicherlich Lüge und Trug, um dadurch zu seinem Ziele zu kommen. Und dann, als er sie zu seinem Weibe hatte machen wollen, immer in der ehrlichen Überzeugung, daß sie ihn liebe, von jeher geradeso geliebt habe, wie er sie, und auf ihn gewartet habe durch all' die langen Jahre, da hatte sie ihn ausgeschlagen, weil sie noch immer die Liebe zu mir im Herzen trug und der Hoffnung nicht entsagen konnte, ich werde eines Tages wiederkommen und sie aus ihrem Banne erlösen. Aber ich war nicht gekommen, sie wußte,

sie hörte nichts von mir. Da führte sie der Zufall mir plötzlich eines Tages entgegen, angesichts der Marmorgestalten Gottwalt Eichler's war's, und die alte Liebe erwachte wieder in ihr; sie wartete, daß ich kommen, daß ich ihre Hand ergreifen werde, — es hätte ja nichts weiter bedurft, und wir hätten uns verstanden und wiedergefunden. Aber ich kam nicht; ein Zufall, ein Mißverständniß konnte mich fernhalten. Sollte sie nun wieder so gehn, ohne mir die Gelegenheit geboten zu haben, es aufzuklären, ohne sich mir zu erkennen zu geben, ohne auf die gebieterische Mahnung ihres Herzens zu hören, das ihr doch mit tausend Stimmen zurief, sie dürfe und müsse die Gunst dieses Wiedersehns nützen, um Alles zum glücklichen Ende zu führen? Das war unmöglich, ihr ganzes Sein lehnte sich dagegen auf, jeder Blutstropfen in ihr empörte sich dagegen, und doch — was sollte, was konnte sie thun, ohne ihr weibliches Schamgefühl zu verletzen, ohne sich in den Augen dessen bloßzustellen, den sie liebte? Sie sann lange vergeblich darüber nach, sie kämpfte tagelang mit sich selber; sie wollte ihn so nicht wiederum aus den Augen verlieren und sie konnte sich ihm doch auch nicht in den Weg stellen, wie eine Dirne. Darüber verrann die Zeit und die Entscheidung drängte. Der Zufall war ihr nicht zum zweiten Male günstig, — so blieb ihr nichts, als mir zu schreiben und die endgültige Lösung in meine Hand zu legen. Sie hielt es für ihre Pflicht, mir den Argwohn zu nehmen, den Gottwalt dereinst in meine Seele gesenkt und der vielleicht allein mich ihr für immer entfremdet hatte: sie mußte sich vor mir rechtfer-

tigen. Sie wandte sich ja mit ihrem Vertrauen auch an keinen Unwürdigen sondern an den, den sie liebte; selbst wenn sie keine Gegenliebe fand, wenn uns Andres, als jener unedle Verdacht, voneinander getrennt hatte und für immer getrennt hielt, würde ich das, was sie that und wozu sie sich erst nach schwerem, inneren Ringen entschloß, doch nicht mißbrauchen oder fälschlich deuten. So schrieb sie mir; kam ich, dann konnte Alles noch gut werden, blieb ich aus, so gab es wenigstens keinen Zweifel mehr für sie, der allmälig unerträglich geworden war, und sie durfte sich zu neuem Entschlusse durchkämpfen. Der Würfel war gefallen. Ich kam nicht, — ich liebte sie nicht mehr, hatte sie vielleicht nie geliebt. Weshalb, da das entschieden war, hätte sie nun nicht die Werbung jenes edlen, wackren Mannes annehmen sollen, mit dem sie die innigste Freundschaft verband den sie vielleicht auch noch lieben lernte und der die ganze Hoffnung seines Lebens, sein Glück, seine Zukunft auf sie gegründet hatte, die er liebte mit seinem wahren, treuen, reinen Herzen? Sie schrieb ihm Alles, — die ganze Wahrheit. „Willst Du mich nun noch, nachdem Du das Alles erfahren hast, so wie ich bin," schloß sie ihren Brief, „so komm' und hole mich als Dein Weib zu Dir, — ich bin nun Dein!" Und er war gekommen, um sie heimzuholen. Heut aber war er da, um jenen Brief von mir zu fordern, der in meinen Händen nicht bleiben durfte — —

Während der Dauer weniger Minuten zog das Alles vor meinen Augen, vor meiner Seele vorüber, als hätte ich's selbst durchlebt. Es frommte nichts mehr, daß

Gottwalt sich Mühe gab, mir Alles zu erklären. Ich hörte nicht darauf, ich wußte es ja Alles selbst und besser, als er, dem Agnes es geschrieben. Und auch Eins wußte ich, was er nicht wußte, nie wissen durfte: daß es mich nur ein einziges Wort kosten würde, um alle seine Pläne und Hoffnungen umzustürzen, um ihn wieder so elend zu machen, wie er's damals gewesen war, als sie seine Hand ausgeschlagen hatte. Wenn ich ihm zurief: „Ja, ich blieb damals aus, aber nicht, weil ich Agnes nicht liebe sondern nur, weil ich eine Andre als die Schreiberin jenes Briefes argwöhnte; hätte ich die Wahrheit gekannt, so wäre ich gekommen, denn ich liebe sie, — liebe sie ja noch heut" — was dann? was dann? Ein Wort von mir und Alles, Alles ward anders. Aber dies Wort, das Gottwalt nicht ahnte, das Agnes nicht ahnte, das sie Beide nie erfahren durften, wenn es ein Glück für sie geben sollte, — hätt' ich den Mut gehabt, es in diesem Augenblick grausam von der Zunge gleiten zu lassen? Und hatte ich nicht eben noch, ehe ich Alles gewußt, mir selber zugerufen: ja, diese beiden Menschen gehören zueinander, sie sind einander wert, du aber verdienst die Liebe dieses Mädchens nicht, die sie dir einst entgegentrug? Und nun? War das wieder nur so in den Wind hineingeredet gewesen? Durfte ich noch schwanken? Durfte ich in diese beiden Herzen, die redlich ihren Frieden gefunden, auf's Neue den Kampf tragen? Nein und wiederum nein! Der da vor mir stand, hatte mir dereinst das Leben gerettet, das ich als unbesonnener Knabe, wie ein wertloses Gut, von mir geworfen, ich durfte ihm in dieser Stunde nicht

den Tod geben. Ihre Ruhe sollte ihnen bewahrt bleiben, ich aber mußte auf ein Glück verzichten, an das ich ja ohnehin nicht mehr geglaubt, für das ich keinerlei Berechtigung mehr hatte. Nicht einmal ahnen durften sie, was sich in diesen Minuten in mir entschied —

Ich zog das Fach meines Schreibtisches auf, in dem ich damals Agnes' Brief verborgen hatte, und reichte ihn schweigend Gottwalt hinüber, der mir eben davon erzählte, wie Agnes, nach der Berufung ihres Bruders nach Berlin, allein dorthin vorausgegangen sei, um hier eine Zeitlang bei entfernten Verwandten zu wohnen und ein passendes Heim für die kleine Familie zu suchen, das Konstantin mitten im Geräusch der großen Stadt Ruhe und Behaglichkeit genug zur Arbeit gewährte. Jetzt nahm er den Brief und zerriß ihn, ohne ihn gelesen zu haben, in hundert kleine Fetzen, die er zum Fenster hinausflattern ließ. Dann ergriff er meine beiden Hände und preßte sie lange stumm in den seinen. —

Als er gegangen war, sah ich einen von den Papierfetzen noch auf dem Fensterbrett liegen. Ich betrachtete ihn eine Zeitlang so aufmerksam, als gäbe es nichts Merkwürdigeres mehr auf der Welt; ich glaube, ich zerdrückte eine Thräne dabei an meiner Wimper.

XIII.

Seit ich als Assessor am Stadtgericht arbeitete, trat ich neuen Mutes und frischen Geistes wieder in das voll pulsirende Leben der Gegenwart hinaus, dessen Strom von Gedanken und Interessen eine Zeitlang an mir vorübergerauscht war, ohne daß mich die Lust angewandelt hätte, mich von ihm forttragen zu lassen. Nun athmete ich wieder den Dunst der volkreichen Straßen, sah im Thiergarten das bunte Gewimmel an mir vorüberziehen, ließ mich vom Treiben der Menge mitreißen, wenn sie Sonntags unter den Linden auf- und nieder-flutete. Ich sah, ich lernte beobachten, ich studirte das Volk, unter das ich mich mischte und dessen Charakter viel schwerer zu fassen und zu zergliedern war, als man es gemeinhin annahm. Der spezifisch berlinische Volkstypus, wie er sich im Laufe der letzten, stürmisch-bedeutungsvollen Jahre herausgebildet, war wol eines eingehenden Studiums wert, und je tiefer ich in Volksversammlungen, bei Volksfesten, an den sonntäglichen Vergnügungen „im Grünen", wie bei der Werkeltagsarbeit in ihn einzudringen versuchte, um so deutlicher sah ich die Schwierigkeit meiner selbstgestellten Aufgabe und sah ich gleicherzeit ein, daß es bisher wol noch keinem modernen Schriftsteller und Sittenschilderer gelungen sei, diesen eigenartigen Menschenschlag erschöpfend litterarisch

zu verwerten. Und doch mußte diese Aufgabe in künstlerischer Form öfter und öfter gelöst werden, wenn uns darum zu thun war, eine ächt nationale, von deutschem Wesen glühende und funkelnde Romanlitteratur zu schaffen, wie sie die Franzosen ihrerseits besaßen, deren schwächere und schwächste Schöpfungen selbst durch die spezifisch pariserischen Lebens- und Sitten-Bilder noch einen gewissen Wert erhielten, der die besseren zu kulturhistorisch bedeutsamen Werken stempelte. Uns hatte der nationale Mittelpunkt auch für unsere moderne Epik bisher gefehlt; jetzt war es an der Zeit, ihn aufzusuchen. Auch ich träumte zuweilen davon, mich mit meinen jungen Kräften an solchem friedlichen Wettkampf auf dem Felde der Litteratur zu beteiligen. Vor Allem aber beschäftigte mich nunmehr die Vollendung meines schon früher in Angriff genommenen, modernen Dramas, das jetzt, unter den veränderten, politischen Verhältnissen notgedrungen mancherlei Wandlungen erfahren mußte. Ich wollte zum ersten Male versuchen, die staatsbürgerlichen Ideale des neu-deutschen Liberalismus in den Dienst der dramatischen Muse zu stellen, einen freisinnigen Volksmann unserer Tage, einen Abgeordneten, Beamten oder Schriftsteller im Kampfe gegen die scheinbar unüberwindlichen Mächte des Despotismus, des Vorurteils, des junkerlichen und pfäffischen Hochmuts schildern und seinen unvermeidbaren Konflikt mit dem allmächtigen, nur auf seinen Eigenwillen fußenden und den Staat mit eherner Thatkraft nach seinen selbständigen Intentionen regierenden Minister zur befriedigenden Lösung bringen, — einer Lösung übrigens, für welche die gegen-

wärtige, politische Lage kaum in Wahrheit geneigt zu sein schien. Immerhin mußte der Versuch gewagt werden.

Die Zustände im Reiche boten jetzt mancherlei Ausblicke in die Zukunft, welche die freisinnigen Parteien mit banger Furcht vor kommendem Unheil erfüllen mußten. Der Rausch, den die politische Wiedergeburt Deutschlands anfangs in allen Köpfen hervorgebracht, schien verflogen, und ernste, erbitterte Kämpfe bereiteten sich unter den Männern vor, die einmütig zusammengestanden hatten, als es den Ausbau der Verfassung, den Erlaß der freiheitlichen Gesetze galt, welche der Zeitgeist gebieterisch forderte und mit denen man das Volk, das Gut und Blut in mörderischen Schlachten auf's Spiel gesetzt, für seine Treue und seinen Opfermut belohnen zu müssen glaubte. Immer schärfer spitzten sich überall die Parteigegensätze zu, immer weiter wich die Regierung von ihrem anfänglich eingenommenen, liberalen Standpunkt wieder zurück, weil sie dem Ansturm von Links und Rechts her nicht mehr die Spitze zu bieten vermochte, und düstre Wolken zogen sich am Horizont der inneren Politik zusammen. Jetzt galt es für den Kern des freisinnigen Bürgertums, sich fest um das gleiche Banner zu schaaren, wenn man der Errungenschaften der letzten Jahre nicht ebenso rasch wieder verlustig gehen wollte, als sie erstritten worden waren.

Der Kampf gegen die Übergriffe des römischen Episkopats und die antinationalen Bestrebungen des Klerus hatte eine mächtige Partei in's Leben gerufen, die sich auf ihren starken Nachtrab im Volke stützen und die Regierung durch erbitterte Fehden zu immer

weitergehenden Zugeständnissen zwingen durfte, weil man ihrer Mitwirkung zu Gunsten andrer, wichtiger, gesetzgeberischer Arbeiten nicht entrathen zu können glaubte. Daneben standen die Partikularisten aus Nord, West und Ost, die sich in die geschichtlich gewordene Neuordnung der Dinge nicht finden wollten, und auf der äußersten Rechten schaarten sich die konservativen Großgrundbesitzer im Verein mit den orthodoxen Heißspornen, weil sie die Stunde gekommen glaubten, wo nach dem raschen und gewichtigen Aufschwung der freiheitlichen Gesetzgebung die Reaktion wieder Platz greifen mußte und wo es für sie galt, mit aller Energie, noch ehe eine neue Stunde der Vernichtung für sie geschlagen hatte, Alles zusammenzuraffen, was noch wiederzuerlangen war, was das Wehen des neuen Geistes noch nicht sturmwindgleich für immer mitdavongetragen.

Und allem Dem gegenüber stand eine liberale Partei, die innerlich zerrissen war, die kaum noch überall an den Hauptforderungen ihres dereinstigen Programms festhielt und in mannigfache Fraktionsströmungen auseinanderfloß. Bei den Abstimmungen gingen sie getrennt, zahlreiche Einzelinteressen machten sich geltend statt des einen, großen, leitenden, Alle verknüpfenden Gedankens, und Viele verließen die liberale Sache überhaupt, nachdem sie der nationalen gedient hatten. Dazu kam die wohlbegründete, jetzt aber oft bis zur Verblendung ausartende Verehrung für den Mann, dessen nationale Ziele dereinst den Mittelpunkt der liberalen Parteibestrebungen gebildet hatten, dem das vielgespaltene Reich den festen Untergrund seiner Einheit verdankte und der während

eines vollen Lustrums, seit dem Tage der Versailler Kaiserkrönung, mutig durch die von allen Seiten auf ihn hereindrohenden Gefahren mit der Fackel des Lichts und der Freiheit in seiner starken Hand Allen voraus=gegangen war, um seine großen Zwecke und Aufgaben zu erfüllen. Auch für ihn hatte jetzt eine Stunde der Umkehr geschlagen. Rastlos vorwärtsstürmenden Geistes war er nicht mehr gewöhnt, da Widerstand zu finden, wo er kühn und thatkräftig seine klar vorgezeichnete Bahn bis zum Ende zurücklegen wollte. Er hatte die Stärke seiner Gegner unterschätzt, es verdroß ihn nicht nur, da aufgehalten zu werden, wo er einen sicheren Siegeslauf vorausgesehn hatte, er wollte jetzt auch mit Gewalt weiterdringen, gleichviel, welche Opfer dabei hüben und drüben fallen mußten. Zu einem lang=wierigen, zähen Festhalten, zum Abwarten fehlte es ihm an Geduld, vor Allem an Zeit. Er war nicht mehr jung und er wollte nicht eher gehen, als bis er auf ein vollendetes Werk zurückblicken konnte. So wich er langsam erst in dem Kampfe gegen Rom zurück, um aus seinen Gegnern hier sich Freunde auf andren Gebieten zu schaffen. Dann aber begann er auch dem wilden Drängen der reaktionären Parteien Spielraum zu gönnen, je deutlicher er einsah, daß die Ziele der äußersten Linken weit über seine eigenen hinausgingen und daß der Kern der Mittelparteien nicht hinreichen würde, um ihm überall die Majorität zu schaffen, mit der er vorwärtsdringen könnte. Er fing an, zu paktiren, nachzugeben, die Unter=stützung nicht mehr bei einer bestimmten Partei, als deren Führer und Oberhaupt er sich ansah, sondern überall zu

suchen, wo er sie finden konnte, nur um allezeit seinen eigenen Willen zur Geltung zu bringen. Aus der Parteiregierung wurde ein diktatorisches Regiment; die Parteien wurden gegeneinander gehetzt und gegeneinander ausgespielt, um eine Majorität dem Willen des allmächtigen Kanzlers dienstbar zu machen. Da galt keine Rücksicht, keine Belehrung, keine Verständigung mehr; wer nicht mit der Regierung ging, ward zum „Reichsfeinde," über den die Meute in den offiziösen Blättern heißhungrig und ohne jede Schonung um früherer Verdienste willen herfiel. Nacheinander wurde gegen die Konservativen, die Klerikalen und die liberalen Fraktionen das gleiche Anathema geschleudert, weil sie gewagt hatten, ihre eigenen Überzeugungen zu verfechten. Patriotismus und Staatswohl wurden als Monopol der Regierung betrachtet, die Nichtachtung des Parlaments, seit es keine allzeit gefügige Stimmenmehrheit für die Regierung mehr stellte, wurde immer unverhohlener geäußert und in der Erbitterung, sich aufgehalten zu sehn, wich der Reichskanzler immer weiter von seinen ursprünglichen Zielen zurück, um auf andren Wegen vorzudringen, immer aber mit dem Anspruch, daß man ihm folgen müsse, wenn man es mit dem Vaterlande ehrlich meine und immer in dem Vollbewußtsein der Unfehlbarkeit jedes seiner Schritte, so verworren, springend und zerfahren sich allmälig auch seine politischen Aktionen oft darstellten. Für das freisinnige Bürgertum war eine bedeutungsvolle Stunde gekommen. Sollte es sich von dem bisherigen Führer, von dem Manne, dem Deutschland in erster Linie seine politische Wiedergeburt verdankte, endgültig

trennen und ihm in entschlossener Opposition entgegentreten, wo es seine Ziele nicht mehr billigen durfte, oder forderte die Pflicht der Dankbarkeit das Unterordnen unter seinen höheren Willen? An diesem Zwiespalt scheiterte die liberale Einheit. Eine verderbliche Kompromißpolitik suchte zwischen den Gegensätzen zu vermitteln, wodurch der Liberalismus nur immer mehr an Boden verlor und immer weitergehende Zugeständnisse seiner Bereitwilligkeit zugemutet wurden. Die unvermeidliche Spaltung trat ein und Jeder mußte nach rechts- oder linkshin seine Stellung nehmen, je nachdem ihn seine Überzeugung dazu trieb, je nachdem er es für die Pflicht der wahren Dankbarkeit ansah, den um das Vaterland hochverdienten Fürsten in seinen gefahrvollen Irrtümern zu unterstützen, ohne daß man sich für sie erwärmen konnte, oder gerade sie um desto energischer zu bekämpfen, je höher man ihn und seine Verdienste auf andren Gebieten würdigte.

Das Gesetz zu Gunsten der Unterdrückung der sozialistischen Umtriebe gab den Ausschlag und bezeichnete den entscheidenden Wendepunkt im politischen Leben des neuen Reiches. Der Kanzler, der einst durch die Sozialdemokraten die fortschrittlichen Versammlungen hatte sprengen und die „Bourgeoisie" energisch bekämpfen lassen, als Ferdinand Lassalles ehrgeizig-himmelstürmende Pläne seine Aufmerksamkeit erregt hatten, wollte nun den Sozialismus mit einem Federstrich seiner mächtigen Hand aus der Welt schaffen und glaubte gewaltsam den lange glühenden, immer weiter um sich greifenden und nie vorher der Beachtung gewürdigten Feuerbrand löschen

zu können. Er wollte freien Spielraum für neue, umfassende Reformprojekte gewinnen, die ebenso schnell, wie sie in ihm reiften, auch zur Ausführung gelangen sollten; wie er den „Kulturkampf," der ihm schon viel zu lange währte und auf dessen rasche, siegreiche Beendigung er vergebens gehofft hatte, nun um jeden Preis als ein Hemmniß für seine weitere Thätigkeit aus der Welt schaffen wollte, sei es selbst durch die weitestgehenden Zugeständnisse an Rom und durch eine augenblickliche Demütigung des Staats, so mußte auch den mehr und mehr in Kommunismus und Anarchismus ausartenden, sozialistischen Wühlereien ein jähes Ende bereitet werden, wenn die soziale Frage durch ihn selbst ihrer Lösung entgegengeführt werden sollte. Und nach nichts Geringerem stand der Ehrgeiz des größten, europäischen Staatsmannes, der sich mit den Lorbeern seiner äußeren Politik nicht mehr begnügen wollte sondern umstürzend, vernichtend, wieder aufbauend und mit rücksichtsloser Energie immer weiter vordringend die gesammte innere Politik nach seinem Einzelwillen umzugestalten versuchte. Für das Sozialistengesetz, das sich mit dem staatsbürgerlichen Programm des Liberalismus nicht vereinigen ließ und in seinen Konsequenzen dazu führte, eine große Klasse von deutschen Reichsbürgern um ihrer Überzeugungen willen mundtodt und heimatlos zu machen und sie einer rohen Polizeiwillkür preiszugeben, fand Fürst Bismark keine Majorität mehr in dem Reichstage, der jahrelang vertrauensvoll und zukunftsfreudig seiner Leitung gefolgt war. Das Parlament wurde aufgelöst, und unter dem tiefgreifenden Einfluß, den die schmachvollen Attentate

gegen den greisen Fürsten, der in Versailles die deutsche Kaiserkrone sich auf's Haupt gedrückt hatte, in allen Gemütern hervorriefen, kam der erste, reaktionäre, deutsche Reichstag zu Stande, der nicht nur das Sozialistengesetz bewilligte sondern auch zum Ansturm gegen alle freiheitlichen Errungenschaften der letzten Jahre rüstete. Der Liberalismus war besiegt und an der Spitze einer ergebenen, konservativ-klerikalen Mehrheit stand der gleiche Fürst Bismarck, der sein: „Nach Kanossa gehen wir nicht!" einst in's Land hinausgedonnert hatte, wo es vieltausendstimmigen Widerhall gefunden, der gefürchtete Feind der Junker und der Dunkelmänner jeden Schlages, die Alle sich jetzt voller Hoffnung wieder um ihn und um seine neuen Ziele drängten.

In solchem Zeitpunkt trat ich voll und ganz in das politische Leben ein und unter solchen Eindrücken entstand mein modernes Zeitgemälde, dem ich den Namen „Pro patria!" gegeben hatte. Nach dem Erlaß des Sozialistengesetzes verdiente ich mir die ersten, journalistischen Sporen durch einen Leitartikel in der „Morgenpost," dem leitenden Organ der entschieden liberalen Partei in der Hauptstadt, die ihren alten Idealen treu geblieben war, wenn sie auch nunmehr in die allerentschlossenste Opposition gegen Bismarck und gegen die Regierung eintreten mußte. Jetzt galt es, sich fest um das alte Banner Waldeck's zu schaaren; in dieser Stunde der Gefahr zeigte sich's, wer wahrhaft freisinnige Bestrebungen hegte, die er trotz mächtiger Gegenwehr und augenblicklicher Aussichtslosigkeit mannhaft zu verfechten bereit war, und wer nur dem Liberalis-

mus, wie einer Modethorheit, gehuldigt hatte, die man so lange mitmachte, wie es dem leitenden Staatsmann gefiel, um sie dann mit ihm zugleich abzuwerfen, wie ein überläſtiges Kleidungsſtück. Nicht Viele widerſtanden ſolcher Verſuchung, den Meiſten galt die eigene Überzeugung nichts, weil ſich ihre ganze politiſche Anſchauung mit den Plänen des Kanzlers deckte, ſich in ihnen konzentrirte und mit ihnen jeder Wandlung unterlag. Wenn Bismarck einlenkte, war es für Keinen mehr eine Schmach, zum Renegaten zu werden; das hätte geheißen, daß man überhaupt nichts Neues mehr lernen zu können glaube und unfehlbar in ſeiner Überzeugung ſei. Mit Bismarck durfte man ſtehn und fallen. Wenn er ſeine früheren Ziele verleugnete und mit den ehemaligen Reichsfeinden Hand in Hand die neuen verfolgte, die er früher ſelbſt verdammt, ſo mußte er ſeine vollgewichtigen Gründe dazu haben, und es war „ſtaatsmänniſch-klug“ gehandelt, ihm beizuſtimmen, es wäre doktrinäre Prizipienreiterei geweſen, wenn man ihm hätte opponiren wollen, nur weil ſeine Politik mit dem des Parteiprogramms im Widerſpruch ſtand. Ob liberal, ob konſervativ, — darauf kam für den Kanzler nichts an; die Parteien bedeuteten nichts für ihn. Er hatte nur die „salus publica“ im Auge, und die Deutung deſſen, was dieſe erforderte, war einzig in ſeine Macht gegeben. Weil er in der äußeren Politik unvergänglichen Ruhm eingeerntet und einen Scharfblick bewieſen hatte, der ihm im Verein mit ſeiner faſt über Menſchenmaß hinausreichenden Thatkraft den Namen des erſten Staatsmanns ſeiner Zeit ſicherte, ſollte er nun auch im Inneren den einzig maßgebenden Willen beſitzen und die alterprobten,

wirtschaftlichen und finanziellen Grundsätze mit spielender Hand umstürzen dürfen, weil es ihn nach kühnem Experimentiren auf einem neuen Versuchsfeld gelüstete. Und um überall einer Kammer-Majorität sicher zu sein, die er in den Reihen der Liberalen doch nicht mehr finden konnte, war er gezwungen, den Reaktionären und den Dunkelmännern immer neue Konzessionen zu machen, durch die er ihre Stimmen, wie im Tauschhandel, einkaufte. Daß dabei die politische Überzeugung zur Handelswaare degradirt wurde, die Zustimmung keinen inneren Wert besaß und der systematisch betriebene Schmäh- und Verleumdungs-Krieg der Regierungsblätter gegen die dissentirenden Parteien nur frivol genannt werden konnte, das Alles war für die Regierung, wenn sie ihren Zweck erreichte, bedeutungslos.

Mein Artikel in der „Morgenpost," der im Auszuge auch in andre Blätter überging und von der offiziösen Presse aufgegriffen wurde, um daran eine Philippika gegen die „republikanischen Tendenzen" der liberalen Parteien und die staatsgefährdenden Gesinnungen ihrer Anhänger zu knüpfen, die dereinst die Mittel zum österreichischen Feldzuge nicht einmal hatten bewilligen wollen, trug mir das Anerbieten ein, unter vorteilhaften Bedingungen Redaktionsmitglied und ständiger Mitarbeiter an der großen, freisinnigen Zeitung zu werden. Aber meine Zukunftspläne zielten nach andren Richtungen, und ich schlug den Antrag aus, ohne mich dadurch der jeweiligen, freiwilligen Mitthätigkeit an der „Morgenpost" zu begeben. Auch im politischen Klub der Partei fehlte ich selten. Meine Parteirichtung, mein offenes

Eintreten für die Ziele eines entschiedenen Liberalismus, von denen wir uns immer weiter entfernten, und meine zeitweilige Mitarbeiterschaft an einem großen, jetzt entschieden oppositionellen Organ konnten natürlich auch in den Beamtenkreisen, mit denen ich in Berührung kam, nicht verborgen bleiben und erregten, da ich kein Hehl aus meinen Gesinnungen machte, oft genug Anstoß. Besaß ich auch unter den Richtern und Rechtsanwälten der drei Gerichtshöfe manche Gesinnungsgenossen, so befand sich doch die Mehrzahl aller Beamten in der Gefolgschaft des Kanzlers und unter den Übrigen machte kaum Einer seine politischen Überzeugungen schroff und rücksichtslos geltend, sondern Jeder begnügte sich damit, sie zum Ausdruck zu bringen, wenn ein entscheidender Augenblick kam. Auch sah man wol einem älteren Richter oder völlig unabhängigen Anwalt eine extreme, politische Richtung nach; bei einem jungen Justizbeamten aber, der seine Carrière noch vor sich hatte und auf Beförderung rechnete, erregte sie nicht nur Ärgerniß sondern erschien auch durchaus unbegreiflich. Es gab wohlmeinende, ältere Kollegen, die mich darauf aufmerksam machten, mich warnten und mir im Vertrauen riethen, mich doch wenigstens nicht so unvorsichtig bloßzustellen und meine Zukunft „um solcher Fantastereien halber“ nicht mutwillig auf's Spiel zu setzen. Daß sie in ihren Befürchtungen Recht hatten, durfte ich um so weniger bezweifeln, als mehrere meiner Bewerbungen um etatsmäßige Richterstellen, darunter eine in meiner Vaterstadt, unberücksichtigt blieben, aber ich hätte jetzt, nachdem ich einmal soweit gegangen war, nicht mehr

zurückweichen können, selbst wenn ich gewollt, und sogar die Drohung, lebenslang als außeretatsmäßiger Gerichtsassessor am Stadtgericht in Injuriensachen arbeiten zu müssen, hätte mich nicht abzuschrecken vermocht, offen und ehrlich allezeit für meine Überzeugungen einzutreten. Davon sollte vor Allem auch mein Schauspiel Zeugniß ablegen, für das ich seit einiger Zeit umsonst nach einem Verleger und nach einer Bühne Umschau hielt.

Inzwischen war ich auch in die gesellschaftlichen Kreise der Hauptstadt zurückgekehrt, die sich mir öffneten. Bei Geheimraths fand ich noch Alles, wie es früher gewesen war, obgleich die Gründer-Epoche mit all' ihrem Glanz und all' ihrer Frivolität inzwischen zu Ende gegangen war, die hervorragendsten Vertreter aus der Welt des Geldes in den Gefängissen saßen oder unter fremdem Namen sich im Auslande verborgen hielten, und obgleich die Bezeichnung „Gründer" jetzt etwas ebenso Verächtliches und Gehässiges besaß, als sie früher etwas Verlockendes und Gleißendes besessen hatte, vor dem die Rücken sich krümmten und die Verwünschung in einem verbindlichen Lächeln erstarb. Der Gerechtigkeit war Genüge geschehn, so Viele gerade von den Schuldigsten sich ihr auch zu entziehen gewußt hatten, und das Geld war doch die Alles beherrschende Macht geblieben, wie zuvor. Nur nach ihrem Gelde schätzte man die Menschen ab, nur durch dasselbe erhielten sie Wert in den Augen der Menge, die nicht mehr danach fragte, wie es erworben worden war. Mit Geld schien Alles erkauft werden zu können, auch das Glück, alle Güter des Lebens erschienen nur noch wie eine Handelswaare, und wer am

Meisten darauf bieten konnte, vor dem verneigte man sich, wie vor Einem, der über die Macht der Götter verfügen durfte. Überall gab das Geld den Ausschlag, in alle Verhältnisse des Daseins griff es umgestaltend und bestimmend ein, und der Klang des Goldes begleitete allein den Refrain zu den Koupletstrophen des Lebens; nur dieser Ton erwarb sich noch allgemeine Geltung.

Der Geheimrath von Schöll nahm eine unantastbare Stellung in der Gesellschaft ein; sein Name wie sein Rang sicherten ihm dieselbe. Über welche Mittel er noch immer verfügte, trotzdem man sich fabelhafte Dinge von der Verschwendung seines Sohnes erzählte, der sich für seine gegenwärtige Maitresse besinnungslos ruiniren sollte, und in welche mehr oder minder anrüchigen Unternehmungen er verwickelt war, wußte ich nicht. Er empfing mich jederzeit mit herablassender Würde, wie Einen, dem man zufälligerweise früher einmal verpflichtet geworden ist und den man daher jetzt nicht gänzlich fallen lassen kann, während ich mich bei der geborenen von Ott noch immer einer besonderen Auszeichnung erfreute. Die zahlreichen Vertreter der Geschäftswelt, die in ihren Salons aus- und ein- gingen, waren keineswegs nach dem Geschmack der Geheimräthin, sie bevorzugte noch immer neben den Offizieren die Studirten und ließ es an verblümten Anspielungen, wie wünschenswert ihr die Verbindung ihrer Tochter mit mir sein würde, niemals fehlen. Dora's reifes Alter und die abschlägigen Bescheide, die sie schon auf so manche Bewerbung erteilt haben mochte, bestimmten sie wol dazu.

Sie wußte nicht, daß es eines solchen Hinweises

und ähnlicher Anregungen nicht erst bedurfte, um mich selber über meine Empfindungen für Dora aufzuklären, die mir jetzt, wo die Flammen irrer Leidenschaften in mir ausgeglüht hatten, in dem milden Zauber ihrer reinen Weiblichkeit so begehrenswert erschien, daß ich mich immer wieder fragte, wie es denn möglich gewesen sei, daß ich sie neben den Andren, die ihr Alle nicht ebenbürtig waren, solange hatte übersehen können. Ich begriff es nicht, daß mein Herz bald hier und bald dort sein Glück gesucht hatte und immer in der Irre gegangen war, während doch seit meinen Kindertagen mir in unmittelbarer Nähe eine Mädchenblume still emporwuchs, deren keusche Anmut und deren tiefer, innerer Wert tausendfach höher galten, als blendende Schönheit und der bestrickende Zauber des Augenblicks. Und seit jenen Kindertagen schon hatte sich ein geheimes Band zwischen uns geschlungen, das uns für immer fest verknüpfte; wir hatten einander Alles anvertraut, wir hatten frohe und schwere Stunden gemeinsam durchlebt, die sich nicht wieder vergessen ließen, und wir waren allezeit treue Freunde gewesen, die vor einander kein Geheimniß bargen, von denen Jeder wußte, daß der Andre ihn in allen Stücken zu verstehen und zu würdigen, im Falle der Not auch ihm mit Gut und Blut zu helfen im Stande sein werde. Ein so festes, wechselseitiges Vertrauen war es auch wol, das uns dahin geführt hatte, unser Verhältniß als ein rein geschwisterliches zu betrachten, das jeden Gedanken an Liebe, wie an etwas Fremdes, das sich mit der Selbstlosigkeit und Uneigennützigkeit unserer Empfindungen nicht vereinigen ließ,

von uns verbannte. Wir waren uns, weil uns unsere enge Zusammengehörigkeit als etwas Selbstverständliches erschien, nie darüber klar geworden, daß es nur natürlich sein würde, wenn wir jetzt einen dauernden, unzertrennlichen Bund für's Leben schlössen. Immer war ich wieder mit den alten, unveränderten Gefühlen zu Dora zurückgekehrt, sooft es mich auch aus ihrer Nähe andern, lockenden Zielen entgegen fortgetrieben hatte, immer hatte ich vergebens draußen das Glück gesucht und war stiller, ernster und auch ärmer wiedergekommen. Und immer hatte sie mich mit dem gleichen, treuherzigmilden Blick ihrer braunen Augen, mit dem warmen Händedruck, mit den innigen Worten schwesterlicher Zuneigung empfangen. Weshalb stürmte ich noch aus ihrer beglückenden Nähe fort, weshalb blieb ich nicht, wo ich mich so gut verstanden wußte?

Auch jetzt, wo ich die versöhnende Ruhe, die Dora's gleichmäßiges, aus voller, innerer Harmonie hervorgehendes Wesen um sich verbreitete, wiederum so wohlthuend auf mich einwirken fühlte, fragte ich mich so. Auch jetzt war es nicht jäh aufflammende Leidenschaft, was mich bewegte, nicht heiße, begehrende Liebe, die mich zu ihr zog, sondern eine tiefe Sehnsucht nach friedlichem Ausruhn an ihrer Seite, ein inniges Vertrauen und die feste Zuversicht, mich bei ihr allezeit verstanden, mich sicher in ihrer Hut geborgen und innerlich mild durchwärmt, nicht fieberhaft durchglüht zu wissen. Ich träumte davon, wie wohl es mir sein würde, wenn ich aus dem wirren Tageskampf, vom Marktgewühl des Lebens, wo die Meinungen so erbittert gegeneinander anrangen, aus

dem aufreibenden Drängen und Treiben zurückkehren würde in mein stilles, wohnliches Heim, wo mein Weib mich mit mildem, besänftigenden Lächeln empfangen und mir die Runzeln von der sinnenden Stirn streicheln würde, wo ich im engumhegten Raum das Glück fände, dem ich da draußen umsonst, wie ein wilder Reiter, nachgejagt. Und mein Weib trug Dora's Züge, blickte mich mit Dora's treuherzigen Augen an, die Einem stets bis in die verborgensten Tiefen der Seele zu dringen schienen. Ich suchte Frieden, und wo hätte ich Frieden finden können, wenn nicht bei ihr?

Es gab freilich Manches, was mich von ihr fernhielt und vielleicht für immer von mir trennen mußte. Eine gewisse Scheu ließ mich an ihrer Seite längere Zeit hindurch kaum die Augen emporschlagen. Dora wußte ja oder ahnte doch, welch' Verhältniß zwischen ihrer Schwester und mir bestanden hatte, und nie kam mir das, wozu ich mich hatte fortreißen lassen, erbärmlicher und verbrecherischer, nie kam ich selber mir feiger und elender vor, wenn ich jener Zeit voller Lüge und Verstellung vor der Welt, voll frevelhaften Genießens in der Stille dachte, als in ihrer reinen Nähe, wo jeder unedle Gedanke, wie von selbst, scheu zurückkroch und nie eine unlautere Regung sich an's Licht wagte. Und doch war in ihrem Benehmen mir gegenüber nichts verändert, sie war gleich teilnehmend, gleich herzlich, gleich vertrauensvoll. Nur schien mir's, als ob eine stille Schwermut öfter, als sonst, Gewalt über sie hätte.

Was mich aber vor Allem den Gedanken, Dora mit einer offenen und ehrlichen Werbung zu nahen,

immer wieder zurückdrängen hieß, das war nicht die Nebenbuhlerschaft Heinrich Pätzold's, so schmerzlich es mich auch berührt haben würde, dem Wackren in's Gehege zu kommen, sondern die eines Andren, den auch er fürchtete, in dem ich mit Recht nach Heinrich's Polemiken gegen die „sechste Großmacht" einen Journalisten vermutet hatte und in dem ich keinen Geringeren wiedererkennen mußte, als Salo Fränkel, den Sohn des Alttrödlers aus dem Eckhause an der Brunnenstraße daheim. Er hieß freilich jetzt etwas anders; „Dr. S. Frank" stand auf seiner Visitenkarte, und es war also nicht zu verwundern, daß ich vergebens nach ihm gespäht hatte, als mich die Buchstaben „S. F." unter einer bissigen Rezension meines „Masaniello" in der „Tageskorrespondenz" ihn als den Verfasser hatten argwöhnen lassen. Auch äußerlich war er metamorphosirt, stets nach der neuesten Pariser Mode gekleidet, den goldgeränderten Zwicker auf der leichtgebogenen Nase, das Haar in kleine Locken künstlich gekräuselt, einen feingewichsten Schnurrbart auf der Ober- und einen ganz kleinen, zierlichen Knebelbart unter der Unterlippe, in Bewegung, Haltung und Geberden ein vollendeter Weltmann, in neu-französischer Routine ausgebildet und mit den sichersten, selbstbewußtesten Manieren eines Mannes von Geist, der die Bedeutung jedes seiner Worte kennt.

Er war sichtlich nicht sehr angenehm überrascht, als er mich bei Geheimraths zuerst wiederauftauchen sah, wo er bereits festen Boden unter den Füßen gewonnen hatte, aber ich machte es ihm leicht, neben mir und trotz meiner feine Rolle zu spielen.

Nur als er sich mir unter seinem verwandelten Namen vorstellen ließ und jede frühere Bekanntschaft wegleugnen zu wollen schien, begegnete ich ihm mit so schneidender Schärfe, daß er unmittelbar danach einlenkte und mir mit dem liebenswürdigsten und harmlosesten Lächeln von der Welt versicherte, er erinnere sich meiner nun ganz wol und er habe seinen Namen verkürzt, weil es heutzutage anfange, etwas Odiöses an sich zu tragen, wenn man einen offenbar jüdischen Namen führe, selbst wenn man sich längst aus der jüdischen Religions-gemeinschaft losgelöst. Über sein Leben, über die Stellungen, die er bisher eingenommen und zur Zeit noch einnahm, wußte man in der Gesellschaft kaum etwas, man munkelte nur immer davon, daß er einen geheimen, sehr einflußreichen Posten bekleide und in un-mittelbaren Beziehungen zu dem Minister des Innern stehe. Er selbst lasse sich niemals des Näheren über seine Funktionen aus. Mir, der ich ihn obenhin über seine Beschäftigung ausfragte, erzählte er, daß er seine Dozentenlaufbahn, kaum daß er sie begonnen, auch schon wieder aufgegeben habe, da sie ihn in keiner Weise habe befriedigen können und ihm nur als Notbehelf gedient habe; jetzt sei er schlechthin Journalist, Federmensch, im Ganzen ein ziemlich freier Mann. Dazu lächelte er be-deutungsvoll und brach ab, ohne daß ich die Neigung verspürt hätte, noch weiter in ihn zu dringen.

Von da an gingen wir einander aus dem Wege. Wir empfanden instinktiv alle Beide, daß wir, wenn dies überhaupt jemals der Fall gewesen, jetzt in keiner Beziehung mehr zu einander paßten und viel-

mehr hart zusammengerathen würden, wenn wir uns träfen. Dazu aber lag kein Grund vor, wir konnten uns meiden. Unsere früh entwickelten und durchaus gegensätzlichen Individualitäten hatten sich jetzt scharf herausgebildet und mußten feindlich aufeinanderstoßen, wo sie sich begegneten. Seine Namensänderung erschien mir verächtlich, die faustisch-überlegene, anmaßend-geistreiche Art seines Auftretens verletzte mich und von seiner Lebensbeschäftigung argwöhnte ich, wenn ich seiner früheren Anschauungen und Pläne gedachte, nur Schlimmes. Seine Neigung war von jeher nur darauf gegangen, Einfluß zu üben, sich über die Dummheit der Welt lustig zu machen und sie zu eigenem Vorteil zu mißbrauchen; jedes Streben, das darüber hinaus auf eine Veredelung der Sitten, eine Erziehung und Fortbildung des Volksgeistes abzielte, hatte er schon als frühreifer Student als nutzlos verlacht und verhöhnt. Ausgestattet mit den glänzendsten Gaben, durch eine strenge Schule des Lernens gegangen, war er nur immer mehr zu der Überzeugung gelangt, daß man die Welt wie die Menschen verachten und gleicherzeit aus ihnen den größtmöglichen Nutzen ziehen müsse. Respekt war eine ihm fremde Empfindung, heilig galt ihm nichts in der Welt, die er nur zur Zielscheibe seines Spottes machte, Überzeugungen verfocht er nicht, weil er keine hatte, außer der, daß das Leben erbärmlich sei und man es sich möglichst bequem für sich selber gestalten müsse ohne alle Rücksicht auf Andre, jede idealistische Anschauung verhönte er und selbst die Regungen des Gewissens erklärte er für leere Fabeln.

Er war ein geistiger Nihilist, wie die moderne Zeitströmung ihrer Viele in's Leben rief.

Nicht weil Dora ihn auffallend begünstigt, oder seiner Werbung ein offenes Ohr geliehen hätte, urteilte ich so hart über ihn. Im Gegenteil: so scharf ich die Beiden auch beobachtete, wenn sie beieinander waren, niemals verrieth ein Blick oder eine Miene des Mädchens, daß sie ein tieferes Interesse für ihn hege, ja, ich glaubte sogar wahrzunehmen, daß sie sich kalt, strenge und abweisend zeigte, sobald er wärmer wurde oder nur im Geringsten die Gränzlinie gesellschaftlicher Konvenienz überschreiten wollte. Und mir schien das nur natürlich. Einem Mädchen, wie Dora, konnte die Erkenntniß nicht verborgen bleiben, daß Salo Fränkel sie gleichgültig verlassen habe, als sie noch die mittellose Geheimrathstochter gewesen war, und daß er erst zu ihr zurückkehrte, nun sie als die Tochter eines reichgewordenen Gründers in der Residenz wiedererschien. Und dann: wenn ich den neugebackenen Doktor Frank so vor mir im Salon stehen sah als die verkörperte Arroganz und Weltverachtung, wenn ich ihn so cynisch witzeln und so erbarmungslos gegen alles Edle und Hochherzige zu Felde ziehen hörte, — konnte dieser Mann denn Dora's Herz gewinnen, verfügte er wirklich über den Zauber, mit dem er diese reine, nie von einem Hauch des Bösen getrübte Seele zu bestricken vermochte? Daran konnte ich nicht glauben. Was ich aber fürchtete, war, daß Dora seine Werbung erhören könne, weil sie ihn einst geliebt hatte. Charaktere, wie der Dora's, lieben nur einmal; für sie ist die Liebe keine Episode in ihrem Leben sondern die Geschichte

dieses Lebens selbst, von ihr lassen sie nicht mehr und sie haben sich ihr Götterbild so rein und edel ausgeschmückt, daß sie es nicht mehr zu sehen vermögen, wie die Wirklichkeit jedweden Schimmer längst davon abgestreift hat. Nicht Dora's neuerwachende Neigung und nicht Salo Fränkel's Unwiderstehlichkeit fürchtete ich sondern allein die gleichsam pietätvolle Anhänglichkeit des Mädchens für ihr dereinstiges Ideal, das noch immer frisch und leuchtend ihr vor der Seele stehen mochte und ihren Blick für die Wahrheit trübte. Ich aber war nicht berufen, um ihr die Augen zu öffnen, am Allerwenigsten, da ich dabei in den Verdacht selbstsüchtigen Thuns hätte kommen müssen, und Heinrich Pätzold, der gute „arme Heinrich" stand da und knirschte mit den Zähnen und zerbiß sich seinen Schnurrbart und wußte nicht, was er Anderes thun sollte, als sich in ohnmächtigem Grimm verzehren und einen Fluch über den andren heimlich dem „unverschämten, charakterlosen Judenjungen" nachsenden, mit dem er sich doch offen nicht zu messen wagte.

Wenn ich übrigens meinesteils Salo Fränkel in jeder Hinsicht frei gewähren ließ und mich ihm niemals in den Weg stellte, so mußte ich doch bald erfahren, daß er sich der gleichen Unparteilichkeit und desselben Gleichmuts mir gegenüber nicht befleißigte sondern im Stillen, weil ich ihm sichtlich unbequem war und er mich wahrscheinlich für den einzig ebenbürtigen und deshalb gefährlichen Nebenbuhler hielt, gegen mich zu intriguiren begann. Ich bemerkte zu Anfang nur ein sichtlich immer kühleres Benehmen des Geheimraths mir gegenüber, bis nicht nur er sondern auch andere Herren in

der Gesellschaft mir offenkundig auswichen, sobald ich mich ihnen nähern wollte, und eine steife Zurückhaltung mich darüber aufklärte, daß man meiner am Liebsten auf gute Art ledig geworden wäre. Als mir weder Dora noch Heinrich über die Motive für solch' verletzendes Verfahren Aufschluß zu geben vermochten, wandte ich mich eines Abends geradezu an den Geheimrath selber mit der Frage, ob er etwas gegen mich habe, ich dürfe von ihm, als von einem Ehrenmanne, wol eine unumwundene Erklärung erwarten.

Er erschien zuerst überrascht und verlegen, suchte sich mit einigen entschuldigenden Äußerungen, die im Grunde nichts besagten, aus der Schlinge zu ziehen und versicherte mich seiner unwandelbaren Hochachtung; als ich aber nur immer energischer in ihn drang und schließlich das Ultimatum stellte, ich müsse mich völlig aus seinem Hause zurückziehn und seinen Sohn für den Vater als Beleidiger herausfordern, wenn mir keinerlei genügende Aufschlüsse zu Teil würden, ließ er endlich einige Andeutungen fallen, daß doch meine extreme, politische Richtung gerade jetzt, wo ein so „konservativer Hauch" durch's ganze Land gehe und die Regierung der allernachdrücklichsten Unterstützung bedürfe, verschiedentlich Anstoß erregt habe und man von einem Justizbeamten, der seiner Regierung Opposition „bis auf's Messer" mache, leicht Übles denken könne und dergleichen mehr. Es unterlag für mich keinem Zweifel, daß Doktor Frank hier seine Hebel angesetzt habe, um mich auf gute Manier zu beseitigen und Dora meinen Einflüssen zu entziehen.

„Wie kommt es denn, daß Sie sich erst jetzt gerade meine politische Richtung in's Gedächtniß zurückrufen, Herr Geheimrath?“ fragte ich nicht ohne einen Anflug von Bosheit, als er mich, wie um Verzeihung bittend, ansah, „Sie kannten dieselbe ja seit langen Jahren, und ich machte Ihnen gegenüber selbst damals kein Hehl daraus, als mir die Verheimlichung von größtem Nutzen gewesen wäre. Trotzdem verdanke ich meinen Aufenthalt in Ihrem Hause und meine Teilnahme an Ihren Gesellschaften doch ausschließlich Ihrer Aufforderung und wiederholten Einladung“ —

„Sie konnten aber inzwischen anderer Anschauung“ — stotterte er, etwas verwirrt, „ich meine: seither könnten Sie eines Besseren belehrt worden sein, — die politische Wandlung im Volk, die Neuherrschaft der Konservativen“ —

„Weshalb aber klärten Sie sich nicht einfach darüber auf, ob dies der Fall sei, wenn Sie den Eintritt in Ihrem Hause von einem bestimmten, politischen Glaubensbekenntniß abhängig machen wollen, Herr Geheimrath? Ich hätte Ihnen auf eine diesbezügliche Frage rundheraus die Antwort erteilt, daß ich die Farbe nicht gewechselt habe, und ich würde Ihren Salons lieber ferngeblieben sein, als mich hier einer Beleidigung auszusetzen, die sich kaum wieder gutmachen läßt“ —

Meine Worte blieben nicht ohne Eindruck auf ihn. Er ergriff meine Hand, versicherte mir, ich sei ein Ehrenmann, was er ja auch stets gewußt habe, und ich dürfe jede Genugthuung von ihm fordern. Es schmerze ihn nur tief, mich noch immer auf einer Seite zu wissen,

von wo dem Vaterlande antimonarchische Tendenzen und radikale Bestrebungen drohten, und er könne nicht begreifen —

„Ich wußte nicht, daß Ihre Gesellschaften den Charakter exklusiver, politischer Klubs haben, Herr Geheimrath," unterbrach ich ihn, „und daß Sie nicht nach der Ehre sondern nur nach der Parteirichtung Ihrer Besucher fragen. Wäre mir dies bekannt gewesen, so hätte ich natürlich darauf verzichtet, mich hier einzudrängen. Oder haben Sie gegen meine Persönlichkeit noch außerdem etwas einzuwenden?"

„Nicht das Geringste, nicht das Geringste, lieber Assessor, — und ich bitte Sie sehr dringend, sich nicht von uns fernzuhalten, sich nicht beleidigt zu fühlen, — im Gegenteil: wir schätzen Sie ja Alle hoch, meine Frau, Dora, ich, — nur weil Doktor Frank" —

„Ah!" machte ich unwillkürlich, triumpfirend.

Der Geheimrath wechselte die Farbe. „Ich muß Ihnen im Vertrauen gestehen, daß Doktor Frank bei mir um Dora angehalten hat," sagte er hastig, offenbar, ohne daß er dies Geständniß ursprünglich hatte machen wollen, „und Doktor Frank, der alle Aussichten hat, in's Ministerium, in's Reichskanzleramt zu kommen, der schon jetzt ohne bestimmten Titel einen überaus einflußreichen Posten innehat, meinte, gewisse Rücksichten in der Wahl seiner Gattin nehmen zu müssen, und wenn bekannt würde, daß sein Schwiegervater mit einem Republikaner, — wollte sagen: mit einem Demokraten, — oder Fortschrittsmann, ich weiß nicht, was Sie lieber hören, — in so engem Verkehr stehe, könnte das doch oben An-

stoß erregen, — und da ich Doktor Frank's Bewerbung begünstige, — natürlich" —

„Natürlich," wiederholte ich mit ironischem Lächeln.

Der Geheimrath sah mich halb verwundert, halb ängstlich an. In seinem ganzen Wesen sprach sich seit der letzten Zeit überhaupt etwas Scheues, Argwöhnisches und ängstlich Lauerndes aus, als wittere er in jedem Wort eine geheime Anspielung, die ihm Schrecken einflöße, ja, mir war es oft vorgekommen, als hafte sein Blick mit Besorgniß auf der Thür und mustere jeden Eintretenden mit einer Miene, die fast einen bestimmten Verdacht gegen ihn auszudrücken schien. „Natürlich? Weshalb sagen Sie natürlich?" murmelte er und sah zu mir mit seltsam rinnendem Licht in seinem Augstern von der Seite her auf.

„Doktor Frank's Befürchtungen sind sehr natürlich, in der That," gab ich zurück, „selbst die unfreiwillige Verbindung mit mir könnte ihm ‚oben' Schaden bringen. Nur hat er nicht eher etwas zu fürchten, als bis er wirklich der Gatte, — der Verlobte Fräulein Dora's ist, nicht wahr? In dem Augenblick, wo er dies sein wird, werde ich meinesteils das Haus seines Schwiegervaters durch meine Gegenwart nicht mehr kompromittiren; — sind Sie mit diesem Vorschlag einverstanden, Herr Geheimrath? Sie sehen, man darf deutsch mit mir sprechen" —

„Das heißt: Sie glauben nicht, daß Dora seine Werbung annehmen, — daß sie" —

„Es heißt nichts, als was ich offen ausspreche, Herr Geheimrath. Bis Fräulein Dora ihr Jawort ge-

geben hat, stehe ich der geheimnißvollen Carrière Doktor Frank's offenbar auch nicht im Wege, und solange — dahin geht eben meine unumwundene Frage, die eine ebenso unumwundene Antwort verlangt: wollen Sie mich solange in Ihrem Hause dulden? Unsere langjährigen Beziehungen zueinander berechtigen Sie zu einem offenen Ja oder Nein mir gegenüber."

Der Geheimrath griff abermals nach meiner Hand; die seine war heiß und feucht, als rüttele ein geheimes Fieber an dem Manne. Ich blickte ihm in's Gesicht. Auch das erschien mir so eingefallen, so pergamentartig trocken und gelblich, wie ich es nie zuvor gesehn; der Schädel mit den schneeweißen, kerzengerade emporstehenden Haarspießchen hatte etwas Unheimliches im Gegensatze dazu. „Wie können Sie denn denken, daß ich ‚nein' sagen würde, lieber Assessor?" stotterten die zahnlosen Lippen, „Sie sind mir ja jederzeit herzlichst willkommen. Und wenn Sie wirklich im Falle der Verlobung, — weil es denn doch nicht wol anders geht, — so sollen Sie mir bis dahin ein um so lieberer Gesellschafter sein, und nicht wahr, werter, junger Freund, nun, da wir uns als zwei Ehrenmänner gründlich ausgesprochen haben, ist auch Alles zwischen uns wieder ganz in Ordnung, wieder ganz beim Alten? Sagen Sie: ja" —

„Mit Freuden: ja! Ich bedaure nur, daß Sie nicht eher diese Offenheit walten ließen."

Der Geheimrath nickte vor sich hin. „Ich protegire diese Verbindung," sagte er dann, wie in tiefes Sinnen verloren, „weil ich muß, weil mir keine Wahl

bleibt. Sehen Sie: Doktor Frank gilt oben viel, sehr viel. Er gründet eben jetzt eine Wochenschrift, deren politische Essays direkt aus dem auswärtigen Amt hervorgehn werden. Er ist gut angeschrieben, hat überall Konnexionen und sein Einfluß reicht im Geheimen weit. Wenn man nun von oben her die Niederschlagung einer Sache wünscht, wenn man unter der Hand zu verstehen giebt, daß man einen alten Namen nicht kompromittirt, nicht zum Gegenstande einer cause célèbre gemacht sehn möchte, dann wirkt solch' ein Wink auch, nicht wahr? Man wird nicht den Schwiegervater" —

Plötzlich brach er ab und stierte mich an, wie ein Irrsinniger. Mich durchlief unwillkürlich ein geheimes Grausen. „Ich verstehe Sie nicht," sagte ich.

Ein seltsames Lächeln flog um seine Mundwinkel. „Reden wir von etwas Andrem," fing er in völlig verändertem Ton wieder an, „was sagen Sie dazu, daß Sie meinen Sohn jetzt fast nie mehr hier sehn? Der Junge ist wie behext; kaum ist der Dienst zu Ende, so ist er auch schon bei ihr. Man erzählt sich ja, daß er eine Geliebte hat, mir gesteht er's nicht, es ist ja auch nichts für die Väter." Er lachte dabei kichernd in sich hinein.

Mir wurde es immer unheimlicher in seiner Nähe. „Ist Doktor Frank's Vater auch in Berlin?" fragte ich, nachdem wir eine Weile geschwiegen hatten, nur um etwas zu sagen.

In seinen Augen glomm es, wie mit irrem Feuer, auf. „Weshalb fragen Sie das?" zischte er hervor.

„Weil ich es als Thatsache erzählen hörte und mich wundere, ihn doch niemals in Ihrem Hause zu treffen“ —

„So, so?“ machte er und blinzelte mich mißtrauisch an. „Nun, Herr Jakob Fränkel liebt die Gesellschaften nicht, er besucht mich nur, wenn ich allein bin. Haben Sie etwas mit ihm zu thun?“

„Gott sei Dank, nichts“ —

„Gott sei Dank, sagen Sie?“ fuhr er mich an, „weshalb? Was wissen Sie von ihm? Das sind ja Alles Lügen. Man weiß nichts, positiv garnichts“ —

Er fuchtelte mit seinen beiden Händen vor meinem Gesicht in der Luft herum. Ich hielt es für das Beste, unser Gespräch hier zu beenden, und nahm einen beliebigen Vorwand, um mich von ihm zu entfernen. Er schüttelte mir, plötzlich wieder, mit alter Herzlichkeit, die Hände, erinnerte mich daran, daß ich versprochen habe, sein Haus nicht zu meiden, und entließ mich mit den wiederholten Versicherungen seiner besonderen Wertschätzung. —

Erst einige Tage später fand ich Gelegenheit, Dora über den Gemütszustand ihres Vaters zu befragen, der mir seither viel zu denken gegeben hatte. Ich brachte ihr mein Stück, über das ich ihr Urteil erbat, — auch für meine persönlichen Hoffnungen wollte ich einen Anhalt daraus entnehmen und ersehn, inwieweit etwa Doktor Frank's Anschauungsweise und Belehrung auf die Unbefangenheit ihrer Prüfung eingewirkt hätten, — und erkundigte mich dabei nach dem Gesundheitszustande des

Geheimraths, an dem ich eine gewisse Nervosität beobachtet zu haben glaubte.

Sie wurde sehr ernst, wich aber einer eingehenden Erwiderung aus. Ich habe wol recht gesehn, meinte sie, und mancherlei schwere Sorgen, vor Allem die Lebensweise ihres Bruders, rechtfertigten des Vaters Gereiztheit leider nur zu sehr. Jede Andeutung auf eine etwa begründete Furcht des Geheimraths vor den Behörden oder vor Jakob Fränkel, auf die ich aus seinen verworrenen Äußerungen schließen zu sollen geglaubt hatte, ließ sie unbeachtet, und ich mußte mich damit begnügen, ihr in warmen Worten nochmals meine Hülfe und meinen Beistand in jedem Falle, wo sie derselben bedürfen würde, anzubieten.

Sie nickte mir treuherzig-wehmütig zu. Es lag zugleich in ihrem Blick die Bitte an mich ausgesprochen, ich möge nicht weiter in sie dringen, und so reichte ich ihr die Hand und schwieg. Aber der Entschluß, eine entscheidende Antwort von ihr zu erlangen, mir das Recht, mich in ihre geheimsten Sorgen und Angelegenheiten einmischen zu dürfen, von ihr zu erringen, bildete sich immer fester in mir. Wenn ihrem Vater und so ihrer ganzen Familie irgendein Unglück drohte, — und mir war's, als läge das in der gewitterschwülen Luft um uns her, — so war Doktor Frank schwerlich der Mann dazu, seinen schützenden Arm um Dora zu breiten. Selbst wenn ich ihm dies Amt gegönnt hätte, ich hätte es ihm doch nicht einmal zuzutrauen vermocht. Und seltsam: es war, als ob Dora meine Gedanken erriethe und mich aufmuntern wolle, nicht länger zu zaudern, und es war

auch, als ob Doktor Frank die Stunde der Entscheidung gekommen glaubte und die ernstliche Gefahr meiner Nebenbuhlerschaft fürchtete. Eines Abends sah ich ihn in ein ernstes Gespräch mit Dora vertieft, beobachtete ihn, wie er auf sie einredete, wie er jede seiner Äußerungen mit einer nachdrücklichen Handbewegung begleitete, und mußte endlich triumfirend gewahren, wie er sich mit zusammengepreßten Lippen und drohend gerunzelter Stirn von ihrer Seite fortstahl, um unverzüglich die Gesellschaft zu verlassen.

„Das war jedenfalls ein regelrechter, unzweideutiger Korb," sagte in diesem Augenblick Heinrich in trockenem Ton dicht neben mir, „habeat sibi!" Auch er hatte den Vorgang mit Argusaugen beobachtet, und seine unverhohlene Genugthuung gab mir einen Stich in's Herz. Er wußte noch nicht, daß ihm eine zweite, gleich ernste Gefahr von einer Seite her drohe, wo er sie nicht argwöhnen mochte.

Dann aber kam die Stunde, in der es sich entschied, ob er mich zu fürchten habe oder nicht. Dora gab mir mein Schauspiel zurück; sie hatte warme Worte des Lobes, ja, hin und wieder der hellen Begeisterung dafür, bekannte sich voll und ganz zu den Ideen, die ich verfocht, und drückte mir immer wieder und wieder die Hände mit der Versicherung, daß sie mich nicht nur verstehe sondern sich meinen Überzeugungen auch anschließe, daß ich ihr aus dem Herzen gesprochen habe, daß mein Stück mir einen Triumpf bereiten werde und daß ich ein großer, ächter Dichter sei, der trotz des Widerstandes der feigen Welt sich seinen Kranz erringen müsse. Der

rauschartige Einfluß, den mein Schauspiel auf sie ausgeübt, entzündete nun andrerseits wieder in mir eine Flamme, die aus meinen Worten der Entgegnung hell emporschlug. So kam's, daß ich endlich den Mut fand, ihr Alles zu gestehn.

Was ich ihr sagte, weiß ich nicht mehr. Ich erinnerte sie an unsere Kindheit, an unser stetes, inniges Zusammenleben, an den Gleichklang unserer Stimmungen, ich sprach von meinen eigenen Verirrungen, von der Leidenschaft, die in mir ausgeglüht sei, von meiner Sehnsucht nach einem reinen, stillen, friedvollen Glück. Was ich dachte und was sich zugleich in Worte kleiden ließ, kam über meine Lippen; nicht lange, und sie wußte Alles, gerade, wie ich selber es wußte. Mir war's auch, als müsse sie nun geradeso, wie ich selbst, einsehn, daß wir Zwei zueinander gehörten, immer schon gehört hatten, und daß das Schicksal uns fast gewaltsam aneinander kette. Ich hatte das sieghafte Bewußtsein, nun sei Alles gut und nun sei sie mein; nun möge kommen, was da wolle, wir würden es bestehn.

Aber Dora, die mir gesenkten Auges wortlos bisher zugehört hatte, schüttelte endlich leise und doch entschieden die Stirn. „Nein, Gerhard," sagte sie, „so soll es nicht sein, wie Du es willst, so darf es nicht sein. Es ist Alles so gut und so schön, was Du mir da gesagt hast, und nur Du konntest es so sagen, — ich danke Dir dafür, diese Stunde wird mir auch unvergeßlich sein, weil sie unter die schönsten meines ganzen Lebens rechnet, nur irrst Du: wir können nie Mann und Weib werden —"

„Dora!“ schrie ich auf.

Sie sah mich mit wehmütigem Lächeln an. „Nein, Gerd, wahrhaftig nicht,“ sagte sie, „gewöhne Dich nur an den Gedanken, so schwer Dir's im Beginne werden mag.“

Mir krampfte sich das Herz zusammen, während es bittren Tons über meine Lippen heraufkam: „Du liebst ihn also doch noch immer, — jenen einflußreichen Helden der Feder, freilich: ich hätte mir's denken können“ —

Sie aber schüttelte ruhig die Stirn, und ihre Züge erschienen mir von eherner Ruhe, als sie entgegnete: „Nein, Gerd. Weil ich ihn einst geliebt habe, darum kann ich heute, da ich ihn nicht mehr liebe, sein Weib nicht werden. Wenn ich einmal eines ungeliebten Mannes Weib werden soll, — das seine sowenig wie das Deine kann ich sein“ —

Ich senkte meine Augen vor dem klaren, fast hoheitsvollen Blick der ihrigen zu Boden. „Ich verstehe,“ murmelte ich, „ich hätte es selber wissen sollen, daß ich Deiner nicht mehr würdig bin, aber Du hast mich mit Deiner Milde und Deiner Neigung zum Verzeihen so verwöhnt, daß ich es vergaß. Du weißt ja, was zwischen Alexandra und mir vorgegangen, Du kannst mir's nie vergeben.“

Da schmiegten sich ihre Finger in die meinen ein und drückten sie herzlich. „Auch darin irrst Du, Gerd,“ sagte sie mit fester Stimme, „wenn es Dir wirklich Ernst ist mit dem, was Du da sagst. Zwischen Alexandra und Dir mag ein Andrer richten; ich will nicht wissen, was zwischen euch vorgefallen, und wüßt' ich's, könnt'

es auf das, was ich für Dich empfinde, keinerlei Einfluß üben. Wir Alle sind Menschen, gehen in der Irre und finden oft erst nach langem Suchen den rechten Weg; wer heißes Blut hat, wie Du, kann den Versuchungen seiner ungestümen Natur nicht immer widerstehn, und wohl ihm, wenn er nur überhaupt den rechten Weg allezeit noch wiederfindet, der ihn zu seinen Göttern zurückführt! Du bist meiner so würdig, wie ich Deiner, Gerd, und Keiner ist's mehr, als Du, — aber Dein Weib kann ich nicht werden."

„So sage mir auch, warum Du's nicht werden kannst, Dora. Ich fasse es nicht nach Allem, was Du da sagst" —

„Warum nicht, Gerd? Weil zwei so treue Freunde, wie wir Beide es seit Kindertagen gewesen sind, nicht Mann und Weib werden können. Begreifst Du das denn nicht? Ich bin Deine Schwester, Gerd, — und seit Tante Babette ihre milden Augen nicht mehr über Dir wachen lassen kann, bedarfst Du einer Schwester nur noch mehr, wie früher. Laß mich's auch fürderhin sein und sei Du mein Bruder, Gerd!"

Sie reichte mir ihre beiden Hände hin und lächelte mich unter den Thränen, die an ihren Wimpern perlten, mit so sieghaft-gewinnendem Ausdruck in ihrem Antlitz an, daß ich nicht zu widerstehen vermochte, ihre Hände ergriff und nacheinander an meine Lippen führte. „Soll es so sein?" wiederholte sie, und ich mußte erwidern: „Wenn Du es denn nicht anders willst, Dora, so sei's!" Dann aber schlich ich in mein eigenes Kämmerlein zurück, um den Kampf in mir zu Ende zu bringen. — —

Mein Schauspiel „Pro patria!“ erlebte seine Schicksale. Von den meisten Bühnen zurückgewiesen, weil es angeblich ein Tendenz-Drama war und überall Anstoß erregen werde, sollte es endlich auf einem Stadttheater in der Provinz zur Aufführung kommen. Die Rollen waren verteilt, die Proben befriedigten und der Tag für die erste Darstellung war festgesetzt. Ich wollte der Aufführung beiwohnen und traf Morgens an Ort und Stelle ein, wo ich auf den Anschlagzetteln das Stück in großen Lettern angekündigt sah. Mein erster Besuch galt dem Direktor, den ich aber in der größten Bestürzung fand und der mich mit zahllosen Wutausbrüchen empfing, ohne daß ich mir klarzumachen wußte, ob und weshalb dieselben mir gelten sollten, der ich mich bescheiden als Verfasser seiner heutigen Première vorstellte.

„Première, jawohl Première,“ heulte der kleine Mann und durchrannte mit gerungenen Händen das Zimmer, „hat sich was zu premièren! Nette Bescheerung das! Ich bin ruinirt, mein Herr, total ruinirt, darüber ist kein Zweifel, ich muß meine Leute entlassen und meinen Musentempel zuschließen, — probatum est, das Theater ist gewesen! Und was für Mühe, was für Kosten ich gehabt habe! Es ist zum Verzweifeln. Denken Sie sich doch, daß ich für den Minister einen funkelnagelneuen Frack mit Ordensstern anfertigen ließ. Und nun Alles — Alles aus! Aber Sie sind Schuld, mein Herr, Sie vor Allem! Warum sagten Sie mir auch nicht, welche staatsgefährlichen Dinge Ihr Stück enthielt und daß Sie es gewagt haben, — ach, ach! es

ist unglaublich! Ich hatte ja keine Ahnung davon, ich hätte dies Stück nie, nie angenommen, wenn ich es hätte ahnen können" —

In dieser Tonart ging es weiter, ohne daß ich im Geringsten begriff, was eigentlich vorgefallen war. Auch meine direkten Fragen fruchteten nichts; der Kleine war in zu maßloser Erregung. Erst der Regisseur, der hinzukam, klärte mich über die Veranlassung auf, die mich zum Verhängniß für das Stadttheater, seine Leiter und seine Mitglieder gemacht hatte. Soeben war einer der Stadträthe, ein würdiger Kürschnermeister, dem die Theatercensur oblag, dagewesen, um dem Direktor mitzuteilen, daß das für heute Abend angekündigte Stück nicht gegeben werden dürfe. Auf die erschrockene Frage des Direktors, worauf sich ein solches Verbot, wenige Stunden vor der Aufführung, denn stütze, war ihm die Entgegnung geworden, es sei telegraphische Ordre dazu aus Berlin eingetroffen, das Stück habe auch dort nicht gegeben werden dürfen, weil es die Oppositionspolitik verherrliche und weil es den Reichskanzler Fürsten Bismarck in der Figur des Ministers zu karikiren wage. Alle Gegenvorstellungen von Seiten des auf's Äußerste betroffenen Direktors seien vergeblich gewesen, die Bitte, das Stück doch selber zu lesen und sich von seiner Ungefährlichkeit zu überzeugen, war mit dem Hinweis auf Zeitmangel abgelehnt worden, und die rothen Zettel, welche die Absetzung des angekündigten Stücks vom Repertoir und die heutige Vorstellung von „Lumpacivagabundus oder das liederliche Kleeblatt" melden sollten, befanden sich bereits in der Druckerei.

Ich war nicht minder betroffen und entrüstet, als der würdige Direktor. Stehenden Fußes eilte ich zu dem Kürschnermeister und Stadtrath, um ihm über die Folgen seines Schrittes Vorhaltungen zu machen; Alles, was ich zur Antwort erhielt, war aber ein bedauerndes Achselzucken. Wie ich denn annehmen könne, daß er ein Stück geben lassen werde, das man in Berlin für staatsgefährlich halte, fragte er mich im Ton wohlwollenden Vorwurfs. Er schien zu vermuten, daß es sozialistische Tendenzen enthalte, worin sich der Begriff der Staatsgefährlichkeit für ihn wol konzentrirte, und rieth mir, als ich ihm das ausgeredet und zugleich mich als Justizbeamten vorgestellt hatte, endlich, selbst Schritte bei den Berliner Behörden zu thun. Die telegraphische Bitte um Freigebung des inkriminirten Stücks hatte aber auch dort, wie vorauszusehen gewesen war, keinen Erfolg, und damit war die Aufführung meines Dramas, auf das ich so große Hoffnungen gesetzt hatte, scheinbar überhaupt unmöglich geworden.

Aber es kam ganz anders, als ich es nach dieser Enttäuschung erwartet hatte. Die Zeitungen bemächtigten sich dieses ungewöhnlichen Vorfalls, meine politischen Freunde sorgten dafür, daß er überall in die Öffentlichkeit gelangte, und es währte nicht lange, bis mein Stück zum Gegenstand einer „cause célèbre“ geworden war, an der Freund und Feind seine Dialektik in den Spalten der Blätter übte. Dann erhielt ich von mehreren Seiten vorteilhafte Verlagsanerbietungen, auf deren beste ich einzugehn nicht zauderte, und gleichzeitig von süddeutschen Theatern die Aufforderung, mein Stück ein-

zusenden, auf dessen Annahme und schleunige Aufführung ich ohne Weiteres rechnen könne. Das polizeiliche Verbot hatte eine unfreiwillige Reklame für mich abgegeben, ich und mein Drama waren für einige Zeit zum Mittelpunkt des allgemeinsten Interesses, zum Gegenstand des Gespräches geworden, weit mehr, als mir, zumal im Hinblick auf meine amtliche Stellung, lieb sein konnte.

Betreffs dieser Letzteren war ich zu einem Entschluß gekommen, den die Notwendigkeit mir zu gebieten schien. Auf eine baldige Beförderung im Justizdienst konnte ich nach meinen Erfahrungen nicht mehr rechnen, die aufreibende Thätigkeit eines Anwalts lockte mich bei meinen mancherlei Nebeninteressen nicht, und Berlin zu verlassen, erschien mir, seit Dora meine Bewerbung ausgeschlagen, als keine Verbannung mehr. Ich meldete mich, indem ich den Anerbietungen einer hervorragenden, journalistischen Stellung in der Hauptstadt abermals widerstand, für den gerade in den Zeitungen ausgeschriebenen Bürgermeister-Posten einer mittelgroßen, rheinischen Stadt.

Inzwischen war mein Drama im Druck erschienen und in einer süddeutschen Residenz, wie fast gleichzeitig noch in mehreren, außerpreußischen Theatern, ging es über die Bretter. Die Zeitungen wie die Telegramme, die ich gesandt erhielt, redeten von großen Erfolgen, ohne daß man doch den poëtischen Wert des Stückes hinter seiner Bedeutung als Zug- und Tendenz-Drama, zu dem es wider meinen Willen geworden war, zurücksetzte. Alle ehrlichen Kritiker und unabhängigen Zei-

tungen waren überdies darin einig, daß von einer Karikatur des Reichskanzlers in der Figur meines „Ministers von Hey" keine Rede sein könne, und daß ich für Diesen, einen um das Vaterland hochverdienten aber durch seinen Eigenwillen und durch seine Unzugänglichkeit jeder Belehrung gegenüber dasselbe tief schädigenden Staatsmann, der vor keinem Mittel, auch dem frivolsten nicht, zurückschreckte, wenn es die Erreichung seiner Pläne galt, nur soviele Züge dem Charakterbilde des großen Einigers von Deutschland entlehnt habe, als es das Recht des modernen, nach der Wirklichkeit schaffenden und ihr den Spiegel vorhaltenden Dramatikers sei. Überdies war die Figur meines eigentlichen Helden, des Volksmannes Georg Wilberg, der des Ministers Tochter liebt, von diesem, der sein Genie anerkennt, in's Ministerium berufen, dann aber, als er sich dem fremden Willen gegen die eigene Überzeugung an einem bestimmten Punkte nicht mehr beugen will, entlassen, verhaftet und mit allen Mitteln verfolgt wird, bis er unschädlich gemacht zu sein scheint, und der dann endlich doch über den allmächtigen, ersten Diener des Staats triumpfirt, weil die Mehrheit des nach Freiheit dürstenden Volks hinter ihm steht und der Monarch mit seinem Volke Frieden haben will, ja, der sich zuletzt als Mensch mit dem Menschen versöhnt und die Geliebte heimführt, die sich für ihn in schwerer Prüfungsstunde entschieden hat, — diese Figur war durchaus frei erfunden, wie denn auch die Handlung sich nirgend eng an wirkliche Begebnisse anlehnte oder sie gar sklavisch-getreu wiedergab. Es war unklug gewesen, die Aufführung des Stückes unter solchen Ver-

hältnissen zu verbieten und es dadurch erst gewaltsam an's volle Tageslicht zu ziehn, während es sonst vielleicht bald vergessen worden wäre. Jetzt legte man größeren Wert auf den Sieg des liberalen Prinzips in meinem Drama über das despotische Element auf Seiten des von charakterlosen Schmeichlern und Lakaienseelen umgebenen, sich unfehlbar dünkenden Ministers, als auf die etwaige künstlerische Bedeutung des Werks. Ich fand nur darin eine Befriedigung, daß die unabhängige Kritik mir zugab, ich hätte ausschlieslich dichterische Zwecke verfolgt und mein Stück könne vor dem Forum des unparteiischen Richters als solches bestehn. Mir hätte davor gegraut, als moderner Tendenzpoët und Skandaldramatiker zu glänzen, und mein schnell erworbener Ruhm dünkte mich fast wie eine Entweihung meiner dichterischen Mission, zu der ich selber mich berufen hatte.

Auch die offiziösen oder „freiwillig-gouvernementalen" Blätter, wie sie sich zu nennen pflegten, ließen sich das hochverrätherische Stück eines preußischen Gerichtsassessors nicht entgehn sondern schütteten das volle Gefäß ihres Zorns und ihrer Entrüstung über mich aus. Da ohnehin wieder eine Aera angebrochen war, in der man jeden unabhängigen Mann, der anderer Meinung zu sein wagte, als eine reaktionäre Regierung, des Verraths am Vaterlande, der Untreue gegen den Monarchen, der Reichsfeindschaft und des Republikanismus ungestraft bezichtigen durfte, in der man die ganze Meute der, auch von den Steuern der Andersdenkenden bezahlten, Preßlakaien gegen denselben Liberalismus losließ, der vor nicht gar zu langer Zeit noch als die Stütze der Regie-

rung gepriesen worden war, so durften mich die Angriffe gegen mein armes Selbst weder befremden noch aufregen. Ich wurde moralisch todtgeschlagen in den Spalten dieser Presse, die einen Schandfleck in der Kulturgeschichte des neuen Reiches bildete; aber der von den unduldsamsten Jüngern derselben betriebene Personenkultus, der seinen Höhegrad erreicht hatte, zeitigte ja weit schlimmere Früchte, als die im Grunde harmlose Verdammung eines jungen Dramatikers, der auf dem unbegreiflichen Standpunkt beharrte, seiner eigenen, ehrlichen Überzeugung auch da zu folgen, wo sie in Gegensatz zu der allein maßgebenden Politik des einen Mannes trat, der, soweit er Alle auch um Haupteslänge überragte, immer doch ein Mensch blieb und an die seinem Menschtum gesteckten Gränzen gebunden war.

Nicht nur in der „Tageskorrespondenz" sondern auch in einer neugegründeten, politisch-litterarischen Wochenschrift „Der Komet" fand ich Angriffe gegen mein Stück und gegen mich selbst. Wie es den bezahlten Preßorganen denn überhaupt eigen war, sich niemals an die Sache allein zu halten sondern in jedem Widerspruch gegen Maßnahmen und Wünsche der Regierung irgendein persönliches Motiv zu wittern und, wenn solches nicht vorhanden war, es so gut oder so schlecht, als es eben gehen wollte, zu erfinden, so zerrte man denn auch in eine abfällige Kritik über mein Drama, — zu der man volle Berechtigung hatte, — die Persönlichkeit des Verfassers hinein und überhäufte mich mit einer Flut von Schmähungen, deren jede einzelne aus dem Munde eines unabhängigen Ehrenmannes mir die Waffe hätte in die

Hand zwingen müssen. Die „Tageskorrespondenz“ berief sich auf ihre vor Jahren veröffentlichte Kritik über meinen „Masaniello“, in der sie meine zukünftige Laufbahn genau so vorhergesagt und vorgezeichnet habe, wie sie sich jetzt darstelle, und meinte, daß ich, folgerichtig weiter auf der Staffel revolutionärer Dramen emporsteigend, das nächste Mal den Fürstenmord verherrlichen und die soziale Umwälzung auf der Basis kommunistischer und anarchischer Bestrebungen predigen müsse. „Wir haben es ja prophezeit!“ schloß der Artikel.

Der „Komet“ ging noch weiter. Er bezeichnete es als etwas Unerhörtes, daß der Verfasser eines solchen „Schand-Dramas“, wie bekannt, königlich preußischer Beamter sei, daß er die Stirn habe, sich ganz offen zu nennen und daß man die unverhohlene Empörung des Untergebenen gegen den Vorgesetzten, die Insubordination und die Agitation eines „Besoldeten der Regierung“ gegen die bestehende Ordnung, seine Zugehörigkeit zu den extremsten Fortschrittlern, diesen verkappten Republikanern und halben Sozialdemokraten, in unbegreiflicher Nachsicht dulde. Der Aufsatz hetzte geradezu die Inquisition gegen mich auf, erklärte es als längst anerkannte Pflicht jedes Beamten, für die jedesmalige Regierung zu agitiren, wogegen ich es wage, mich auf der Bühne zum Anwalt ihrer schlimmsten Feinde zu machen, und forderte in unverblümten Worten die Einleitung des Disziplinarverfahrens gegen mich. Das Alles hätte mein Blut nicht in Wallung gebracht. Aber die Polemik enthielt auch den Hinweis darauf, daß ich der Sohn eines Revolutionärs sei, daß mein Vater auf den Barrikaden gefallen

und ich in den Märztagen des für Preußen schmachvollsten Jahres geboren sei; nicht aus eigener Überzeugung sondern aus falscher Pietät gegen einen ehrlosen Vaterlandsverräther halte es der letzte, entartete Sproß eines alten Geschlechts für seine Pflicht, die jetzige Ordnung der Dinge mit allen Mitteln rücksichtslos zu bekämpfen.

Diese letztere Redewendung, vor Allem die schamlose Verunglimpfung meines Vaters, der hier von einem frechen Buben, welcher selber nicht einmal zu ahnen vermochte, was Vaterlandsliebe eigentlich sei und wozu sie den freien, über das Elend seines Volkes empörten Mann treiben könne, mit Koth beworfen wurde, durfte und wollte ich nicht ungestraft lassen. Trotz des Abmahnens aller meiner Freunde, die meine Entrüstung für nur zu gerecht aber mein Vorhaben für völlig nutzlos erklärten, beschloß ich, für eine so beispiellose Perfidie Rechenschaft zu fordern.

Wo ich den Beleidiger des Todten zu suchen habe, daran zweifelte ich nicht. Zwar waren jene beiden Artikel nur mit drei Sternen unterzeichnet, aber der offene Hinweis auf die frühere Rezension des „Masaniello" in der „Tageskorrespondenz" und gewisse Stileigentümlichkeiten deuteten klar genug auf den „einflußreichen" Doktor Frank hin, der auch wol allein das Nähere über meine Familienverhältnisse wissen konnte. Ich schrieb aber, um meiner Sache gewiß zu sein, an die Chefredakteure beider Blätter, gewöhnlich nur vorgeschobene Persönlichkeiten, die gleichsam mit falscher Flagge die Kontrebande in ihren Spalten deckten, und bat um Namhaftmachung

des dreisternigen Rezensenten, der sich hoffentlich nicht weigern werde, sich mit mir über gewisse Sätze in seinen Kritiken zu verständigen. Erst, als mir eine entschieden-hochfahrende Ablehnung meines Gesuches zu Teil geworden war, machte ich mich unverzüglich auf den Weg zu Doktor Frank's Wohnung. Wenn er mit seinem Namen nicht auch seinen Charakter geändert hatte, mußte ich ihn durch Einschüchterung leicht wenigstens zum Bekenntniß seiner Autorschaft bewegen können.

In einen seidenen Schlafrock gehüllt, den rothen Fez auf dem Kopfe und rothe Lederpantoffeln an den Füßen, — so fand ich Doktor Frank in einem jener modernen, „stilvoll" eingerichteten Zimmer der Beletage eines Hauses am Thiergarten vor seinem eleganten, mit Büchern und Papieren etwas kokett-unordentlich bestreuten Schreibtisches. Der Duft feinen, türkischen Tabacks erfüllte den Raum, an dessen mit gepreßten, dunklen Ledertapeten bedeckten Wänden Gemälde im Genre der neufranzösischen Schulen hingen; auch ein Portrait des Zimmerinhabers selber, offenbar von einem der allermodernsten „Impressionisten" entworfen, befand sich darunter. Das ganze Gemach mit seinen üppigen, schwellenden Divans und seiner in gewissem Sinne lüsternen Ausschmückung erschien eher als das Boudoir einer eitlen Theaterprinzessin, denn als das eines Journalisten, der sich mit der rastlosen Feder seinen Lebensunterhalt erwerben muß. Ich fühlte mich unwillkürlich widrig davon berührt, den Sohn des ehemaligen Alttrödlers so wiederzufinden und unwillkürlich auch mußte ich an das kleine Kämmerchen neben dem Laden im Erdgeschoß unseres

Hauses zurückdenken, wo ich Salo Fränkel Tag aus Tag ein bei seinen Büchern gefunden hatte und wo ihn ein brennender Ehrgeiz, der ihn gegen alle Freuden der Jugend sonst stumpf machte, beseelte, einmal etwas in der Welt zu bedeuten. Und nun — hatte er dies Ziel erreicht? War, wenn er es erreicht hatte, sein Ehrgeiz dadurch befriedigt worden?

Doktor Frank kam mir mit gewinnender Liebenswürdigkeit, sicher und ruhig, entgegen. Er sei erfreut, seinen politischen Gegner bei sich begrüßen zu dürfen, sagte er, um ihm beweisen zu können, daß er den Menschen von dem „*ζῶον πολιτικόν*“ des Aristoteles zu unterscheiden wisse. In mir beispielsweise sehe er nur den alten Jugendgenossen und Hausnachbarn, mit dem ihn so mancherlei Erinnerungen verknüpften, denn auf politischem Gebiete, das wisse er ja im Voraus, würden wir uns doch niemals einigen können.

Ich unterbrach seinen Wortschwall mit der Versicherung, daß ich nur jener Artikel wegen komme, die mit drei Sternen unterzeichnet gewesen seien, und fragte ihn geradezu, ob er der Verfasser derselben sei.

Er wechselte die Farbe, nötigte mich auf das Kanapee und erklärte dann mit feinem, überlegenen Lächeln, das sei, wie ich ja selber wissen werde, Redaktionsgeheimniß und ich würde doch nicht etwa mit einer so feinen Haut ausgestattet sein, um jede sachliche Kritik persönlich zu nehmen.

„Wenn und soweit sie sachlich ist, nein, sicherlich nicht,“ fiel ich ihm in's Wort, „hier aber handelt es sich denn doch wol um eine persönliche Beschimpfung meinerseits wie um eine solche meines Vaters im Grabe,

für welche beide ich unzweifelhaft die staatsanwaltliche Verfolgung des anonymen Verfassers unmittelbar herbeiführen könnte. Ich ziehe es jedoch vor, Mann gegen Mann von diesem Letzteren meine Rechenschaft einzufordern. Ich will kurz sein. Ich vermute Sie als den Verfasser jener Artikel. Sind Sie es nicht, so erbitte ich Ihre Verzeihung, da mein Verdacht nur zu wohlbegründet war, sind Sie es, so haben Sie gefälligst auch den Mut, sich dazu zu bekennen. Wollen Sie das nicht, so erkläre ich Sie hierdurch für einen erbärmlichen Feigling und für einen ehrlosen Schuft. So, und nun sehe ich Ihrer Erwiderung entgegen.“

Ich war aufgestanden und stellte mich ihm mit über der Brust gekreuzten Armen drohend gegenüber.

Er war sehr bleich gemorden. „Das in meinem eigenen Hause,“ stotterte er mit blutloser Lippe und blickte, wie rathlos und nach Hülfe suchend, um sich.

„Ich denke, es wird Ihnen hier lieber sein, als auf offener Straße,“ entgegnete ich kühl, „bitte, erklären Sie sich unverzüglich!“

Er brummte etwas, wie „Revolverlitterat“ zwischen den Zähnen und schien sekundenlang nicht übel Lust zu haben, meinen Besuch auf einen Hausfriedensbruch hinauszuspielen. Dann aber besann er sich plötzlich eines Anderen, und meine Einschüchterungstheorie war offenbar richtig gewählt gewesen. Mit einem unbefangenen Lächeln im Antlitz, in das die Farbe noch immer nicht zurückkehren wollte, sagte er: „Und wenn ich jene Artikel geschrieben hätte?“

„So haben Sie meine Antwort auf diese schmähliche Beschimpfung bereits im Voraus gehört.“

„Und was nun weiter?“ fragte er mit einer Unverfrorenheit, die mich verblüffte.

„Das Weitere erwarte ich von Ihnen, mein Herr.“

„Das heißt: Sie wollen, daß ich Sie nun zum Duell herausfordere, weil ich den ‚Feigling‘ und ‚Schuft‘ oder was es sonst war, nicht auf mir sitzen lassen kann, nicht wahr? Nun, ich werde das hübsch bleiben lassen. Sie, als Jurist, kennen ja unser Reichsstrafgesetzbuch sicherlich besser, als ich; die Herausforderung zum Zweikampf ist strafbar.“

„Sie verweigern mir also die Genugthuung, die jeder Ehrenmann dem Andren schuldet, — aus Feigheit?“

Er blieb auch meinem verletzenden Hohn gegenüber völlig ungerührt; immer das nämliche Lächeln spielte um eine Lippen.

„Ich leugne mit voller Entschiedenheit, daß ich Ihnen Genugthuung schulde. Ich habe Sie nicht beleidigt.“

„Ah!“

„Hören Sie mich gütigst zu Ende. Ich habe jene Artikel geschrieben, ja, aber nicht aus eigener Initiative sondern auf höheren Auftrag. Ich schreibe Alles nur auf höheren Wink, man darf mich, — uns überhaupt, — für unsere Artikel nicht verantwortlich machen. Die verantwortlichen Redakteure sitzen auf den kurulischen Sesseln, wir sind ihre Werkzeuge, weiter nichts. Man kann uns strafrechtlich verfolgen lassen, und wir müssen unter Umständen in majorem rei publicae gloriam für

fremde Sünden ein paar Wochen in Plötzensee absitzen, aber persönlich uns den Angegriffenen gegenüber verantworten, — nein, dazu können wir uns nicht verpflichtet fühlen, wir hätten sonst vor lauter Duellen keine Zeit, unsere Weisungen mit der Feder zu erfüllen."

Er sagte das mit cynischer Selbstzufriedenheit und strich sich den kleinen Schnurrbart mit den schlanken Fingern, deren lange, weiße Nägel kunstgerecht zugespitzt waren. Ein Solitair blitzte dabei an seinem Zeigefinger auf.

Das widrige Gefühl, das mich diesem ganzen, erbärmlichen Auftreten des „einflußreichen" Mannes gegenüber ergriff und den Gedanken an die Notwendigkeit einer Genugthuung bereits in mir zu ersticken begann, wich in diesem Augenblick einer erklärlichen Neugierde und ich fiel hastig ein: „Wollen Sie mir das freundlichst etwas näher auseinandersetzen. Unsereins, der nicht eingeweiht ist, vermag solche Verhältnisse weder zu verstehn noch recht zu würdigen; vielleicht aber, daß Sie mich wirklich davon zu überzeugen vermögen, auf Ihrer Seite sei keine Schuld."

„Nichts leichter, als das," erwiderte er völlig ungezwungen, „bitte, nehmen Sie gefälligst Platz. Darf ich Ihnen eine Cigarrette offeriren? Sie sind gut — Nein? Dann erlauben Sie, daß ich mir eine anzünde. So" —

Er brannte eine schnell gedrehte Cigarrette an, ließ sich behaglich, beide Hände in den Seitentaschen seines Schlafrocks, in einen Schaukelstuhl nieder und nun, das kleine Papierrohr zwischen den weißen Zähnen, sich lang-

sam hin- und her-wiegend, fragte er: „Sie kennen doch das ‚Litterarische Büreau'?"

„Von Hörensagen, ja."

„Über seine Organisation sind Sie aber nicht aufgeklärt?"

„Nicht im Geringsten."

„So muß ich sie Ihnen mit einigen Worten bekanntmachen. Das ‚Litterarische Büreau' gehört zum Ressort des Ministeriums des Innern; sein Dezernent heißt — doch, das ist Nebensache, jedenfalls ist er einer der einflußreichsten Männer im Staat, und ich nehme eine Stellung unmittelbar unter ihm ein mit der Aussicht, der sicheren Aussicht, dereinst sein Nachfolger zu werden. Ich bemerke, daß auch er Philologe ist, nicht Jurist, und trotzdem jetzt bereits die Würde eines Geheimen Oberregierungsraths innehat. Er ist kränklich, dirigirt zwar auch von seinem Krankenlager aus noch mit staunenerregender Energie das ganze Büreau mit seinen tausend geheimen, weitverzweigten Fäden und diktirt selbst die hauptsächlichsten Artikel polemischen Inhalts, aber früher oder später muß doch eine jüngere Kraft an seine Stelle treten, die sich im Regierungs-Journalismus ihre Sporen bereits ehrlich verdient hat und auf die man unbedingt, in allen Fällen und bei allen Schwenkungen zählen kann, und diese Kraft — bin ich. Begreifen Sie jetzt, daß ich mich des Einflusses meiner Stellung sowie meiner Carrière überhaupt rühmen darf, daß ich meine hochfliegendsten Pläne aus der Jugendzeit vor mir erfüllt sehe?"

„Vollkommen," warf ich trocken ein.

Er schien an dem Ton, in dem ich meine Antwort gegeben, keinerlei Anstoß zu nehmen. „Unser Direktor," fuhr er ungezwungen fort, „verfügt nun über eine größere Anzahl der hervorragendsten Journalisten, der Mitglieder des Büreaus, die nur auf vierteljährliche Kündigung aber bei hohem Gehalt angestellt werden, um durch die ihnen drohende Gefahr der Entlassung bei der geringsten Insubordination zu absolut gefügigen Werkzeugen zu werden. Die Disziplin ist genau so musterhaft bei uns, wie im Heere. Der Andrang zu den Journalistenstellen, Registratoren- und Schreiber-Posten ist ungeheuer; für jeden Entlassenen melden sich fünfzig Andre. Die Thätigkeit des Büreaus ist nun eine doppelte, eine innere und eine äußere. Die erstere besteht in den sogenannten ‚Schneiderberichten' aus allen irgendwie bedeutenden Zeitungen für die Minister zur Orientirung sowie zum ‚Immediatbericht' für Seine Majestät, — eine sehr unschuldige und oft sehr langweilige Thätigkeit. Die zweite, äußere dagegen besteht darin, die ‚öffentliche Meinung' zu machen, und da hat sich die Intelligenz und Findigkeit unserer Regierungsjournalisten denn auszuweisen. Sie lächeln?"

„Es ist ein Lächeln ohnmächtigen Zorns. Bitte, fahren Sie fort!"

„Der Direktor erteilt für diese genannte Thätigkeit also zunächst seine Instruktionen. Die Journalisten treten pünktlich in Reih' und Glied an und nehmen sie erwartungsvoll entgegen; die politischen Raisonnements der Regierung werden ihnen wörtlich diktirt, und jeder Journalist sorgt für ihre genaueste Mitteilung an die Zei-

tungen, die ihm ‚zugewiesen' sind. Diese diktirten Leitartikel sind die sogenannten ‚Waschzettel'. Jedes Mitglied des Büreaus strebt nun naturgemäß danach, daß ihm solche Zeitungen ‚zugewiesen' werden, die ihn für seine rein mechanische Arbeit, je nach Übereinkommen, möglichst anständig honoriren, denn die Regierung selbst macht die öffentliche Meinung unentgeltlich und es giebt auch zahllose, kleinere Blätter, die ihre ‚Waschzettel' in Empfang nehmen, ohne dafür an ihre speziellen Journalisten zu zahlen. Nur die bedeutenderen Journalisten erhalten demzufolge die gut zahlenden, großen Organe ‚zugewiesen' und beziehen so eine Nebeneinnahme, die, besonders im Vergleich zu ihrer geringfügigen Thätigkeit, enorm zu nennen ist. Der Zudrang der intelligentesten Köpfe zu diesen Stellen, auf die man so oft mit Geringschätzung herabzublicken wagt, wird Ihnen danach nicht mehr unfaßbar erscheinen; es bietet sich hier eine Sinecure, wenn man's so nennen will, — wenig Arbeit, viel Bedeutung und großer Gewinn. Wie könnte man es als Federheld irgendwo besser haben? Leider kommt es bei dem Wettlauf um Erlangung jener einträglichen Posten zwischen den Kollegen oft auch zu widerwärtigen Intriguen, zu Kriecherei dem Chef gegenüber, zu Verleumdung und Hinterlist. Doch das gehört nicht hierher; das ist der ‚Kampf um's Dasein' in einer speziellen Gestalt. Was nun die nichtzahlenden Zeitungen betrifft, — denn die Namen der zahlenden brauche ich Ihnen nicht zu nennen, die ‚Tageskorrespondenz' und der ‚Komet' stehen obenan, — so sind dies eben die sogenannten ‚subventionirten Blätter', die wieder — aber ich langweile Sie mit meinem Referat" —

„Nicht im Geringsten. Ich komme im Gegenteil aus meinem maßlosen Erstaunen garnicht heraus“ —

Doktor Frank lächelte geschmeichelt und selbstzufrieden. „Noch ein paar Worte also von der Subvention,“ sagte er. „Die subventionirten Zeitungen erhalten entweder baares Geld oder die täglichen Mitteilungen und Leitartikel gratis oder, was meistens der Fall, alles Beides. Zahllose Blätter in allen Provinzen sind also absolut abhängig von der Regierung, ihre Existenz hängt ausschlieslich von ihrem unbedingten Gehorsam ab, und sie hören bei dem geringsten Verstoß gegen die Winke und Wünsche von obenher auf, zu erscheinen. Ich könnte Ihnen da merkwürdige Beispiele nennen, die Ihnen das plötzliche Eingehen allgemein für unabhängig geltender Blätter mit einem Male erklären sollten. Aber ich habe von dem obersten Vorrechte des Journalisten, von der Indiskretion, bereits einen sehr weitgehenden Gebrauch gemacht und bescheide mich. Nun aber pro domo. Ich gehöre zu den Journalisten, denen erst einige wenige ‚zahlende Zeitungen‘ zugewiesen sind, ich brauche ihrer noch mehrere und strebe nach den zahlungsfähigsten unter allen. Ich muß mich also beim ‚Chef‘ besonders beliebt machen und mir das Anrecht auf eine Belohnung erobern, die in solcher ‚Zuweisung‘ besteht. Das war diesmal leicht. Ich erhielt von obenher den Wink, Sie moralisch todtzuschlagen, Sie sachlich und persönlich bis auf's Blut anzugreifen. Sie waren unbequem geworden, ich sollte und mußte die schneidigsten Waffen rücksichtslos wider Sie gebrauchen. Ich habe das gethan und nun — wenden Sie sich an meinen ‚Chef‘, wenn Sie Genugthuung fordern!“

Mit einer anmutigen Handbewegung zugleich verneigte er sich vor mir und stand auf, um sich am Nebentisch eine neue Cigarrette zu drehn.

Ich wußte eine Zeitlang nicht, was ich sagen sollte. Nur soviel Klarheit behielt ich bei allem Ekel noch, der mich angesichts der cynischen Eröffnungen über eine so namenlose, nie von mir geahnte Korruption erfüllte, daß ich mir sagte, es sei meiner unwürdig, von diesem Manne eine Genugthuung zu fordern; meine Freunde hatten Recht gehabt. „Ich danke Ihnen für Ihre Offenheit," sagte ich kalt, indem ich mich erhob, „und da Sie mir unumwunden eingestehn, daß Sie die Besudelung meiner Ehre nur dazu gebrauchten, um sich bei Ihrem ‚Chef' beliebt zu machen und die ehrenwerten Quellen Ihrer Einnahme reichlicher fließen zu lassen, — da die Ehre in dieser Umgebung, bei diesen Verhältnissen und unter so musterhafter Organisation überhaupt ein unbekannter Faktor ist, mit dem man hier in keiner Hinsicht rechnet, so stehe ich davon ab, meine ursprüngliche Absicht, mit der ich herkam, weiter zu verfolgen. Auf den Dank, den Sie mir eigentlich schulden, da ich Ihnen eine so willkommene Gelegenheit gab, sich verdient zu machen, verzichte ich. Es bleibt mir nichts weiter, als Ihnen zum Abschied noch zu erklären, daß ich Sie bedaure, Ihre reichen Fähigkeiten im ehrlosen Dienst solcher ‚Machthaber' zu verschwenden!"

„Hoho!" rief er, das Seidenpapier über dem türkischen Taback zusammenklebend, „bedaure? Seh' ich, sieht die Umgebung, in der ich mich befinde, so bedauernswert aus? Wissen Sie auch, daß ich vielmehr Sie und

Alle Ihresgleichen, daß ich Alle, die sich in der Tretmühle des oppositionellen Journalismus, der unabhängigen Presse nutzlos aufreiben, von Herzen bedaure?"

Ich zuckte die Achseln. „Nutzlos? — Darüber mag die Zukunft entscheiden!"

„Darüber bedarf es keiner Entscheidung mehr!" fiel er mit großer Lebhaftigkeit ein. „Sie können, Sie werden nie etwas erreichen ich beklage soviel Intelligenz die ohne jeden Zweck aufgebraucht wird. Sie wollen das Volk belehren, die Dummheit heilen, das Dunkel aufklären, — das ist Alles sehr edel aber völlig unmöglich. Unsere Organisation erstickt alle Ihre Regungen, wie in der eisernen Umarmung einer Nürnberger Jungfrau. Das Volk in den paar großen Städten ist bereits aufgeklärt, soweit es sich aufklären lassen will, und in den Provinzen vermögen Sie nichts. Die Provinzialpresse ist in unserer Hand; ich könnte Ihnen da Namen nennen und Aufschlüsse geben, die Sie mit einem Schlage zu meiner Ansicht bekehren müßten, aber das würde mich meine Stelle kosten. Gerade durch die Heimlichkeit wirken wir um so sicherer. Sie würden unsere sarkastische Ruhe Ihren Angriffen gegenüber auch begreifen, wenn ich reden dürfte. Nur soviel, daß auch viele größere Provinzialzeitungen, welche die tägliche Lektüre der Bevölkerung bilden und sich ihren Lesern gegenüber, oft mit gut geheuchelter Entrüstung, das Air zu geben wissen, als seien Sie völlig unabhängig und beurteilten jede Maßnahme der Regierung nach eigenem Gutdünken, völlig, bis auf's Kleinste von unserem Centralpunkt aus geleitet, nach unseren Intentionen geschrieben werden.

Darin liegt unsere Hauptmacht, daß man die Fäden nicht sieht, an denen wir alle diese Organe regieren. Wir brauchen hier nur eine einzige Taste anzuschlagen, und überall, in Nord und Süd, Ost und West erklingt ein vielstimmiger Chor zum Lobe der Regierung und schreit ihre Gegner erbarmungslos zu Tode. Wie wollen Sie jemals dagegen aufkommen? Ja, wenn nur die allgemein als offiziös geltenden Blätter uns gefügig wären, es könnte ein Kampf zwischen ebenbürtigen Gegnern werden, den Sie mit uns führten, aber so — ich wiederhole es: ich beklage die Minorität, die verschwindende Minorität die nie siegen kann; nicht durch höhere Intelligenz, sondern ganz einfach schon durch unsere numerische Stärke bleiben wir die Sieger, es ist der althergebrachte Kampf des Großen gegen den Kleinen" —

Ich hörte ihm mit wachsendem Widerwillen zu. „Und Sie stehen immer auf der Seite der Macht?" fragte ich.

„Immer. Das gebietet die einfachste Lebensklugheit. ‚Mundus vult decipi, — ergo decipiatur!' Sie wissen, daß das schon in meiner Kindheit mein Grundsatz war, und ihm will und werde ich treu bleiben. Ich erinnere mich, Ihnen als ganz junger Student einmal gesagt zu haben, daß ich von der Dummheit der Welt leben wolle, wie es jeder Verständige müsse. Nun, jetzt thu' ich's! Mit dem bodenlosen Idealismus, mit der schönen Phrase hatt' ich, wie Sie mir bestätigen können, nie etwas zu thun. Ich sah und sehe die Welt, wie sie ist, ohne Vergrößerungsglas, ohne rosiges Prisma, und darin, wie ich sie finde, füge ich mich, ob ich sie

nun lieber anders und besser haben möchte, oder nicht. Darauf kommt nichts an. Ich will leben, zufrieden, behaglich, in angesehener Stellung leben, will mein mephistophelisches Wohlgefallen daran haben, wie die dumme Menschheit sich düpiren läßt, will die Welt verachten können, wie sie's verdient, ohne mich dabei ihrer Genüsse zu entschlagen, will die Entbehrungen meiner Jugend vollauf nachholen, mich klüger dünken, als die ganze misera plebs um mich her und schließlich zu Orden, Titeln und Würden gelangen, — Alles, weil die Welt betrogen werden will und muß: das ist mein ganzes Credo, meine Lebensphilosophie. In Ihr hochideales Wolkenkuckucksheim paßt freilich solch' ein solider Erdenbürger nicht hinein, aber ich liebe es nun einmal, den ganz realen Boden unter den Füßen zu haben, selbst wenn er in Staub oder in Koth besteht" —

„Sie billigen also, wenn ich Sie recht verstehe, das Verfahren der Regierung innerlich nicht, obgleich Sie sich mit Leib und Seele daran beteiligen?" fiel ich kalt ein.

Er zuckte die Achseln. „Die Regierung muß doch mindestens das gleiche Recht haben, wie jede politische Partei, ihre Anschauungen durch die Presse nachdrücklichst vertreten zu lassen" —

„Durch eine Presse, die sich offen als die der Regierung bekennt, ja, unbedingt. Bekanntlich leugnen aber selbst die offiziösen Blätter schon beharrlich, daß sie im Solde der Regierung stehen. In der Heimlichkeit des amtlichen Gepräges, in der Versteckung des Ursprungs all' jener von der Regierung diktirten Artikel,

in der schmählichen Täuschung, die darin besteht, daß solche Auslassungen als freie Meinungsäußerungen dem gutmütig-leichtgläubigen Volke untergeschoben werden, beruht das Verdammenswerte, das Demoralisirende in der Handlungsweise der Regierung. Ihre Ansichten, die sie ebenso frei äußern dürfte, wie jeder Privatmann, als öffentliche Meinung unterzuschieben, die deutsche Presse ganz im Geheimen zu leiten, die Blätter, die völlig in ihrer Hand sind, als unabhängige Organe gelten und fortbestehen zu lassen, das ist's, was in unseren Augen als frivol erscheint, was wir mit allem Nachdruck als bewußtes Lügenspiel bekämpfen, ganz abgesehen von dem gewissenlosen Hetzen und Verleumden dieser Blätter gegen Andersdenkende und von der Verrohung des Tons, den man gegen Alle anzuschlagen wagt, die sich inmitten dieser ungeheuren Korruption noch ihre eigene Meinung bewahrt haben, die von der der alleinseligmachenden Regierung abweicht — Aber nichts mehr davon; einander bekehren werden wir uns ja doch nicht. Nur eine Frage gestatten Sie mir noch an Sie persönlich: haben Sie nun das hochfliegende Ziel, das Sie sich als Knabe und Jüngling steckten und das Sie in keinem einzigen unter allen Berufen, für die Ihre glänzenden Geistesgaben Sie befähigten, finden zu können meinten, — haben Sie das nun endlich wirklich hier gefunden? Ist Ihre Sehnsucht nach Macht und Ansehn, danach, etwas in der Welt zu gelten, etwas für sie zu bedeuten und einen gewissen Einfluß auf sie auszuüben, gestillt, nun Sie ein angesehenes Mitglied des Berliner Preßbüreaus geworden sind und Aussicht haben, dereinst mit dem

Titel eines Geheimen Raths und mehreren Orden sogar sein Chef zu werden? Stehen Sie hier am Ende Ihrer Wünsche?"

Doktor Frank glättete mit den langen, weißen Fingernägeln seinen schwarzen Schnurrbart. „Ja," sagte er dann nach einer Pause, „da ich in keinem anderen Schaffen, das mir nicht die sichere Aussicht des Erfolges böte, Befriedigung finden könnte, so bin ich hier am Ziel. Meine ‚Waschzettel' füllen alle Zeitungen, das Volk liest sie und glaubt an sie, ich bin überall gefürchtet, ich stehe in unmittelbarstem Connex mit den tonangebenden Meistern der Staatskunst, wirke mitten im Getriebe der Politik, vor der heute eine Welt zittert, und, — ich wiederhole das, — lebe von der Dummheit der Menschen. Schon das ist Befriedigung. Mich in ihrem Dienst aufzureiben, um sie klüger zu machen, bis ich endlich einsähe, daß das unmöglich ist, wäre in meinen Augen Wahnsinn. Hier weiß man einen intelligenten Kopf auch zu schätzen, mein lieber Herr Assessor, nicht nur drüben bei Ihnen. Es thut wohler, von Ministern anerkannt zu werden, als von der misera plebs contribuens, an die Sie sich wenden, wenn Sie Ihre geharnischten Artikel schreiben oder Ihre schwungvollen Dramen aufführen lassen. Strohfeuer der Begeisterung; — es nützt Ihnen doch Alles nichts, Sie kämpfen vergebens. Wo die Macht ist, da ist das Recht, lassen Sie sich warnen!"

„Bis der Volkswille sich einmal endlich Geltung verschafft und die Regierung aus dem Volke hervorgeht, statt, wie bis jetzt, in feindlichen Gegensatz zu demselben zu treten, als ob sie und das Volk sich bis auf's Messer bekämpfen müßten!"

„Utopien!“ rief er und pfiff leise zwischen den Zähnen vor sich hin. Dann sagte er lächelnd: „Wissen Sie noch, wie ich Ihnen als Gymnasiast oder Student prophezeite, Sie würden einmal das Muster eines preußischen Staatsbürgers werden, ein steuerzahlender Beamter, der in seiner loyalen Bravheit nur die regierungsfreundliche Huldigungspresse in die Hand nimmt? Welch' bitterer Täuschung ich mich da hingegeben hatte! Jetzt muß ich auf höheren Wink über Sie als Reichsfeind und Antimonarchisten öffentlich herfallen. O quae mutatio rerum! Ich hatte da einen schlechten Seherblick; in anderen Dingen hat er sich weit besser bewährt und nicht nur in politicis. Denken Sie beispielsweise an den Lieutenant von Schöll, an die Baronin Alexandra, die Sie für sich zu kaptiviren suchte, bis dann der rothe Lockvogel doch daran glauben mußte; — ich sah das Alles gleichsam instinktiv vorher“ —

Nun Doktor Frank Anstalten traf, von unserem ursprünglichen Thema abzugehen, das mich auf's Höchste gefesselt und aufgeregt hatte, verabschiedete ich mich. Mich mit ihm, den ich nach den zwischen Ehrenmännern geltenden Anschauungen tödtlich beleidigt hatte, ohne daß er die gebührende Rechenschaft dafür forderte oder mir die meine anders, als durch Worte, gewährte, über intime Verhältnisse im Plauderton zu unterhalten, wie wenn nichts zwischen uns vorgefallen wäre, widerstrebte mir. Wenn ich ihn vorher nicht verachtet hatte, jetzt verachtete ich ihn, und er selber hatte mir das Recht dazu gegeben. Ich griff nach meinem Hut. Schon an der Thür, wandte ich mich noch einmal um und fragte, einem plötzlich

auftauchenden Gedanken nachgehend: „Ihr Vater ist auch in Berlin?“

Er krauste die Stirn, und ein hochfahrendes Lächeln irrte um seinen Mund. „Ich habe keinen Vater mehr,“ sagte er eisigen Tones, „seit er unter die Geldmacher gegangen ist und sein Gewissen verkauft hat, habe ich mit seinem Namen auch die Erinnerung an ihn verloren.“

Seine Worte bannten mich sekundenlang an die gleiche Stelle. Ich mußte daran denken, wie der jüdische Alttrödler, den das Schicksal so schwer getroffen hatte, ohne daß er sich ihm doch gebeugt, für diesen Sohn, seinen Liebling, gesorgt und sich gemüht hatte vom Morgen bis zum Abend, damit er nur einmal groß, berühmt und geehrt werde, ein Glücklicher, wie sein Vater es nicht hatte werden können. Und nun? Es wallte so heiß in mir auf, daß ich die Worte nicht mehr über meine Lippen zurückdrängen konnte sondern sie unwillkürlich laut hinausrief: „Und Sie glauben, auf ihn herabsehen zu dürfen, weil er sein Gewissen verkauft hat, Sie, der Sie das Edelste und Heiligste verkauft haben, das die Brust eines Mannes birgt: Ihre Ueberzeugung, Ihre Mannesehre? Sie, der Sie sich um schnöden Lohn, wie ein Sklave, verdingt haben, um nicht Ihren Körper sondern Höheres, Ihren Geist in Fesseln schlagen zu lassen, Sie Lakai eines Mächtigeren, der Sie als sein Werkzeug gebraucht aber dabei innerlich gerade so verachtet, wie ich Sie verachte? Sie sind tausendfach erbärmlicher, unwürdiger, ehrloser, als er, — schlagen Sie an Ihre eigene Brust, wenn Sie der Sünden Ihres Vaters gedenken!“

Die furchtbar in mir gährende Erregung hatte mich viel weiter fortgerissen, als es mir lieb war. Er hatte sich blitzenden Auges jetzt plötzlich erhoben und trat dicht vor mich hin. Ich erwartete seine Herausforderung, die ich anzunehmen entschlossen war. Aber er zischte nur: „Hüten Sie sich! Sie kennen meinen ganzen Einfluß auf den Minister noch nicht; Ihre Bewerbung um ein städtisches Amt, so lieb uns Ihre Entfernung aus der Hauptstadt auch wäre, bedarf der ministeriellen Bestätigung, auch wenn man Sie einstimmig wählte! Vergessen Sie das nicht!“

Ich hatte auf diese Drohung keine Antwort mehr, ich war schon viel zu lange hier gewesen; ohne weiteren Gruß schritt ich hinaus.

In mir wogte noch Alles, als ich die Straße hinabeilte. Giebt es in unserer Zeit für Köpfe, wie diesen, wirklich keinen anderen Wirkungskreis, als den, in dem er sein Glück zu finden meint? mußte ich denken, wie ideallos wie überreif, wie greisenhaft verbildet ist sie dann geworden! Und ihr sollte kein Retter auferstehn, nun, da die größten Männer unserer Tage zu schnödem Götzendienst abgefallen sind! Der Retter muß kommen, wird kommen, klang es dann wieder in mir, er wird der Goethe unserer Politik werden, den das Morgenroth der vergangenen, großen Jahre vorausverkündet hat, und ich, ich will ihm dienen, wenn er kommt, mit jedem Blutstropfen, mit jeder Fiber meines Innern —

Wie ich so davonhastete in meiner Erregung, überhörte ich es, daß Jemand dicht hinter mir herging, bis es mir endlich zum Bewußtsein kam und ich mich nun

rasch umdrehte. Es war der „arme Heinrich", vor dem ich stand. Er sah verstört aus. „Schlimme Nachrichten!" sagte er, ohne mich zu begrüßen, den Blick halb zur Seite gekehrt. Offenbar hatte er den Mut nicht gehabt, mich anzureden, und war so immer hinter mir drein getrottet.

Ich blieb stehen. „Was ist denn geschehn?" fragte ich erschrocken, während sich hundert furchtbare Möglichkeiten in meiner Fantasie kreuzten, „Dora? der Geheimrath?"

Heinrich schüttelte den Kopf. „Ahnst Du dort das Gewitter auch schon, vor dem ich bange?" erwiderte er, „nein, diesmal kommt die schlimmste Kunde von außerhalb, von der Baronin" —

„Ah!"

„Der Rittmeister von Reitzenstein scheint seine Huldigungen der Baronin gegenüber etwas weit ausgedehnt und, — was bei dem lethargischen Zustande Lossow's erklärlich, — sich keine sonderliche Mühe mehr gegeben zu haben, das wechselseitige Einverständniß geheimzuhalten. Der Baron, wahrscheinlich von einem eifersüchtigen, italienischen Nebenbuhler Reitzenstein's aufgestachelt, hat die Beiden eines Abends in flagranti ertappt und mit einem plötzlichen, psychologisch merkwürdigen Aufglühen des letzten Funkens von Energie in ihm den Ehebrecher zum Zweikampf herausgefordert. Derselbe hat trotz Alexandra's inständiger Bitten und trotz Reitzenstein's Vorschlag, den Konflikt durch eine Scheidung zu lösen, da er bereit sei, Alexandra zu seinem Weibe zu machen, noch in der nämlichen Nacht stattgefunden, —

Lossow muß in halber Raserei gewesen sein. Ob die Regeln des Duells wirklich eingehalten sind, weiß Keiner. Aber es ist auch Keiner mehr gerichtlich verantwortlich zu machen; — Reitzenstein ist mitten durch die Brust geschossen worden und sofort todt geblieben, Baron Ruprecht ist verwundet und die infolge der furchtbaren Erregung nun als Reaktion bei ihm eingetretene, absolute Entkräftung dürfte, trotzdem die Wunde an sich nicht letal ist, den Tod in Kürze herbeiführen; vielleicht ist er in diesem Augenblick schon eingetreten und er wäre nach Allem ja nur als eine Erlösung zu begrüßen. Nun aber das Schlimmste" —

„Noch Schlimmeres nach dieser Botschaft?" fiel ich entsetzt ein, während ein Frösteln meinen Körper durchflog.

„Nach meinen Begriffen in diesem Falle, ja. Ein Unglück kommt ja selten allein. Baron Ruprecht's Generalbevollmächtigter hat über das in lauter faulen Gründungen angelegte Vermögen, — der Baron gilt als Industrieller vor dem Gesetz, — den Konkurs anmelden müssen. Der alte Baron Lossow ist seit ein paar Jahren todt und hat so gut wie nichts hinterlassen, weil ihm seine Söhne Alles durchgebracht haben; von ihnen, einem verschuldeten Rittergutsbesitzer und ein paar verbummelten Lieutenants ist für Baron Ruprecht's Wittwe garnichts zu erwarten, und Alexandra bleibt, wie mir der Bevollmächtigte soeben mitteilt, eventuell geradezu als Bettlerin zurück. Da Du die Baronin kennst, wirst Du mir wol beistimmen, wenn ich diese Nachricht für die noch schlimmere erkläre. Baron Ruprecht hatte

im besten Falle noch ein paar jammervolle Jahre vor sich, um die ihn kein Krüppel beneidet hätte, und bei Reitzenstein hat die Kugel einem ehrlosen Leben ein verdientes Ende bereitet. Früher oder später hätte er sie sich doch wol selber vor den Kopf schießen müssen. Aber Baronin Alexandra, die als Bettlerin zurückbleibt, — das eröffnet eine traurige Perspektive für die Zukunft!"

Er sah mich bedeutungsvoll bei seinen letzten Worten an. Dann, als ich, auf's Höchste betroffen und verwirrt, schwieg, ergriff er meinen Arm und zog mich langsam mit sich weiter die Straße hinunter.

„Der Geheimrath ist ja reich," sagte ich endlich, als wir so nebeneinander hinwanderten, „Alexandra wird zu ihm zurückkehren, — früher oder später wird sie dann eine neue Verbindung eingehen, — sie ist ja noch immer schön — Wo hat sich denn dies Alles ereignet? In Italien?"

„Ja, in Neapel, wo sie den früheren Absichten entgegen nun auch diesen Winter noch zubringen wollten. Alexandra lebte dort sehr — ungestört, wie es scheint, und mochte sich nicht trennen. Übrigens mahnen mich Deine Erwiderungen und Fragen erst daran, wie lange Du das Haus des Geheimraths schon wieder einmal nicht mehr betreten hast. Du bist launisch geworden, Spund, aber das kommt von der eingehenden Beschäftigung mit der Politik, die den Charakter verdirbt, Du würdest sonst wissen, daß es mit den Vermögensverhältnissen des Geheimraths traurig aussieht. Und wen kann das Wunder nehmen? Einmal mußte der Krach ja auch hier kommen, so gut der alte Jurist,

der überall nur als Strohmann bei den Gründungen gedient hat, sich auf lange Zeit zu salviren wußte. So lebt und verschwendet man doch nicht ungestraft bis in alle Ewigkeit auf Kosten Anderer, besonders nicht, wenn man von einem hoffnungsvollen Sohn so nachdrücklich unterstützt wird. Die Katastrophe steht auch dort vor der Thür. Wenn ich es nicht instinktiv ahnte, der alte Herr plauderte es mir selber mit jedem Worte aus — Sag' einmal, hast Du nichts Besonderes, keine auffallende Veränderung an ihm bemerkt, als Du ihn zum letzten Male sahst oder fandest Du ihn damals noch ganz, wie sonst?"

Ich dachte einen Augenblick nach, ehe ich erwiderte: „Ich erinnere mich, daß es mir in seiner Nähe unbehaglich, um nicht zu sagen unheimlich, wurde, ja. In allen seinen Worten sprach sich eine gewisse Angst und Sorge aus, als ob er sich verfolgt und angefeindet wähnte und mächtigen Schutz dagegen suchen müßte. Ich erklärte mir auch so seine sonst unbegreifliche Hinneigung zu jenem Doktor Frank alias Fränkel, dem er einen bedeutenden Einfluß zuschrieb und den er sich deshalb für den Notfall verpflichten wollte" —

Heinrich nickte mehrmals nachdenklich vor sich hin. „Ganz recht, ganz recht," murmelte er, „es sind die Vorboten. Seitdem hat sich's gesteigert, sodaß — doch Du wirst ja selber sehn, wenn Du kommst. Hier sind wir in der Nähe Deiner Wohnung. Für jetzt nehm' ich hier Abschied von Dir, Spund, ich will gleich wieder zu Geheimraths hinüber, um zu hören, ob neuere De-

peschen eingelaufen sind. Der Boden brennt mir etwas unter den Füßen, — leb' wohl!" —

Als ich am nächsten Tage selber bei Geheimraths vorsprach, empfing mich nur die Geheimräthin in tiefer Trauer. Die Nachricht vom Tode des Barons Ruprecht war am Abend zuvor gekommen. Ich fragte nach Alexandra und erhielt nur ein Achselzucken zur Antwort. Dora weilte bei ihrem Vater, wie ich dann weiter hörte, der durch die erschütternde Botschaft selber leidend geworden sei und keinen Augenblick ohne die Tochter sein wolle.

So oft ich noch später zu Geheimraths kam, erhielt ich die gleiche Erwiderung, die auch Heinrich mit immer vergrämterem Ausdruck im Gesicht mir bestätigte. Der Geheimrath schien ernstlich krank. Gesellige Vereinigungen gab es naturgemäß im Hause nicht mehr, und so blieb ich ihm, da ich Dora nicht sehen konnte, wiederum fern.

Inzwischen ging mir die Nachricht zu, daß ich mit Stimmenmehrheit zu der Bürgermeisterstelle, um die ich mich beworben hatte, von der Stadtverordneten-Versammlung gewählt sei. Ich traf alle Vorbereitungen für meinen Abschied aus Berlin, für meine Übersiedelung wie für die Übernahme des pflichtenreichen, verantwortlichen Amts, das meiner wartete und in dessen weitgedehntem Wirkungskreise ich Befriedigung zu finden und Befriedigendes zu schaffen hoffen durfte. In begränztem Bezirk, aber in voller Unabhängigkeit, rastlos das Beste zu wollen und zu versuchen, erschien mir ein freundlich winkendes Loos. Da kam mitten in meine freudige Erregung hinein die zweite Kunde, daß die Regierung

sich geweigert habe, meine Wahl zu bestätigen und daß man deshalb zu einer anderweitigen schreiten müsse.

Ich hätte darauf gefaßt sein sollen, wenn ich der Angriffe in den Soldblättern der Regierung gegen mich gedachte. Der entschieden liberale Journalist, der Verfasser von Dramen, deren Aufführung man verbieten mußte, weil der Staat sonst gefährdet zu sein schien, konnte in der jetzigen Ära kein so einflußreiches und selbständiges Amt mehr bekleiden; vor fünf Jahren wäre das noch möglich gewesen. Unter diesen Umständen blieb mir nichts, als meine Entlassung aus dem Justizdienst zu fordern.

„Ich habe zu dem Leiter unserer Staatsgeschicke aufgeblickt, wie zu dem Messias, dessen unser zerrissenes Vaterland bedurfte," schrieb ich in jenen Tagen an Gottwalt Eichler, der indeß längst sein junges Weib in das römische Künstlerheim eingeführt hatte, „und was er gethan, das steht mit ehernen Buchstaben in die Geschichte aller Zeiten eingegraben. Aber es ist schmerzlich für uns, die wir uns mit einem blinden Personenkultus nicht über die nackte Wirklichkeit fortzutäuschen vermögen, zu sehn, daß auch dem Größten sein Menschenmaß gesteckt ist, über das er nicht hinauskann. Die Besten unserer Nation müssen heut, wenn sie ihren Überzeugungen treu bleiben wollen, gegen den aufstehn, ohne den wir heute wahrscheinlich noch ein zerstückeltes, sich gegen seine Einheit auflehnendes Volk wären. Der Kampf zwischen der Pflicht der Dankbarkeit und der Pflicht gegen das Heiligste in uns selbst, unsere Überzeugung, ist schwer und schmerzlich. Aber die erstere kann nicht so weit

reichen, uns untreu gegen uns selber zu machen; vielmehr fordert sie gebieterisch von uns, daß wir dem großen Manne, den wir in verhängnißvolle Irrtümer verwickelt sehen, — und der Anhang der Dunkelmänner, den er bei seinen Maßnahmen plötzlich gefunden, bestätigt uns das besser noch, als unsere eigene Anschauung, — rücksichtslos und entschieden in den Weg treten. Höher noch als die Verehrung für ihn steht uns die Liebe für das Volkswohl, dem er und seine Leute plötzlich ausschließlich dienen zu können meinen. Seine Freunde zeugen wider ihn und wider die Lauterkeit seiner Bestrebungen. Noch vor fünf Jahren hat das ganze, große, freisinnige Bürgertum, aus dessen Mitte von jeher alles Heil für unseren Staat gekommen, ihm zugejauchzt, heute klatschen ihm Junker und Römlinge Beifall; nicht die Konservativen sondern die Reaktionäre sehen ihren Heiland in ihm. Konservativ sein heißt jetzt die Aufgabe der Liberalen, denn die Errungenschaften langer Jahre werden schwer zu erhalten sein, geschweige denn daß man hoffen dürfte, sie zu erweitern und auszubauen. Jeder gesunde Fortschritt ist auf lange Zeit hinaus gelähmt, Rom triumpfirt und die Junker führen das Regiment wieder — Erinnerst Du Dich des Tages im Bivouak vor Paris? Ich sprach davon, angesichts der furchtbaren Opfer des Krieges, ob der Erfolg ihrer auch würdig sein werde? Du tadeltest meinen Zweifel und die Zukunft gab Dir Recht. Der Erfolg war alle diese Opfer wert. Auch heute, obgleich uns neue Zweifel beschleichen möchten, dürfen und müssen wir daran festhalten. Über dem Volke hat man auch nach diesem

großen Kriege, dessen Erfolge man seiner Opferwilligkeit verdankte, nicht gegeben, was des Volkes ist und worauf es einen heiligen Anspruch hatte. Nicht, wie zu den Tagen unserer Großväter, ist gleich nach dem Sieg und dem Frieden die Reaktion eingetreten, nein, wir haben uns lange noch in goldene, hoffnungsvolle Träume einwiegen dürfen. Aber nun ist sie da, und doppelt schmerzlich wirkt die Enttäuschung. Wie lange wird sie bleiben? fragen wir heute unmutsvoll. An uns Allen ist es, diese Frage bald zum Ende zu bringen; Jeder muß dafür wirken und schaffen, wo und wie er kann. Auch ich will es, unverzagt, zukunftsfreudig. Laß mich versuchen, mit der Feder in der Hand meinen Göttern zu dienen; nie war die Zeit ernster, nie galt es mehr, sich eng um das Banner unserer Ideale, unserer Freiheit zu schaaren! — Überall im Lande wühlt die Reaktion und fördert ihre schlimmsten Ausgeburten zu Tage. Jeder Unabhängige gilt als Feind des Staates, die schwankende Regierungspolitik als alleinseligmachend und die Beamten, die noch vor Jahren liberal wählen mußten, um regierungsfreundlich zu wählen, stachelt man jetzt, ihre Stimmen den landräthlichen Strebern zu geben; die verwerflichste Wahlpolitik findet begeisterte Vertheidiger in der unmittelbar durch die Regierung inspirirten Presse. Unter solchen Zuständen ist es vielleicht gut, früher oder später einmal für eine Weile außer Landes zu gehn, sich draußen den Blick für die Dinge der Wirklichkeit zu schärfen, der mitten im lärmenden Parteiengewühl oft getrübt wird, zu neuem Kampf Kräfte zu sammeln und die Seele am Unvergänglichen aufzu-

richten. Wer weiß, wie bald du mich in Rom sehn wirst!“ —

Nach erlangtem Abschied nahm ich die mir früher angebotene Stellung in der Redaktion der „Morgenpost“ an. Ich war Journalist geworden, — Einer, der seinen „Beruf verfehlt hat.“

XIV.

Schon zweimal war mir gemeldet worden, daß mich ein Herr dringend zu sprechen gewünscht habe, während ich auf der Redaktion war; seinen Namen hatte er nicht hinterlassen, war aber längere Zeit ungeduldig im Zimmer auf- und nieder-gegangen, um mich zu erwarten. Endlich, am dritten Tage, fand ich ihn vor. Er saß in einem Fauteuil und bearbeitete den Teppich meines Zimmers mit den kleinen Rädern seiner Sporen; es war der Lieutenant Kraft von Schöll.

Da er als Bote seines Vaters oder Dora's kommen konnte, verlieh ich meiner unangenehmen Überraschung keine Worte sondern bemühte mich, ihm mit so kühler Freundlichkeit entgegenzutreten, wie wir sie Beide bei unserem, in der letzten Zeit immer selteneren, Zusammentreffen gegeneinander zur Schau getragen hatten. Er ließ mich jedoch über den Zweck seines Besuches keine zwei Minuten im Unklaren sondern bat mich ohne Umschweife, in den beweglichsten Worten, ich möge ihm Geld borgen, soviel Geld, als ich irgend entbehren könne. Es handle sich für ihn um Sein und Nichtsein. Er sei, wie ich mir denken könne, schon überall sonst gewesen, ehe er in seiner höchsten Not zu mir komme, was ihm wahrlich nicht leicht geworden sei, er sei von Pontius zu Pilatus umsonst gelaufen, habe nirgends mehr Kredit,

auch wenn er goldene Berge verspreche, und wisse sich in seiner Verzweifelung weiter keinen Rath, als den, sein Schicksal in meine Hände zu legen. Einem Verzweifelten gegenüber würde ich ja wol die alte Feindschaft zwischen uns begraben sein lassen, andernfalls bleibe ihm nichts, als eine Kugel, und die hätte er sich schon lange vor den Kopf geschossen, wenn er es nur seinen alten Ältern anthun dürfte. Aber um derentwillen flehe er mich an, ihm zu helfen.

Verstört genug sah er dabei aus, um an die Dringlichkeit seiner Bitte glauben zu machen. Auf den bleichen Wangen seines verlebten Gesichts brannten dunkle Flecken, und seine trüben, verglasten Augen glühten fieberhaft; der einst so hübsche, stattliche Offizier bot, wenn man ihn näher betrachtete, einen jammervollen, bemitleidenswerten Anblick dar. Was war in den wenigen Jahren, mitten in der Blüte seiner Jugend, durch die Maßlosigkeit seines Leichtsinns aus ihm geworden! Selbst seine Uniform schien ihm nur noch um den hageren Leib zu schlottern, und es kostete ihm sichtliche Mühe, seine Haltung eine Zeitlang zu bewahren. Sobald er zu sprechen aufgehört hatte, sank er völlig kraftlos in den Lehnsessel zurück.

Ich konnte eine Regung des Mitleids nicht unterdrücken, wenn ich das Einst und Jetzt vor meiner Fantasie nebeneinanderstellte. Aber auch dessen, was ich durch die bis zum Verbrechen gesteigerte Charakterlosigkeit dieses Mannes schon gelitten, mußte ich gedenken, an unser Rencontre in dem kleinen Dorfe bei Dijon, an die junge Französin, die er entehrt und die er dann,

unter Verletzung seines Ehrenworts, verlassen und betrogen, an Esther Fränkel, die durch ihn auf den Pfad des Lasters geführt und ihrem besseren Selbst untreu gemacht worden war, um jetzt vielleicht, wer weiß wo? in Elend und Schande zu verkümmern, — an so Vieles, Vieles mußt' ich denken, was selbst gegenüber der verkörperten Verkommenheit da vor mir mein Herz verhärtete und das Wort der Hülfe und des Trostes auf meinen Lippen erstarren ließ. „Weshalb hilft Ihnen Ihr Vater nicht?" fragte ich kalt.

„Weil er vis à vis du rien steht, wie ich selbst," klang es mit einem hohlen Auflachen zurück, „wie wir Alle, — Alexandra auch, — wie gewonnen, so zerronnen, — übrigens: mein Vater!"

„Sie haben Ehrenschulden, die Sie tilgen müssen, um nicht kassirt zu werden?" fragte ich weiter, während er mit der Hand auf seiner Stirn herumfingerte und mir damit Zeichen machte.

Er schien sich einen Augenblick zu besinnen. Dann sagte er kurz: „Ja, — ich würde infam kassirt werden!"

„Sie sagen, daß Sie vis à vis du rien stehn; wie und wann wollen Sie mir das Geld wiedergeben, falls ich es Ihnen zur Verfügung stellen könnte?"

Er stand auf und stampfte mit dem Sporenstiefel auf den Boden. „Wie und wann ich kann," rief er, steckte die Hände in die Taschen seiner Reithosen und schritt über den Teppich hin und wider, „Sie können 20 Prozent fordern, — auch mehr, — mir ist das Alles gleich; — nur geben Sie, geben Sie!"

„Doktor Pätzold borgte vor einiger Zeit drei-

tausend Mark von mir für Sie. Bis heute erhielt ich nichts davon zurück; es könnte mir trotz Ihres groß-mütigen Anerbietens, mit dem sie mir die Erlaubniß zum Wuchern geben, auch in Betreff des Geldes, das Sie heute von mir verlangen, so gehen. Ich stehe seit gestern in Unterhandlung wegen des Ankaufs einer großen, liberalen Zeitung, die einzugehen droht und es unter neuer Organisation, mit neuen Mitteln ausgestattet, zu einem großen Erfolge bringen könnte. Ich brauche mein Geld also und würde es nur aus Rücksicht auf Ihre Familie anderweit vergeben und zwar dann, wenn mir über Zeit und Art der Rückzahlung genügende Garantien geboten werden. Sie sehen das ein, — ich bin kein Millionär —"

Ich sagte das so ruhigen und festen Tons, wie ich's vermochte, während sein Auge mir haßerfüllt entgegensprühte und seine Zähne hörbar aufeinander knirschten. Wieder stampfte sein Sporenstiefel den Boden, während er heiser schrie: „Genügt Ihnen mein Ehrenwort nicht, Herr?"

„Nein," versetzte ich kalt, „seit ich weiß, daß Sie es brechen, daß Sie es umgehen, nicht mehr. Auch die Schulden, die Sie heute bezahlen wollen, wurden ja auf Ehrenwort kontrahirt und doch sind Sie zahlungsunfähig. Geben Sie mir eine solidere Basis an, als Ihr Wort, und ich will Ihnen helfen. Anders kann ich nicht —"

„Sie sind also unter die Schacherer und Krämer gegangen!" schrie er, immer mehr in Wut gerathend, sodaß ihm der Schaum schon über die Lippen trat, „solidere Basis! Wissen Sie auch, daß das eine

Beschimpfung ist, Herr? Daß Sie meinen Stand, den Rock des Königs in mir beschimpfen? Wenn Sie satisfaktionsfähig wären" —

„Ich bin Reservelieutenant, wie Sie wissen. Lassen Sie das Ehrengericht entscheiden, wenn Sie sich beschimpft fühlen. Ich stehe zu Ihrer Verfügung" —

„Pah! Das erkenne ich nicht an. Ich will mich auch garnicht mit Ihnen duelliren, ich will Geld von Ihnen haben, das ist Alles. Wissen Sie auch, daß Sie moralisch verpflichtet sind, mir Geld zu geben, daß ich Sie moralisch dazu zwingen kann?"

Er stellte sich dicht vor mich hin und lächelte mich höhnisch-triumpfirend an. „Ich verstehe Sie nicht," sagte ich kalt.

„So will ich deutlich sein," schrie er, „sehr deutlich, deutlicher, als Ihnen lieb sein wird. Denken Sie, ich kenne Ihre Schliche nicht, ich wüßte nicht, wie es zwischen Alexandra und Ihnen gestanden hat? Nun? Denken Sie, daß es nicht gut sein würde, mein Schweigen mit Geld zu erkaufen? He? Ich lasse mit mir handeln. Es wäre doch peinlich, wenn das Alles an die große Glocke gehängt würde, nicht? Sie müssen doch Alexandra auch so eine Art Abfindungssumme zahlen, die zahlt ja jeder anständige Mensch einem sitzengelassenen Frauenzimmer, das Einem nichts mehr zu schenken übrig hat. Nun, ich bin ihr Bevollmächtigter und nehm' es in Empfang" —

Aus seinen Worten wie aus seinen Mienen grinste mich eine so bodenlose Gemeinheit an, daß ich vor diesem Sumpf von niedriger, verlumpter Gesinnung meinen

Ekel nicht länger zurückdämmen konnte. Mühsam hielt ich noch an mich, während ich sagte: „Ich denke, wir sind nun zu Ende, Herr Lieutenant. Haben Sie die Freundlichkeit, mich jetzt zu verlassen; es würde zu nichts Weiterem führen, wenn Sie noch blieben.“

Anfangs schien er über diese Wirkung seiner Worte überrascht und verdutzt. Dann schlug er eine laute Hohnlache auf. „Was soll das heißen?“ schrie er, „mißverstehen wir uns so? Sie weisen mir die Thür? Und wenn ich nun spornstreichs von hier zum Doktor Frank herüberlaufe und der es morgen in alle Zeitungen bringt, daß der weggejagte Assessor, der ideale Poët und sittenstrenge Demokrat eine Frau aus den höchsten Ständen ver—“

Ich ließ ihn das Wort nicht aussprechen; meine erhobene Hand fiel schwer auf seine Wange nieder. „Bube!“ rief ich und zitterte vor überkochendem Zorn am ganzen Körper.

Er heulte vor wahnsinniger Wut auf, wie ein geschlagener Hund. Im nächsten Augenblick schien es, daß er über mich herfallen werde und ich machte mich auf den widerlichen Ringkampf, der nun unvermeidlich geworden war, schon gefaßt. Dann aber besann er sich offenbar auf den eigentlichen Zweck seines Kommens und fragte plötzlich, als ob nichts Besonderes vorgefallen sei: „Wollen Sie mir das Geld nun geben?“

„Ich lehnte es schon ab,“ entgegnete ich und wandte mich vor Ekel von ihm fort, „Ihre Drohungen erreichen nichts. Zu Ihrer persönlichen Genugthuung werden Sie

mich bereit finden, wenn das Ehrengericht zustimmt. Wir sind zu Ende, ich wiederhole es.“

Er knirschte mit den Zähnen. „Ich hätte mir's denken können,“ stieß er hervor und schnallte seinen Schleppsäbel fester, „Sie waren von jeher so ein erbärmlicher, knauseriger Lump, — eher bissen Sie sich wol den kleinen Finger ab, als daß Sie Ihre goldenen Füchse springen ließen. Aber warten Sie nur, warten Sie nur! Sie sollen doch keine Freude daran haben! — Und eine Überraschung hab' ich auch noch für Sie in Bereitschaft. Wissen Sie's noch, damals in der Universitätsstadt, wie Sie mir die kleine Franconi abjagten und droben im Hôtel sich mit ihr schnäbelten, während ich unten Posten stehen mußte? Nun, die Freude war kurz für Sie, denn die kleine, üppige Jüdin war viel zu gut für Euereinen, solche Weiber sind nur für uns und laufen uns früher oder später doch immer wieder in die Arme. Seit geraumer Zeit, — hören Sie gut zu, Herr! — seit geraumer Zeit ist Esther Fränkel oder Franconi oder Waldheim, wie sie sich jetzt nennt, zum Neid aller Kameraden und zum Neid der ganzen Residenz, — denn sie ist immer noch schön, wie eine griechische Hetäre, — meine, verstehen Sie wol: meine Maitresse!“

Er schrie die letzten Worte heiser heraus und mit einem irren, aufwiehernden Lachen stürmte er, ohne mich noch eines weiteren Blicks zu würdigen, grußlos aus dem Gemach.

Ich blieb in einer Stimmung zurück, die sich schwer beschreiben ließe. An Kraft dachte ich kaum noch, seit ich seine verwahrloste Erscheinung nicht mehr vor Augen

hatte; mochte er mit diesem Abgrund von sittlicher Verkommenheit und Verlotterung in ihm so oder so sein Ende finden, mochte er durch eine Kugel seinem verlorenen, verdorbenen Dasein früher oder später ein Ende bereiten: es war vielleicht das Beste, und was kümmerte es mich? Aber Esther, Esther Fränkel! Ihre Gestalt wurde plötzlich wieder vor meiner Seele heraufbeschworen, die bestrickende Schönheit der jüdischen Trödlerstochter, die ich als Knabe geliebt, die ich als Student in meinen Armen aus den Flammen des Theaters getragen, um sie mein zu nennen, ganz mein, sie stand in sieghaftem Glanz wieder vor meinem inneren Auge, die Verlorengeglaubte, die mir entflohen war, weil sie sich meiner Liebe nicht mehr würdig wähnte, seitdem sie nach dem ersten, im Kindesalter begangenen, von listiger Verführung erzwungenen Fehltritt durch so vieler Männer Hände gegangen war, als die unerbittliche Not sie getrieben! Und Kraft von Schöll hatte sie seine Maitresse genannt! Warum sollte sie es nicht sein? Was sprach dagegen? Das Theater war ihr seit jenem Unglück verschlossen geblieben, nach Glanz und Genuß dürstete ihre Seele wol noch immer, da sie nirgend sonst in ihrer Rastlosigkeit Befriedigung fand; — weshalb sollte es sie die abschüssige Bahn nicht weiter und immer weiter hinabgedrängt haben, — bis in die Tiefe? Seine Maitresse! Die Maitresse dieses verwahrlosten, innerlich verlumpten Buben, der endlich dahin gelangt war, wohin seine Entwickelung schon vom Knabenalter an ihn gewiesen hatte, wohin Alle seinesgleichen einmal gelangen! Und warum nicht seine so gut, wie die eines Andren, wenn

sie denn doch einmal eine Verlorene war? Was kümmerte es auch mich? Ich hatte sie retten wollen, als es noch Zeit war, hatte ihr die Hand hingestreckt, um sie aus der Flut emporzuziehn, in der sie zu versinken drohte; sie hatte sie nicht ergriffen. Nun war es zu spät.

Und seit Jahren vielleicht lebte ich schon in der gleichen Stadt mit ihr, in ihrer unmittelbaren Nähe, und hatte es nicht gewußt. Was hätte es auch frommen können? Sie war ja nicht mehr zu retten. Oder hätte ich mich in den Reigen ihrer wechselnden Liebhaber mischen sollen, vielleicht meine älteren Günstlingsrechte gegenüber den Andren geltend machen und für eine Liebesnacht alle meine Jugendträume, alle meine keuschen Erinnerungen verkaufen sollen? O der Schmach, daß ich es denken konnte, denken mußte! Der Schmach, daß wir uns Alle so oft der Herrschaft des Fleisches beugen müssen, auch wenn der Geist dagegen empört sich aufbäumt!

Während des ganzen Tages kämpfte ich mit dem Entschluß, ob ich Esther aufsuchen solle. Ihre Wohnung war nun, da ich ihren neu adoptirten Namen kannte, leicht zu erfahren. Aber ihr selber wollt' ich's ersparen, mir jetzt in die Augen blicken zu müssen, wo sie so tief gefallen war, tiefer, als ich's je zu fürchten gewagt; diese Schonung war ich ihr schuldig, wenn ich der Vergangenheit gedachte und mir die süßen Stunden zurückrief, die ich zuletzt an ihrer Seite genossen — Ich zwang mich, an Andres zu denken, vor Allem an den Zeitungskauf, den ich nicht etwa Kraft gegenüber fingirt hatte sondern der mir ernsthaft am Herzen lag. Ich trug mich mit dem Gedanken, in Gemeinschaft einiger

Gleichgesinnter, ein großes Organ zu schaffen, an dessen Spitze ich treten und das ich in jeder Beziehung nach meinen eigenen Intentionen gestalten wollte. Es sollte nicht nur die Forderungen eines entschiedenen Liberalismus mit allem Nachdruck, wenn auch in maßvoller Form, der in zahllosen Einzelströmungen sich offenbarenden Reaktion gegenüber verfechten sondern zu gleicher Zeit auf den Gebieten der Kunst, der Wissenschaft und des Verkehrs sich mit allen neuen Erscheinungen eingehend beschäftigen und durch gediegene Artikel aus der Feder anerkannter Fachmänner zu einer täglichen Rundschau über das gesammte geistige Leben der Gegenwart, gleichsam zu einer Zeitung von kulturhistorischer Bedeutung werden. Um diesen, meinen Lieblingsplan zu verwirklichen, bedurfte es noch vieler Vorbereitungen und Maßnahmen, mit deren Ausführung im Einzelnen ich mich nunmehr innerlich beschäftigte, um über meine eigenen, abschweifenden Gedanken Herr zu werden. — —

In der Frühstunde des folgenden Tages, als ich mich eben zu meinem Gang auf die Redaktion der „Morgenpost" anschickte, pochte es mit leisem Finger an meiner Thür. Anfangs glaubte ich mich getäuscht zu haben, so leise war's, und ich rief erst „Herein", als es sich zum zweiten Male, auch nicht lauter, hören ließ. Durch die vorsichtig geöffnete Thür trat nun eine Frauengestalt, in der ich erst nach einer Weile des Zweifelns Theodora von Schöll erkannte. Sie war in der Zeit, während derer ich sie nicht mehr gesehen, erschreckend, bis zur Unkenntlichkeit verändert. Ihre Wangen waren hohl, die tiefliegenden Augen vom Weinen geröthet, die

Gesichtsfarbe in ein wächsernes Gelb verwandelt. Dazu hielt sie sich offenbar nur mit Aufbietung der höchsten Willenskraft noch aufrecht, denn ihre Gestalt erschien gebrochen, wie unter einer Last, die selbst diesen starken Schultern zu schwer geworden, niedergebeugt. So trat sie herein, wie eine Schutzflehende, und mir zuckte das Herz vor Weh auf, sie so wiedersehen zu müssen.

„Dora," rief ich, ihr beide Hände entgegenstreckend, „um Gotteswillen, was ist geschehen, Dora? Du bist krank! Ich sehe es Dir an. Ist Dein Vater —? Komm', ich stütze Dich, — sage mir nur, wie ich Dir helfen kann, und Du weißt, ich thu's; ich danke Dir, daß Du zu mir kamst, nur laß mich nicht länger in dieser Ungewißheit —"

Sie nickte mir zum Gruße traurig zu und ließ sich dann willenlos von mir bis zum einem Fauteuil geleiten. Dort sank sie kraftlos nieder, schloß einen Augenblick die Lider und schien von einer Ohnmacht heimgesucht zu werden. Aber als ich mich zu ihr niederbeugte, raffte sie sich schon von selber wieder empor, schämte sich sichtlich ihrer Schwäche und sagte leise: „Laß nur, mir ist schon wieder gut; ich danke Dir. Willst Du mich anhören, Gerd?"

„Ob ich's will, Dora!"

Ich ließ mich neben ihr auf einem Rohrsessel nieder, meine Hände über der Lehne ihres Fauteuils ineinander gefaltet, und sah zu ihr auf, während mein Herz wie im Krampf zuckte.

„Ich muß kurz sein," sagte sie mit der gleichen müden, traurigen, verschleierten Stimme, die so schmerz-

voll in mir nachklang, „meine Kräfte reichen nicht weit, und diese letzten Wochen waren zu schwer für mich. Nun auch diesen Schlag! Es kommt, wie Blitz auf Blitz in der Wetternacht, und jeder trifft und schlägt ein. Man weiß kaum, wo die Rettung am Nötigsten ist, — doch: hier; das sollst Du zuerst hören. Es mußte ja wol einmal so kommen; so ging es nicht weiter, und Gott läßt sich nicht spotten. Kraft war bei Dir. Hat er Dir erzählt —?“

„Daß er Ehrenschulden hat, die er nicht tilgen kann, ja“ —

Sie schüttelte den Kopf. „Er log. Keine Ehrenschulden, — er fälschte jene Wechsel“ —

Ich erschrak aber ich biß die Lippen zusammen, um sie nicht durch einen Ausruf, der mir auf der Zunge lag, neu zu verwunden. „Und was nun?“ fragte ich leise.

„Diese Wechsel müssen eingelöst werden, — um jeden Preis. Nicht um seinetwillen, er verdient es nicht, geschont zu werden, und beim Militär darf er ohnehin nicht einen Tag mehr bleiben, es möge kommen, wie es will, — aber um des Namens willen, den er trägt, den mein armer Vater trägt, der unser Aller einziges Besitztum bleiben wird und der vielleicht auf ein neues Geschlecht einmal übergehen soll, das unter unseren Freveln nicht leiden darf. Der Name von Schöll soll nicht auf alle Zeit hinaus gebrandmarkt sein, wenn ich es hindern kann. Und ich kann's und bin entschlossen dazu.“

„Wie hoch beläuft sich die gesammte Wechsel-

summe?“ fragte ich, nach einer langen Pause schwer aufathmend.

Dora nannte sie. Sie war hoch aber ich konnte sie aufbringen, wenn ich meine eigenen Projekte fallen ließ. Und wie hätte ich damit zögern sollen? „Ich werde Dir diese Summe einhändigen, Dora,“ sagte ich.

Ein Leuchten flog über ihr vergrämtes Antlitz; sie drückte mir stumm die Hand.

„Und was soll weiter aus Kraft werden?“ fragte ich.

„Er muß fort,“ sagte sie, „lieber heut als morgen, und für immer. Hier würde er auf die eine oder die andere Art zu Grunde gehn, ob er die Uniform weiter trägt oder nicht. Drüben muß er um seine Existenz ringen; vielleicht trägt ihn die harte Not noch einmal empor, noch geb' ich ihn nicht ganz verloren, — ich bin seine Schwester. Er muß nach Amerika.“

Ich nickte zustimmend. „Und Dein Vater?“ fragte ich nach einem beklommenen Schweigen, „er ist krank?“

„Sehr krank, — gemütskrank, fürchte ich, wenn Doktor Pätzold mich auch schonen will und es nicht zugiebt. Ich glaube, er hofft selbst nicht mehr auf Besserung. Mehrere Wochen Tag und Nacht mit ihm im gleichen Zimmer, Gerd, — das greift bis an's Leben; meine Kraft ist am Ende. Und nun die drohende Schande, — mein Bruder ein Fälscher, — ein Verbrecher! Es ist sehr weit mit uns gekommen, Gerd. Auch an Alexandra darf man nicht mehr denken, ohne schamroth zu werden! Wir waren Alle sehr stolz auf unseren Namen, — jetzt mußt Du, den mein Vater verschmähte, weil Dein Name dem unseren ohne die alte Adels-

partikel nicht ebenbürtig erschien, uns helfen, ihn vor untilgbarer Schmach zu bewahren, — wenigstens vor der richtenden Welt, denn vor uns selber ist er für immer geschändet.“

Sie sagte das nicht aufschluchzend und in ausbrechendem Weh sondern müde und mit dem Ton einer Verzweifelten. Ich versuchte, ihr Mut einzusprechen, mit Worten, wie sie der Augenblick und meine Erschütterung mir eingaben, ich ergriff ihre beiden Hände und drückte immer wieder meine heißen, zitternden Lippen darauf. „Sei das starke, mutige Mädchen wieder, das Du warst, Dora!“ bat ich. Aber sie schüttelte leise die Stirn. „Es ist zu spät, — zu Vieles ist geschehen —“

So ließ ich sie und trat an meinen Schreibtisch, um das Nötige unter meinen Papieren zu ordnen und die Anweisung an meinen Banquier aufzusetzen. Von meinem ererbten Vermögen ging mehr, als die Hälfte, darauf, wenn ich Dora's Bitten erfüllte, und war vermutlich für immer verloren; auch meine Pläne für die eigene Zukunftsstellung an der Spitze der neuen Zeitung wurden unausführbar. Trotzdem zauderte ich nicht, die Summe zu opfern, die dies Mädchen von mir begehrte, das nicht hatte mein Weib werden wollen, weil es sich als meine Schwester fühlte, weil es nur an eine brüderliche Liebe bei mir glaubte.

Als ich fertig war, legte ich die einzelnen Scheine und Zahlungsordres, zu einem Päckchen zusammengefaltet, auf den Tisch vor Dora hin. Sie sah mich eine Weile starr an, nachdem ich das schweigend gethan, und sagte

dann, den Blick wieder auf den Boden senkend, als könne sie dort ihre Worte ablesen: „Als ich mir darüber klar geworden war, daß er gerettet werden müsse, um unseretwillen, um unserem Namen die Schande zu ersparen, wußte ich auch, daß nur ich ihn retten könne, und ich war entschlossen, es zu thun. Der Millionär, Herr Alexis Müller, — Du kennst ihn ja auch, — bewirbt sich seit Langem um mich, und die Ältern hätten es gern gesehn, wenn ich ihn hätte erhören können. Ich konnte es nicht. Jetzt aber mußt' ich's thun; wenn ich Herrn Alexis Müller sagte: ‚Gieb mir diese Summe, und ich will Deine Werbung annehmen,' so hätte er mir das Doppelte zur Verfügung gestellt, ich weiß es. Dann aber dacht' ich an Dich, Gerd; vielleicht konntest auch Du mir helfen; und wenn ich eine Heirat wider meine bessere Überzeugung eingehen mußte, gab es zwischen ihm und Dir keine lange Wahl. Verzeih' mir, daß ich Dir Alles so offen sage, Gerd, aber ich kann Dich nicht betrügen. Du hast mir geholfen, — ich will Dir nun auch den Preis zahlen, den ich für solche Hilfe ausgesetzt. Du hast mich zum Weibe begehrt, wie er, — wenn Du mich willst, Gerd, so werde ich nun Dein sein" —

„Dora!" schrie ich auf, „und Du glaubst, kannst glauben, ich würde Dich jetzt heimführen, da Du nicht freiwillig zu mir kommst, da Du Dich mir aufopfern willst? Ich könnte solchen Preis fordern — für schnödes Geld? Ich oder ein Andrer, Dir gilt es gleich, denn Du liebst sie Beide nicht, und der Jugendfreund ist Deinem Herzen immer noch näher, als der Fremde, — ich aber will Dich nicht erkaufen, wenn ich Dich nicht

mit dem heiligen Recht der Liebe besitzen darf; denn kein andres erkenne ich an. Ich habe Dir geholfen, wie ein Bruder seiner Schwester hilft, aus treuer, brüderlicher Liebe, wie sie ihm helfen würde, wenn das Schicksal die Rollen zu vertauschen beliebt hätte. Und nun nichts mehr davon, nicht wahr, — Schwester Dora?"

Sie wendete ihr thränenüberströmtes Antlitz mir zu und reichte mir ihre beiden Hände, die ich innig in den meinen drückte. Dann stand sie plötzlich auf, beugte sich vor und küßte mich warm auf die Lippen. „Hab' Dank, Bruder Gerd!" sagte sie. Und wieder schwiegen wir eine Weile.

„Geh' mit mir!" bat sie endlich, „laß mich jetzt nicht allein; es kommen noch schwere Stunden."

Ich nickte, griff zu meinem Hut und machte mich bereit. Sie ging an meinem Arm durch die Straßen und erzählte mir in fliegenden Worten, wie Alles gekommen war, wie Kraft, der keinen andren Ausweg mehr gesehn, sich ihr eröffnet habe, wie nun auch ihr Vater um das Ganze wisse, ihr armer Vater, der bisher in seinem Sohn seinen Abgott verehrt habe und nun aus allen Himmeln in die Tiefe dieses Abgrunds gestürzt sei. Und er wisse noch nicht einmal, wie arg es Kraft ohnehin schon vorher getrieben habe, wie diese letzte Schandthat nur der Schlußstein für eine lange Kette von Verirrungen, maßlosen Ausschweifungen und Lastern bilde, und er solle es auch nie erfahren, denn sein armer, alter Kopf habe schon ohnehin zu viel gelitten, und sie schaudere vor dem Gedanken zurück, wie er das Äußerste ertragen solle. Dazu plage ihn unablässig die Angst, daß man ihn verfolgen und vor Gericht

ziehen werde, weil er arme Leute um ihr Geld betrogen habe und Häuser habe bauen lassen, die wieder zusammengestürzt seien, und Eisenbahnschwellen habe legen lassen, die verfault gewesen seien und auf denen der nächste Zug entgleisen müsse. Oft verfalle er geradezu in Delirien und rufe dann nach Doktor Frank, der durch seinen mächtigen Einfluß es dahin bringen könne, daß man von obenher die Untersuchung wider ihn zu Boden schlage, und darum müsse Doktor Frank auch sein Schwiegersohn werden.

Und plötzlich, mitten in ihren Berichten und mitten auf dem menschenwimmelnden Trottoir der breiten Straße, blieb sie stehen, packte mich heftig am Arm und fragte, mir starr in's Gesicht blickend, mit einer Stimme, aus der man all' ihre Qual und all' ihren lange zurückgedrängten Jammer aufschluchzen hörte: „Glaubst Du, daß mein Vater schuldig ist, Gerd? Sage mir die Wahrheit!“

Ich wich ihrem Blicke aus und schwieg; ich konnte ihre Frage nicht bejahen und ich konnte sie nicht belügen. Sie verstand mich. Auch sie verstummte. Ob auch sie jenes regenfeuchten Abends gedachte, an dem wir die Straßen unserer Vaterstadt durchfahren hatten, um den zu suchen, der seinem Leben ein Ende machen wollte, nachdem er sich in seiner Not, in die ihn die verbrecherische Verschwendung seines Sohnes gestürzt, an der Staatskasse vergriffen hatte? —

Endlich hatten wir das Haus erreicht; der Weg war mir endlos vorgekommen, und Dora hing immer schwerer und schwerer an meinem Arm. Langsam klommen

wir die breite Marmortreppe empor. Wie lange würden die jetzigen Bewohner der Beletage sie noch benutzen? Mit welchen Empfindungen mochte Dora sie hinansteigen! —

Oben im Gemach des Geheimraths, in das Dora mich führte, fanden wir vier Personen beieinander. Die Geheimräthin lag schluchzend, die Hände vor das Gesicht geschlagen, auf ihren Knieen an einen Fauteuil gelehnt, auf dem Kraft, in Civilkleidung, mit offenbar unächter Ruhe und erkünsteltem Gleichmut saß, einen Ausdruck halb von Trotz halb von Zerknirschung in den Zügen und selber zweifelhaft, welchen von beiden er den Umständen nach vorherrschen lassen müsse. Über seine Mutter fort schweiften seine Blicke unstät zu dem Vater hinüber, der halbaufgerichtet im Bette saß und, einen Revolver in der Hand, fortdauernd halblaut unverständliche Worte vor sich hinmurmelte. Er sah sehr abgezehrt aus, die Linien seines Gesichts ähnelten jetzt plötzlich in einer mich frappirenden Art denen des Sohnes ihm gegenüber, und nur die Augen blitzten in so flackerndem, unheimlichen Licht unter den hochgezogenen, schneeweißen Brauen, daß es mich mit einem Frösteln durchlief, als sie mich trafen und sekundenlang, wie forschend, an mir haften blieben. „Wer ist das?“ fragte er dann mit dünner, heiserer Stimme, und sein knochiger Finger wies, zu einem Haken gekrümmt, auf mich, während seine Augen mich nicht losließen.

Die Frage war an die vierte der im Zimmer anwesenden Personen gerichtet, und an dieser hing nun auch mein Blick, halb erstaunt und halb erschrocken. Es

kostete mich einige Mühe, in dieser gebückten Gestalt mit dem runzelvollen Gesicht und dem langen, glänzend-weißen Barte, die da am Fenster vor einem mit Papieren bedecktem Tische lehnte und durch einen goldenen Zwicker die verstreuten Blätter, die er eins nach dem andern langsam in die Hand nahm, musterte, Jakob Fränkel wiederzuerkennen. Und doch konnte ich nicht mehr daran zweifeln, daß er's sei, als er jetzt auf die an ihn gerichtete Frage, flüchtig aufblickend und über mich hinstreifend, erwiderte: „Das ist Herr Doktor Randolf." Seine Stimme war noch die gleiche. Sonst erinnerte mich nichts mehr an ihn, weder an den Althändler im Eckhause der Brunnenstraße mit den milden, ernsten Augen und dem langen, schwarzen Patriarchenbart, noch an den vornehmen Industriellen im blanken Cylinder und mit strohgelben Handschuhen, der in den feinsten Häusern der Stadt heimisch war und überall seine tonangebende Rolle in Geschäftsangelegenheiten spielte. Der Jakob Fränkel, den ich jetzt vor mir hatte, war weder der Eine noch der Andre mehr. In seinen abgeschabten, fettglänzenden Kleidern, in seiner überall durchschimmernden Armseligkeit und Verwahrlosung, wie er da so über den Papieren hockte, mit scharfem Blick und einem höhnischen Lächeln um die zusammengekniffenen Lippen die Zahlen auf denselben zu addiren schien, während seine Hand einmal über das andre durch den zurechtgestutzten, weißen Bart fuhr und sein Oberkörper sich leise hin- und herwiegte, erregte er mir einen widrigen Eindruck. Mir kam es vor, als lauere dort ein Raubthier auf seine Beute, die ihm nicht mehr entgehen konnte.

Daß er mich hier nach solanger Zeit wiedersah und daß er sich mir in so völlig veränderter Erscheinung zeigen mußte, als die war, in der ich ihn zuletzt gesehn, das ließ ihn offenbar völlig gleichgültig. Er richtete kein Wort an mich, beantwortete die Frage des Geheimraths kurz und rechnete weiter, während es in seinen Augenwinkeln sonderbar verschmitzt zu zucken begann.

Der Geheimrath legte den Revolver, mit dem er gespielt hatte, neben sich auf den mit Arzeneiflaschen bedeckten Tisch. „Doktor Randolf?“ wiederholte er fragenden Tons und schien sich zu besinnen, „Doktor Randolf?“ Dann nickte er mehrmals vor sich hin. „Ja, ja, ich weiß, Alexandra's Bräutigam; er hat mehr Geld und steht viel sicherer, als Ruprecht, und adlig ist er auch. Damals hat er mir auch die paar Hundert gegeben, als ich die Kasse be— ja, was wollte ich doch sagen? Wo ist denn Alexandra? Ah, da ist Dora! Nun, Dora, was sagt er denn? Was sagt denn Doktor Randolf? Ich höre ihn ja garnicht sprechen —“

„Er will uns das Geld vorstrecken, Vater,“ entgegnete Dora, die neben ihn hingetreten war und ihm die Hand auf die Stirn gelegt hatte.

Die Geheimräthin ließ plötzlich mitten in ihrem Schluchzen einen Jubelruf hören und erhob sich langsam aus ihrer halbliegenden Stellung, Jakob Fränkel's Händen entsank das Papier, in dem er gelesen hatte, und seine Blicke schienen mich durchbohren zu wollen. Kraft selber verharrte dagegen in seinem erheuchelten Gleichmut, und der Geheimrath schüttelte die rechte Hand durch die Luft hin und her. „Ich wußte das,“ sagte er in dem gleichen;

singenden, geistesabwesenden Ton, wie vorher, „er ist es uns schuldig, wenn er unsere Tochter heiraten will. Aber das ändert nichts; Kraft muß sich doch todtschießen, weil er entehrt ist und uns entehrt hat, und ich werde ihm selber den Revolver in die Hand drücken, den ich mir für jeden äußersten Fall aufgespart habe. Die Wechsel können wir einlösen, aber Kraft darf doch nicht am Leben bleiben. Wir stehen unter einem strengen Ehren- und Sitten-Codex, und ‚noblesse oblige!‘ Jedes Verbrechen will seine Sühne; er muß sich todtschießen, — das ist so herkömmlich“ —

„Aber Guido, Guido!“ fiel die Geheimräthin ihm aufschluchzend in die so ruhig vorgebrachte Rede, als handle es sich hier nur um eine Weisung, abzureisen, „es ist unser Einziger, unser Alles! Wir vernichten uns selbst mit ihm! Du weißt ja garnicht mehr, was Du redest, ich kenne Dich garnicht mehr!“

Der alte Mann schüttelte immer energischer den Kopf, aber die Worte, die über seine Lippen kamen, vernahm man nicht mehr, sie gingen nur noch, wie ein Hauch, durch das todtenstille Gemach. Dann sagte Dora wieder: „Kraft wird sich nicht todtschießen, Vater, damit würde er sein Verbrechen nicht sühnen. Er wird nach Amerika gehn, wird dort lernen zu arbeiten, um kargen Tagelohn vom Morgen bis zum Abend rastlos die Hände zu rühren und wird nach Jahren wieder zu uns heimkehren, als ein selbstgemachter Mann, der durch die That seine Frevel gesühnt, durch Arbeit und Entbehrung seinen strafbaren Leichtsinn gebüßt hat. Nicht wahr, Vater, so wird, so muß es werden?“

Es lag in Dora's klarer, fester und doch sanfter Stimme etwas, das auf den Irren eine wunderbare Wirkung hervorbrachte. „Ja," sagte er nickend, „so muß es werden. Verschließe den Revolver wieder, Dora; für diesmal geht Kraft nach Amerika. Aber er muß morgen gehn, nicht wahr, Dora?"

„Ja, Vater, morgen."

Der Alte nickte, schloß die Augen und sank erschöpft in die Kissen zurück. Während Dora den Revolver verschloß und die Geheimräthin thränenüberströmt vor ihrem Sohn in die Kniee sank, in den nun auch wieder Bewegung zu kommen schien, da er sich gerettet sah und sein Leben durch den irrsinnigen Vater nicht mehr bedroht zu sein schien, trat ich zu Jakob Fränkel, um ihn zu fragen, ob die Summe, die mir Dora genannt, hinreichend sei, um die falschen Wechsel alle einzulösen und ob er selbst hier sei, um sich mit der Ordnung dieser peinlichen Angelegenheit zu befassen. Kaum aber hatte er meine beiden an ihn gerichteten Fragen bejaht und zwar mit einem geradezu feindseligen Blick und Ton bejaht, und kaum hatte ich begonnen, die mitgebrachten Wertpapiere und Anweisungen vor ihm auszubreiten, als der Kranke auch schon, wie von einem elektrischen Strom berührt, wieder aus seinen Kissen emporfuhr und, während seine Augen unstät, mit dem Ausdruck entsetzlicher Angst, durch's Zimmer gingen, gellenden Tons ausrief: „Es ist also doch ein Polizeispion, ein Detektiv, und nicht Doktor Randolf, ich wußte es ja, ich wußte es ja! Und nun denkt er, mich gefangen zu haben! Hoho, mein Schätzchen, fehlgeschossen, soweit sind wir noch lange

nicht! Ich werde mich herauslügen auf Tod und Leben, — hoho, hoho! Was hab' ich denn auch gethan? Das haben Andre gerade so gemacht, und ich selbst hab' es nicht verschuldet, hab' immer Andre vorgeschoben, hab' nur meinen Namen hergeliehen, der Zugkraft hatte und die Gimpel anlockte. Hi — hi — hi —, wie sie da Alle kamen, Alle, Alle! Und ich durfte lachen; sie nannten mich ihren Strohmann, und ich steckte das Geld ein, das sie mir brachten. Es war viel, viel Geld. Warum hätt' ich's nicht nehmen sollen? Ich war ja so arm gewesen, hatte ja so viel entbehrt und mein Sohn, unser Kraft, brauchte enorme Summen, um standesgemäß leben zu können. Da nahm ich's natürlich, um nicht zu verhungern, um nicht unterzugehen, — ich, ein Herr von Schöll, ein Geheimer Regierungsrath. Woher es kam, was kümmerte das mich? Sie sagten ja, es sei mein. Wenn es unredlich erworben war, was kümmerte das mich? Es machte mich, — uns Alle doch reich; wir konnten unsere glänzende Wohnung beziehn und unsere glänzenden Feste geben und unsere Alexandra war Frau Baronin! Und dann stürzten viele Häuser ein, die unsere Baugesellschaft errichtet hatte, — pah! weshalb waren die dummen Leute dort eingezogen? Und dann machten unsere Aktienunternehmungen eine nach der andren Bankerott und die Aktionäre gingen leer aus, während wir unser Schäfchen längst in's Trockene gebracht hatten, — pah, weshalb hatten die dummen Leute Aktien genommen? Wir hatten sie ihnen ja nicht aufgezwungen. Wer wagt, muß gewärtig sein, daß er verliert. Oh, sie hätten uns gern angefaßt, wie die

Andern, unsere Prospekte sollten lügenhafte Anpreisungen enthalten und daraus sollten sich die Momente eines Betruges herleiten lassen, — hoho, hoho! Wir waren zu klug gewesen für die wohllöbliche Polizei. Andre wanderten in's Gefängniß, aber wir gingen frei aus. Nur, als ich einmal im Thiergarten spazierenfuhr, da drängte sich ein Schwarm zusammen, ein Dutzend Fäuste reckte sich drohend nach mir aus, und sie schrieen: ‚Da ist ja einer von den Schwindelbaronen, wir wollen ihm die Knochen im Leibe zerbrechen!' Das war ein furchtbarer Augenblick. Und wenn man die Leute auch auseinandergetrieben hat, sie lauern mir seitdem doch Tag für Tag auf, und ich kann nicht mehr aus dem Hause. Ja, wer weiß, vielleicht wagen sie sich auch hierher? Wo ist denn Doktor Frank? Er soll mir Schutz vom Polizeipräsidium auswirken, er hat's ja versprochen. Er kann Alles, er ist des Ministers rechte Hand und soll mein Schwiegersohn werden. Holt ihn doch her! Ohne seinen Schutz bin ich stündlich bedroht und verfolgt. Und was will der Polizeispion denn nun eigentlich? Weshalb hat er sich Doktor Randolf's blonden Bart vorgebunden? Er kann mich ja doch nicht fangen, wir sind ihm an Schlauheit überlegen, Jakob Fränkel und ich! Und ein herrliches Leben war's ja bei alledem, das wir in diesen Jahren geführt haben, ein ganz anderes Leben, als das miserable, bei dem man in all' seiner Ehrenhaftigkeit verhungerte, — nur daß die Angst, die schreckliche Angst Einen nicht verlassen wollte! Wenn sie mich so mitten aus einem Fest herausgeholt hätten in's Untersuchungsgefängniß, oder wenn der Pöbel mich mit Steinwürfen

gelyncht hätte! Sicher war man ja nie, irgendwo gab es vielleicht doch einen Haken, an den die Justiz sich anklammern konnte, und dann hätte sie weiter und immer weiter daran gerissen und gezerrt, bis Alles aus den Fugen gegangen wäre und die ganze Misère offen vorgelegen hätte. Hoho, — hoho! Ich hätt' es nicht überlebt, ich hätte mich nicht durch den Koth schleifen lassen, ich heiße von Schöll, ich hätte den Revolver abgedrückt, wäre nicht so feige gewesen, wie Kraft, — unser Kraft! Aber weshalb spricht denn der Kerl nichts? Wenn er etwas von mir will, trete er nur vor und rede offen, — ich seh' ihm in's Gesicht dabei. Weshalb schweigt er beharrlich und stiert mich mit Doktor Randolf's Augen an? Zu Hülfe! Der Kerl ist verrückt, — ich bin einem Wahnsinnigen in die Hände gefallen, zu Hülfe! Zu Hülfe! Man erdrosselt mich, — zu Hülfe, zu Hülfe!"

Er schrie, nachdem er das Alles wirr und hastig hintereinander hervorgesprudelt, und während seine unheimlich rollenden Augen aus den Höhlen hervorzuquellen schienen, mit furchtbarer Stimme, sich im Bette wie toll hin- und herwerfend, immerfort um Hülfe, was wir auch versuchen mochten, um ihn zu bändigen und ihm Ruhe einzusprechen. „Es ist der Paroxysmus," sagte Dora, die ihren Arm fest um seinen Nacken geschlungen hatte, „wir müssen zu Doktor Pätzold schicken, — schnell, schnell!"

Die Geheimräthin war hinausgeeilt, um den Befehl zu geben. Ich selbst mußte meinem Wunsch, Dora beizustehen, entgegen vom Krankenbett zurücktreten, da bei dem Leidenden immer neue Angstanfälle ausbrachen

und er immer wilder um Hülfe schrie, so oft ich ihm nahekam. Er vermutete seinen Verfolger in mir und war nicht von der Vorstellung loszubringen, daß ein Polizist unter meiner Maske sich bei ihm eingeschlichen habe, um ihm die Bekenntnisse seiner Schuld zu entlocken, und das Bewußtsein, daß er solche auch wirklich ihm gegenüber schon abgelegt habe und, einem unwiderstehlichen Drange folgend, immer weiter noch ablegen müsse, so sehr er sich dagegen aufbäumen mochte, ließ ihn immer nur maßloser toben. Diese fixe Idee stachelte ihn zu immer neuer Raserei. Man sah es ihm an, wie er dagegen ankämpfte, mir nichts von dem mitzuteilen, was sein Inneres bewegte, und wie er es doch mußte und recht wol begriff, daß er es that und daß er sich damit an's Messer liefere. Dieser Kampf war furchtbar anzusehn. Er schrie mir zu, daß er garkein glanzvolles Leben geführt habe, garkeins, um das man ihn hätte beneiden können, sondern ein jammervolles Dasein sei es gewesen, wie es jeder Hund besser führe, ein gleißendes Elend, in dem er keinen Augenblick seines Reichtums froh geworden sei sondern in jedem gefürchtet habe, die Häscher kämen und führten ihn mit sich fort, ihn, einen Geheimrath, einen von Schöll! Die Selbstbeherrschung und die erheuchelte Ruhe, die er der ganzen Welt gegenüber zur Schau getragen, hätten für ihn selber nicht bestanden, er hätte unsagbar gelitten, während um ihn her Alles gejubelt und gelacht habe, aber nun endlich komme auch die Reaktion, nun endlich breche das künstlich aufgeführte Gebäude seiner Selbstverleugnung zusammen und nun sei er nichts mehr, nichts, als ein armer, elender, ver-

worfener, bejammernswürdiger Mensch. Die vielen Unglücksfälle, von denen er in den Zeitungen gelesen, hätten's ihm angethan, er glaube immer an ihnen allen die Schuld zu tragen, wenn man's ihm auch auszureden versuche, und wenn er sein ganzes Leben lang und in allen Dingen geheuchelt habe, jetzt wenigstens wolle er um so aufrichtiger die Wahrheit bekennen und sich ganz als das geben, was er sei, als ein Sünder und Verbrecher. Und eben deshalb dürfe man ihn nicht mehr verfolgen und zur Strafe ziehn, denn er sei schon gestraft genug, gestraft durch sein ganzes, erbärmliches Dasein — Und nun begann er plötzlich in den kläglichsten Tönen um Gnade zu wimmern und von seinen Richtern Barmherzigkeit zu erflehn.

Es schnitt mir in's Herz, den stolzen, selbstbewußten Greis, der lebenslang in so vornehmer Ruhe seinen Weg gegangen war, jetzt so völlig zerschmettert und haltlos sich vor mir winden zu sehn. Wenn ich ihm je in meinem Leben gegrollt hatte, diese eine Stunde machte Alles wieder wett, um deswillen ich ihm hatte gram sein können; ein tiefes Mitleid erfüllte jetzt nur meine Seele. Und Dora mußte allein, ohne andere Hülfe, diese grauenvolle Seelenmarter durchleiden. Denn die Geheimräthin war in ihren Weinkrampf zurückgefallen, seit sie das Zimmer wieder betreten, Kraft brütete völlig stumpf und apathisch vor sich hin, und Jakob Fränkel addirte seine Ziffern in den Papieren zusammen, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Endlich kam Heinrich Pätzold. Der Kranke wurde stiller, als er ihn eintreten sah, und über Dora's Antlitz

flog ein Leuchten der Hoffnung. Heinrich's Auftreten war ruhig und sicher. Er richtete an den Rasenden, den er scharf und ernst anblickte, mehrere in rauhem Ton hervorgestoßene Worte, bei denen dieser sich scheu, wie ein gescholtener Knabe, zurückzog und verstummend sich in seinen Kissen zu verbergen suchte. Dann bat er mich, das Zimmer zu verlassen, da meine Nähe sichtlich erregend auf den Leidenden wirke, verbot überhaupt jedes Gespräch mit demselben und empfahl als erstes und hauptsächlichstes Arzeneimittel für ihn völlige Ruhe; außer Dora dürfe Niemand vorerst bei ihm bleiben und, was wir Andren zu verhandeln hätten, davon dürfe der Kranke nichts erfahren, geschweige denn daran teilnehmen. Dann begann er seine Rezepte zu schreiben; und da der Erfolg die Richtigkeit seiner Anordnungen bewies und der Irre sich, ängstliche Blicke auf uns werfend, schweigsam zusammenkauerte, zögerten wir nicht zu gehn.

In dem großen Salon, der so oft die glänzendste, vielgestaltigste Gesellschaft der Residenz über den glatten Parquetboden hatte hinwandern sehn, saßen wir jetzt beieinander, um über Kraft von Schöll's Zukunft zu beschließen und seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, ehe er die alte Welt verließ, um in der neuen ein neues Leben zu beginnen. Es war etwas, wie ein Schauer der Vergänglichkeit, der mich in dem großen, öden Raum, durch den nur Jakob Fränkel's Stimme eintönig die Zahlen ausrief, fröstelnd umwehte. Mir war so öde, so ernüchtert zu Mute, wie am Morgen nach einem fröhlichen, nächtlichen Gelage in dem gleichen Raum, in dem man getafelt und gezecht, den nun aber

längst alle Gäste verlassen haben, deren Stimmen und deren Lachen nur noch geisterhaft durch die unheimliche Stille uns an's Ohr schlägt.

Jakob Fränkel legte die Wechsel vor, prüfte sie, verglich die Summe, auf die sie lauteten, mit der Deckung, die ich zur Verfügung gestellt hatte, und kam endlich zu dem Schluß, daß er die ganze Angelegenheit übernehmen wolle und heute noch aus der Welt schaffen werde. Wenn Herr von Schöll seinen Abschied eingereicht habe und bis zum Eintreffen desselben Urlaub nehmen wolle, könne er schon morgen mit dem Früh-Schnellzuge nach Hamburg abgehn und noch am gleichen Abend mit einem transatlantischen Lloyddampfer die Überfahrt antreten. Er selbst verpflichte sich, ihm in allen Dingen dabei behülflich zu sein, ihn eventuell auch bis an Bord zu geleiten. Er nannte auch eine Summe, die er für solche Dienstleistungen fordere, und begann uns vorzurechnen, welchen geringen Gewinn dieselbe für ihn abwerfen werde; er sei aber leider in der Lage, jetzt jeden kleinsten Profit mitnehmen zu müssen, der sich ihm biete.

Während Heinrich, der jetzt aus dem Krankenzimmer zu uns herüberkam, das Anerbieten, das mich widrig berührt hatte, kurz von der Hand wies und sich selbst bereit erklärte, Kraft bis Hamburg zu begleiten, sagte dieser Letztere, der bisher noch kein Wort gesprochen hatte sondern Alles so ruhig über sich ergehen ließ, als beträfe es nicht ihn, seine ganze Existenz und Zukunft, plötzlich phlegmatischen Tons und, wie wenn er ein Gähnen dabei unterdrücken müsse: „Ich mache Sie darauf aufmerksam, meine Herren, daß da außer

den fraglichen Wechseln auch noch eine Schuldverschreibung über — die Summe ist mir entfallen, aber sie ist ziemlich groß, — von meiner Hand existirt und daß sie jeden Tag präsentirt werden kann. Ob sie rechtsverbindlich ist, weiß ich übrigens nicht.“

Er gähnte jetzt völlig ungenirt und sank dann wieder apathisch auf seine Couchette zurück.

„An wen lautet diese Schuldverschreibung?“ fragte Jakob Fränkel, der sein kleines Bleistift schon wieder hervorzog.

„An ein Fräulein Waldheim, — an meine frühere Maitresse. Sie hat mich Unsummen gekostet“ —

Nicht ich allein war's, der bei der Nennung dieses Namens zusammenzuckte, auch für Jakob Fränkel mußte er einen besondern Klang haben; denn ich sah, wie er seine Stirnhaut konvulsivisch hin- und herzog und wie das Bleistift seinen zitternden Fingern entfiel. „Waldheim?“ wiederholte er leise, „Waldheim? Dieser Name — aber das ist unmöglich, ist schon zu lange her — Wie heißt Ihre Gläubigerin mit Vornamen und wo wohnt sie?“

Kraft nannte Straße und Hausnummer. Dann plötzlich spielte ein boshaftes Lächeln um seine Mundwinkel, als ob er sich erst jetzt entsinne, daß die, von der er eben, als von seiner Maitresse, gesprochen hatte, ja die Tochter des weißbärtigen Mannes da vor ihm sei, dem er sie einst entführt, als sie noch ein Kind war und die Lüge ihm Macht über sie gegeben hatte. „Sie heißt Esther,“ setzte er grinsend hinzu.

Wieder zuckte Jakob Fränkel zusammen, als ob er unversehens auf eine Natter getreten sei, aber seine

Finger griffen auf's Neue nach dem Bleistift und langsam zeichnete er den Namen und die Adresse, die er erfahren hatte, auf das vor ihm liegende Papier, ohne ein Wort dabei zu reden.

„Wir müssen die Gläubigerin aufsuchen und die in ihren Händen befindliche Schuldverschreibung einsehn, ob sie rechtsgültig ist und Zahlung erheischt, nicht wahr, Herr Doktor?“ fragte er mich dann, die sämmtlichen Papiere zusammengefaltet in seiner Rocktasche bergend.

Ich zauderte mit der Antwort. Sollte ich ihm wirklich diesen Gang nicht ersparen, sollte ich ihn sein verlorenes Kind, das nicht eher vor ihn hatte hintreten wollen, als bis es aus eigener Kraft eine große Künstlerin geworden und so seine unbesonnene That gesühnt und seine Flucht gerechtfertigt, so wiederfinden lassen, — als die Maitresse jenes Elenden, für den kein Erbarmen mehr in meiner Seele emporkeimen wollte, als eine Verworfene, eine Verlorene? Die Strafe wäre zu hart gewesen für ihn wie für sie; ich mußte diese Begegnung verhindern. „Ich werde allein zu ihr gehn,“ sagte ich, „erwarten Sie mich hier.“

Er schüttelte den Kopf. „Ich muß dabei sein, Sie verstehen sich nicht darauf,“ entgegnete er und machte sich zum Ausgehen bereit, „auch hab' ich ja die Regelung dieser Dinge gegen Provision übernommen.“

Eine furchtbare Angst packte mich. Ich legte mich auf's Bitten, ich versicherte ihm, daß er mir einen großen Dienst erweisen werde, wenn er bliebe. Aber gerade das machte ihn stutzig. Er blickte mich einen Augenblick starr an und ich sah, wie es in seinem runzeligen

Gesicht wetterleuchtete. „Ich gehe," sagte er in bestimmtem Ton.

„Dann werde ich selbst zurückbleiben."

„Wie Sie wollen."

„Sie wissen nicht, was Sie da thun wollen," rief ich, „ich beschwöre Sie, zu bleiben."

Ein gräßliches Lächeln verzerrte plötzlich seine Lippen. „Doch," zischte er, „ich weiß, — weiß Alles. Es ist Esther, meine Tochter. Aber trotzdem gehe ich. Weshalb sollte ich auch nicht? Einmal müssen wir uns ja doch im Leben noch wiedertreffen, und daß ich sie so wiedertreffen würde, wußt' ich, wußt' ich lange, schon damals als sie ebenso schnell wieder untertauchte, wie sie emporgestiegen war. Es ist Alles gekommen, wie es mußte; sie ist ja ihrer Mutter Kind. Ich habe seit Langem nicht mehr daran gezweifelt, daß ich sie eines Tages aus dem Straßenkoth würde auflesen müssen. Und so kommt es nun. Ob sie sein gewesen ist oder eines Andren, — was liegt daran? Meine Tochter ist eine Dirne, ihre Mutter war es auch."

Ich entgegnete nichts mehr. Ich drückte Heinrich die Hand, ließ mir von ihm versichern, daß er bei Dora und bei dem Kranken bleiben werde, welch' Letzterer jetzt in einen tiefen Schlummer völliger Erschöpfung verfallen war, und ging mit Jakob Fränkel aus dem Gemache, die breite Marmorstiege hinunter. Wir sprachen lange kein Wort. Mein Herz schlug dumpf und schwer; mir war's, als solle ich zu einem Begräbniß gehn und als wäre mir nie ein schwererer Gang auferlegt gewesen. Jakob Fränkel stierte vor sich zu Boden. Wir gingen so langsam, als könne es zu etwas frommen, wenn wir

die Entscheidung, — diese furchtbare Entscheidung! — hinauszögerten. Plötzlich trat er dicht an meine Seite, blickte mich von unten herauf eine Weile an, — erst jetzt sah ich, wie klein und gebückt diese einst so stattliche Männergestalt geworden war, — und fragte mit dünner, heiserer Stimme: „Ist sie es wirklich? Ist es meine Tochter, zu der wir gehn?“

„Er sagte es, und ich habe keinen Grund, daran zu zweifeln,“ versetzte ich leise.

„Keinen Grund,“ wiederholte er, wie mit sich selber sprechend, „nein, keinen Grund, — ich habe auch keinen. Weshalb sollte meine Tochter keine Dirne sein? Ihre Mutter war es ja auch. Es mußte so kommen. Die Theaterprinzessinnen gelangen zu Ruhm und Ehren, wenn das Glück ihnen lacht, oder sie gehen im Sumpf unter, wenn es sich von ihnen wendet. Einen andren Weg giebt es nicht, oder es sind doch ihrer Wenige, die ihn finden und zu gehn wissen. Meine Tochter Esther lief aus meinem Hause fort, um Glanz und Glück nachzujagen, und sie hat nichts gefunden, als ein gleißendes Elend, das schlimmer, viel schlimmer ist, als der Tod. Sie wollte die Armut nicht ertragen, wie ihre Mutter sie dereinst nicht ertragen wollte, und sie zog der ehrlichen Armut die Schande vor, mit der sie sich den Reichtum erkaufte, sie wollte die Höhen des Lebens erklimmen oder in seinen Tiefen zu Grunde gehn; der breite, ebene, gewohnheitsmäßige Weg war nicht für sie. Ich aber wollte, ich fände sie lieber todt als so, — nach all' den langen Jahren, in denen mein Haus vereinsamt war, so!“

Ich machte noch einmal den Versuch, ihn davon

abzubringen, daß er jetzt mit mir zu Esther ging. „Gehen Sie morgen," bat ich ihn, „wenn Sie sich gesammelt haben; der Weg ist heute zu schwer für Sie."

Aber er schüttelte den Kopf. „Zu schwer? Ist für den Menschen etwas zu schwer? Ich glaube nicht. Er läßt sein Liebstes in die Erde eingraben, wo er weiß, daß die Würmer den schönen Körper zerfressen werden, den er tausendmal in seinen Armen gehalten, geherzt und geküßt, und er lebt doch weiter und erträgt das Leben und freut sich am Sonnenschein, der ihn wärmt. Er sieht eine ganze Welt, die er sich aufgebaut, in einer einzigen Stunde, in der Gedankenschnelle eines Augenblicks für immer zusammenbrechen, und er baut sich auf ihren Trümmern die neue, er überlebt Tod und Verwesung und Untergang und schreitet über zahllose Gräber in ein neues Dasein. Der Mensch stirbt nicht am seelischen Leid, das Menschenherz ist sonderbar elastisch, oft so, daß wir uns seiner schämen; der Mensch erträgt Alles. Warum sollt' ich es nicht ertragen, daß meine Tochter Esther eine Dirne geworden ist, wie ihre Mutter? Auch das ertrug ich dereinst und lebte weiter. Mein Sohn Salo hat sich von mir losgesagt, ist zum Christengott übergegangen und kriecht nun im Staube vor der Macht, die er innerlich verachtet und der er doch alle seine Kräfte geweiht, seine Überzeugung und seine Ehre verkauft hat, er ist erbärmlich und gewissenlos geworden, der so reich beanlagt, so hoch begnadet und zu so stolzem Ansehn im Felde der Wissenschaft und der Forschung berufen war; — ich habe auch das ertragen. Ich habe mich selbst ertragen, wie ich von Stufe zu Stufe gesunken

bin. Vielleicht war's das Schwerſte, was ich trug. Ich habe Rache nehmen wollen für alle Unbill, die das Leben und die Menſchen mir zugefügt, aber die Rache war nicht ſüß, ſie ſchmeckte bitter und ich lernte einſehn, daß es wahr iſt, wenn es in der heiligen Schrift heißt, die Rache ſei des Herrn. Ich bin wieder arm geworden, nachdem ich ein paar Jahre lang reich war, ohne mich ſolchen Reichtums freuen zu können, der nicht mit Ehren erworben war, und die ich arm gemacht habe ſind heute vielleicht reicher, als ich. Es ſteigt und fällt, die eine Welle hebt ſich und die andere ſinkt, wie es dem Gotte unſerer Väter gefällt; wir dürfen nicht murren. Ich bin mir ſelber untreu geworden und habe ſchwere Strafe verdient, der Herr ſtraft mich durch dieſen Weg, den ich gehn muß. Ja, der Weg iſt ſchwer, aber zu ſchwer iſt er nicht, der Herr läßt Keinen von uns zu ſchwer tragen. Auch für Sie iſt dieſer Weg ja ſchwer, ich weiß es. Sie haben ſie geliebt, als ſie noch ein Kind war und im dunklen Hinterzimmer meines Trödlerladens ihr fantaſtiſches Weſen trieb. Und nun, — nun finden wir ſie ſo. Hätte ſie nicht Ihr Weib werden können? Sie Beide hätten zueinander gehört, und wenn ſie auch in den Bräuchen ihrer Väter aufgewachſen iſt, den gleichen Göttern hätten ſie doch dienen können. Aber der Herr hat es anders gewollt" —

Er ſprach das Alles eintönig und ohne eine Erwiderung von mir zu erwarten, in die Luft hinaus. Endlich verſtummte er, und wir kamen an das Haus, in dem Eſther wohnen ſollte. Nun blieb Jakob Fränkel eine Zeitlang ſchwer athmend ſtehn und legte die Hand

auf sein Herz, als ob er dessen Schlag beruhigen wolle. Dann traten wir ein. In der ersten Etage, obgleich nirgends ein Schild zu sehen war, zog ich die Klingel. Die Korridorthür wurde nach einer Weile geöffnet, aber nur soweit die Sicherheitskette an derselben reichte, und eine Frauenstimme fragte aus dem Dunkel heraus, wer da sei. „Wir kommen im Auftrage des Lieutenants von Schöll," gab ich zur Antwort.

Nun öffnete sich die Thür weit und ich trat vollends ein, mich nach meinem Begleiter umschauend, der mir nicht folgen zu wollen schien. Er hatte sich gegen die Wand gelehnt, als ob er sich stützen müsse, um nicht zu fallen. „Welche Stimme war das?" flüsterte er mir mit dem Ausdruck höchsten Entsetzens zu, „um Gotteswillen, welche Stimme war das?"

Ich verstand ihn nicht. „Wollen Sie zurückbleiben?" fragte ich teilnehmend, „es wird das Beste sein."

„Nein! Nein!" schrie er plötzlich auf und war in der nächsten Sekunde an meiner Seite, „ich muß — ich muß" —

Wir schritten über die Schwelle in ein helldurchleuchtetes Gemach, in dem uns die Frauengestalt erwartete, die uns die Außenthür geöffnet hatte. Sie stand mitten im Zimmer und schaute uns prüfenden Blicks entgegen. Ein ehemals schön gewesenes Gesicht, das jetzt von Runzeln durchfurcht war, sah uns unter schneeweißen Haaren, die aus einer schlichten Haube hervorquollen, mit seltsam leuchtenden, dunklen Augen an. Sie war in ein schwarzes, einfaches Gewand ge-

hüllt, aber es lag etwas Vornehmes, Stolzes, Kalt-Abweisendes in ihrer stattlichen Erscheinung. Mich fesselte ihr Anblick unwillkürlich, sodaß ich sekundenlang vergaß, zu sprechen und unser Beider Eindringen hier zu rechtfertigen. Mir kam's plötzlich, wie eine Erinnerung, als hätte ich dieses schöne, stolze Weib, das jetzt als Greisin vor mir stand, in ihrer Jugend gesehn, als verknüpfe sich ihr Bild mit meiner Kindheit in irgendeinem räthselvollen Zusammenhang, und doch wußte ich ja, daß das nicht sein konnte, daß es thöricht von mir war, es zu denken und darüber zu grübeln. Ich sah Jakob Fränkel an. Der aber stand und starrte, wie leblos, wie in einem Bann gefangen gehalten, gleichfalls auf dies Weib und regte die Lippen, ohne daß er sprechen konnte, und kämpfte gegen die Erstarrung an, bis er endlich mit einem furchtbaren, gellenden Schrei losbrach, der von den Zimmerwänden zurückhallte: „Lea, — Lea, mein Weib!"

Was dann kam, weiß ich kaum mehr. Auch sie hatte ihn erkannt, den Mann, vor dem sie dereinst mit einem Andren geflohen war, und ihre erste Regung war auch in diesem Augenblick wieder, vor ihm zu fliehn, der nur gekommen sein konnte, um Rache an ihr zu nehmen nach so langer Zeit, die doch die Wunden nicht zu heilen vermocht hatte, welche sie ihm einst geschlagen. Dann aber las sie wol in den vergrämten, mitleidheischenden Zügen dieses gebrochenen Greises, daß ihm nichts ferner liege, als die Rache, mit der er doch nichts hätte wieder gut machen können von dem, was geschehen war, sie las darauf die alte Liebe, die noch immer nicht ganz

erloschen war trotz Verrath und Verbrechen, deren sie sich schuldig gemacht, und die schmerzvolle Seligkeit, sie noch einmal wiederzusehen, ehe ihrer Beider Tag sich geneigt hatte, gleichviel wo, gleichviel wie; — sie las darauf, daß er das schöne Weib, dessen Bild im dunklen Hinterzimmer neben dem Trödlerladen gehangen hatte, noch heute in ihr sah und daß er gekommen war, nicht zu strafen sondern zu verzeihen. Auch ihren Körper durchrüttelte ein eisiger Schauer. Dann aber trat sie schwankenden Schrittes auf den gebeugten, weißbärtigen Mann zu, der ihr seine beiden Arme entgegengebreitet hatte, und sank vor ihm auf die Kniee, um ihr Haupt in den Staub zu legen. „Jakob," sagte sie mit leiser, bebender Stimme, „ich habe schwer an Dir gesündigt aber ich bin auch schwer dafür gestraft worden. Mein Dasein war Elend und Verzweifelung durch viele, viele Jahre, und ich lebte mir selber zum Überdruß. Wenn Du kannst, so verzeihe mir um unserer einstigen Liebe willen!"

Jakob Fränkel aber hob sein Weib aus dem Staube auf und nahm sie an seine Brust. „Lea," sagte er, wie vorhin, nur in andrem Ton und mit andrem Ausdruck, „Lea, mein Weib" — —

Und über dieser Scene, der ich in tiefer Erschütterung schweigend zugeschaut, hatte sich die Thür des Nebengemaches leise geöffnet, und in ihrem Rahmen erschien Esther Fränkel, die erst die beiden alten Leute und dann mich mit großen, verwunderten Augen anblickte. Dann mußte sie wol begreifen, was hier vorging, der . mit einem plötzlichen Entschluß winkte sie

mir hastig, ihr zu folgen, warf noch einen scheuen Blick auf den Greis, der sie in seiner Versunkenheit nicht bemerkt hatte, und schloß, als ich neben ihr über die Schwelle getreten war, die Thür geräuschlos hinter uns zu. Sie sah sehr bleich aus aber sie war noch immer schön, so schön, daß mein Herz krampfhaft zu zucken begann, als ich nun mit ihr allein im Gemache stand, Auge in Auge ihr gegenüber, und in meiner Brust Jakob Fränkels Worte widertönten, die er draußen auf der Straße gesprochen: „Hätte sie nicht Ihr Weib werden können?“

Lange standen wir uns gegenüber, Beide keines Wortes mächtig. Nur ein eherner Entschluß lag auf ihrer Stirn, zwischen ihren Augenbrauen ausgeprägt, ein Etwas, vor dem mir bangte, ich wußte nicht, weshalb?

„Esther,“ sagte ich endlich, „so müssen wir uns wiederfinden?“

Sie nickte. „Ich wußte es. Vor dieser Stunde hat mir lange, lange Zeit gegraut, aber sie mußte einmal kommen, und es ist gut so. Nun ist das Spiel zu Ende.“

„Wir kommen um Kraft's von Schöll willen,“ fing ich nach einer Weile, mich bezwingend, an, „um einer Schuldverschreibung willen; — Du weißt, daß Kraft“ —

„Alles weiß ich. Ist er todt?“

„Todt? Nein. Er geht morgen über den Ozean, in ein neues Leben.“

Sie schüttelte kaum merklich die Stirn. „Ein neues Leben? Giebt es das noch für ihn? Glaubt er

daran? Mir kann es recht sein. Über den Ozean oder in den Tod, — das ist Alles eins. Ich bin doch am Ziel."

„Am Ziel? An welchem Ziel, Esther?"

Sie sah mich starr an. „Weißt Du's nicht, Gerd? Erräthst Du's nicht? Ich war's, die ihn soweit brachte, daß ihm nur noch die Kugel blieb, wenn er einen Funken von Ehrgefühl besaß, ich — Er hat mir's freilich leicht gemacht. Zweifeltest Du daran?"

„Ich ahnte es. Aber warum —?"

„Und das fragst Du noch und weißt doch, daß ich ihm das Elend meines ganzen Lebens verdanke! Auge um Auge, Gerd, und Zahn um Zahn. So steht es in der heiligen Schrift. Er war's, der mich durch Lüge und Hinterlist umgarnte und verführte, er, durch den ich als eine Gefallene schon in das Leben eintrat, in dem ich um deswillen vergeblich nach dem Glück suchte, er, durch den ich zur Dirne werden mußte, als mir die Künstlerlaufbahn verschlossen war, er! Und ich mußte, ich wollte ihn um deswillen verderben, wie er mich verderbt hatte, als ich ein ahnungsloses Kind war. Es war nicht schwer. Er mag jetzt weiterleben, sein Leben wird doch ärger sein, als der Tod, vor dem er so feige flieht; — ich bin gerächt."

Ihre Augen sprühten in dämonischem Haß, während sie das hervorstieß, die feinen Nasenflügel bebten und der volle Busen hob sich unter stürmischen Athemzügen. Sie war noch immer sehr schön, aber nicht mehr mit begehrendem, nur noch mit erbarmendem Blick konnt' ich sie betrachten, ob mir auch vor der Unerbittlichkeit dieses

Grolls und vor der Grausamkeit dieser Rache schauderte. „Erzähle mir Alles, Esther," bat ich nach kurzem Schweigen, „ich wußte alle die langen Jahre nichts von Dir. Ein Zufall brachte mich auf Deine Spur" —

„Früher oder später mußten wir uns ja wiedersehn," fiel sie ruhig ein, „ich wußte es und wußte auch, wie es dann kommen würde. Nun kommt es so. Zu erzählen hab' ich Dir nichts, Gerd. Ich übte meine Gewalt, die Gewalt, die jedem schönen Weibe über die Männer verliehen ward, damit sie ihr Geschlecht an denen rächen, die sich die Stärkeren dünken und noch immer uns gegenüber die Schwächeren gewesen sind, die zu unseren Sklaven herabzudemütigen nicht eben schwer ist, ich übte diese meine Gewalt gegen ihn, und wie hätt' er widerstehn sollen? Er war von jeher charakterlos, leichtsinnig, ohne jeden sittlichen Halt, — er that, was ich ihn thun hieß, blindlings, wahnsinnig, — bis er beim Verbrechen angelangt war. So hatt' ich ihn gewollt. Er nannte mich seine Maitresse und doch war er's, über den ich gebot; ich hätte Alles von ihm fordern können, in seiner Erbärmlichkeit hätte er's erfüllt, gleichviel, ob ihm eine Umarmung oder ein Fußtritt zum Lohn winkte. Als mich's ekelte, ihn sich so zu meinen Füßen krümmen zu sehn, bracht' ich's zu Ende — Weshalb willst Du davon hören, Gerd? Weshalb zwingst Du mich, Dir den ganzen Abgrund meiner Seele aufzudecken? Willst Du mich verachten, so thu's, ich verachte mich ja selbst, aber doch ruft es auch in dieser Stunde noch aus mir herauf: Du thatest Recht, du mußtest so thun, wie du gethan hast! Verdamme mich, wenn Du kannst, und

wenn du mich begreifst! Ich hatte keinen andren Halt mehr im Leben, keinen andren Daseinszweck mehr, als den einen: Rache, Rache für meine verlorene Jugend, mein zerstörtes Glück, mein vergiftetes Inneres, — Rache! Und ich habe sie geübt!“

„Und weshalb, Esther, weshalb verließest Du mich damals, als ich Dir die Hand entgegenstreckte, die Dich aus der Tiefe hätte emporheben können mit der heiligen Kraft der Liebe, die mich beseelte? Du stießest die Rettung zurück, die sich Dir bot, — Du wolltest nicht befreit werden aus den Banden, die Dich fesselten!“

Ich sah, wie sie unter meinen Worten erbebte, wie sie nach Athem rang und die Hände fest auf die Brust preßte. Dann aber schüttelte sie langsam die Stirn. „Nein, Gerd, es war zu spät. Es war ein schöner Irrtum, dem Du Dich hingabst, und die Leidenschaft, die Dich gefangen hielt, ließ ihn Dich nicht erkennen. Aber einmal hättest Du ihn doch erkannt, — später, wenn ich Dein Weib geworden wäre, und dann, — dann wäre es unser Beider Elend geworden. Wir hätten ein Leben weiterschleppen müssen, das schlimmer gewesen wäre, als der Tod. Nein, nein, Gerd, ich liebte Dich, und weil ich Dich liebte, durfte es nicht sein, durfte ich Dich nicht für immer unglücklich machen. Ich konnte zweifeln, konnte mich selber betrügen und Dich und mich eine Zeitlang in selige Hoffnungen wiegen, aber dann, als mir die klare Besinnung, die Erkenntniß dessen zurückkam, was ich hatte thun wollen, da mußt' ich Dich verlassen, mußt' ich Deiner hochherzigen Versuchung entfliehn, — weil ich Dich liebte. Aus Liebe verrieth ich Dich, Gerd!

Wenn ich viel gesündigt habe: um dieses Opfers, um dieser Entsagung willen, die mich unheilbar bis in's innerste Mark meines Lebens traf, wird mir viel vergeben werden. Die Reinheit solch' paradiesischen Glückes, wie sie Deine Liebe mir bot, war für eine Gefallene nicht mehr, ich durfte auch nicht mehr hoffen, noch je ihrer würdig zu werden, mochte ich gleich in wahnsinnigem Zorn gegen das Schicksal rasen, das mir kein ‚Zurück' mehr gestattete. Die Menschen reden wol davon, daß auch eine Gefallene wieder entsühnt werden könne, und mir standen vielleicht mancherlei Milderungsgründe in ihren Augen zur Seite, aber ich selbst wußte es besser, als sie Alle: sie belügen sich untereinander, der Himmel ist verschlossen für die, die von der verbotenen Frucht genossen haben, verschlossen für immer. Und ich preßte die Lippen zusammen, damit sich ihnen kein Schmerzenslaut entringen könne, und grub die Nägel meiner Finger in mein Fleisch, um durch körperlichen Schmerz die im Innern wühlende Qual zu übertäuben, und floh, — floh vor dem Glück, das ich nicht verdiente, vor der Liebe, deren ich nicht mehr würdig war, vor Dir, den ich liebte, liebte mit allem Weh meiner zerrissenen Seele" —

Sie warf sich, wie von einem Krampf gepackt, auf den Divan nieder, begrub laut aufstöhnend ihr Gesicht in den Kissen und rang so eine Weile in wildem Schmerzensausbruch nach Fassung. Ich wußte nicht, wie ich ihr helfen sollte, mich selber durchrüttelte es, wie Wahnsinn und Verzweifelung. Ich kniete an ihrem Lager nieder, ergriff ihre Hände und bedeckte sie mit meinen

Küssen. Eine Weile litt sie das schweigend, dann fuhr sie auf und rief: „Was thust Du? Du küssest einer Verworfenen die Hände, — weißt Du das auch?“

Sie setzte sich aufrecht hin, legte die Hände im Schoos zusammen und hieß mich aufstehn. Ich trat an's Fenster, den Rücken ihr zugekehrt, und suchte meiner Bewegung Herr zu werden. „Und wie kam es dann weiter?“ fragte ich nach einer langen, qualvollen Pause, mich ihr wieder zuwendend.

Sie hielt die Augen in den Schoos gesenkt, während sie entgegnete: „Wenn ich auch Deiner unwert war und Dir nie im Leben angehören durfte, so wollt' ich doch um Deinetwillen fortan ein reines, makelloses Dasein führen. Deine Liebe hatte mich geheiligt, Gerd. Ich wollte, nach wie vor, eine große Künstlerin werden, Gutes thun und die schalen Lockungen der Welt verachten, so daß ich einst, — nach langen Jahren, — hätte vor Dich hintreten können, um Dir zu sagen: ‚Deine Liebe hat mich fromm und gut gemacht, wenn sie mir auch das Glück nicht bieten durfte, das Du für mich im Sinne hattest, Gerd, — hab' Dank!‘ Es ist anders gekommen, das Schicksal hat es so milde nicht für mich ausgehen lassen, und — so müssen wir uns gegenüberstehn — nach Jahren“ —

„Dein Leiden hinderte Dich, Deine Künstlerlaufbahn wiederaufzunehmen?“ fragte ich bebend.

„Ja. Die Ärzte hatten mir Heilung durch einen südlichen Winter versprochen. Ich ging nach Kairo, aber das Frühjahr kam, ohne mir den Gebrauch meiner Stimme wiederzugeben. Man vertröstete mich auf einen zweiten

Winter, den ich gleichfalls an den Ufern des Nils verlebte. Aber wenn ich auch, wie vordem, ohne Anstrengung sprechen lernte, keinen reinen Ton vermocht' ich mehr aus der Kehle zu bringen, wenn ich zu singen versuchte. Mein Argwohn gegen die Ärzte wuchs mit meiner Verzweifelung über meine trostlose Lage. Meine Mittel waren zu Ende, meine Ersparnisse hätten für einen dritten Winter in Ägypten nicht mehr gereicht, selbst wenn ich mir Heilung davon versprochen hätte. Aber selbst das war nicht einmal der Fall. Ich ging hierher zurück, mir von einer der ärzlichen Autoritäten mein Urteil sprechen zu lassen. Ich forderte die volle Wahrheit, und sie ward mir: ich konnte meine Stimme nie wiedererlangen, mein Leiden war unheilbar."

Esther schwieg hier einen Augenblick, um mich mit flüchtigem Wimperaufschlag anzuschauen; es war ein todestrauriger Blick, den sie mir zuwarf. Ich wußte ja, was nun kommen mußte.

„Was blieb mir nun?" fuhr sie nach einer Weile fort, „alle meine Pläne und alle edlen Vorsätze waren mit einem Schlage zerstört. Ich war arm, bettelarm. Wie hätt' ich mich auf ehrliche Weise durch die Welt bringen sollen? Wer sie kennt, wie sie ist, wird sich nicht wundern, daß es mir mißlang. Denn ich versuchte es wirklich; ich wollte nicht von der Straße verschlungen werden, wollte arbeiten und mir mein bescheidenes, rechtschaffenes Brod suchen. Arbeiten! Jawol, aber Keiner gab mir Arbeit. Ich sei zu schön dazu, meinten sie, ich könne mir's leichter machen, zu erwerben, und zwar Glanz und Reichtum zu erwerben. Was verstand ich

denn auch zu arbeiten? Und wenn man mich nach meiner Vergangenheit fragte, mußt' ich nicht erwidern, daß ich auf dem Theater gewesen sei? Eine Theaterprinzessin, die sich in ehrlicher Leute Häusern Arbeit zu suchen wagte, und noch dazu eine Jüdin, ein Mädchen, das seinem Vater davongelaufen war! Ich war ja thöricht genug, die volle Wahrheit einzugestehn, wenn man mich darum fragte. Hohnlachend jagten sie mich überall fort, sie hatten keinen Platz für eine Abenteurerin, sie sagten mir, ich solle dorthin gehn, wohin ich gehöre, und nannten mir die Namen jener Vergnügungslokale, in denen das Laster seine Orgien ungestraft feiert. Mit Abscheu wandte ich mich von dem Gedanken ab, bis endlich der Tag kam, wo mich die Not gegen den Ekel vor ihnen abstumpfte und ich doch dorthin ging. Schaudert's Dich ,Gerd? Mir blieb ja nichts Andres, wenn ich nicht verhungern wollte, ich mußte gehn, sie stießen mich in das lockende Elend hinein, meine Vergangenheit zwang mir meine Zukunft auf. Und es war ja auch sehr lustig dort, glänzend und üppig und schwelgerisch ging es zu, und Geld strömte mir in Hülle und Fülle entgegen; — nur daß meine Seele dabei vermorschte und jede edle Regung, jedes menschenwürdige Empfinden dabei in Fäulniß überging, — aber wen kümmerte das? Buhldirnen müssen lustig sein, sie heißen ja nach der Freude, sonst stößt man sie fort, in die Gosse, in den Koth hinaus, — und ich war lustig, sehr lustig, um nur leben zu können. Und nicht ich allein wollte leben, auch meine Mutter wollte es. Ich hatte sie plötzlich eines Tages an einem jener gleißenden Orte gefunden, nicht mehr als Phryne,

— dazu war sie zu alt geworden — aber als Beschützerin junger Freudenmädchen, als Sklavenhalterin — Ich wollte mich ihr auch verdingen und — wir erkannten einander. Wie es kam, weiß ich kaum selbst; ich erzählte ihr meine Geschichte, sie mir die ihre, wir nannten uns unsere wahren Namen und — Mutter und Tochter standen sich gegenüber! Mit ihr war es gegangen, wie mit mir. Man hatte sie treulos verlassen, sie war zur Ausübung ihrer Kunst zu alt geworden, — sie mußte leben! Es war eine von jenen Geschichten, die Einem das Herz erstarren machen in ihrer logischen Entwickelung aus dem ersten Fehltritt durch lauter glänzendes Elend bis zum Versinken in der Tiefe sittlicher Verkommenheit, eine Geschichte, wie es soviele giebt, wie es meine eigene auch war — Laß mich über jenes furchtbare Wiederfinden zweier Verlorener und über die nächste Zeit, die ihm folgte, hinweggehn! Ich will kurz sein und muß zum Ende eilen. Meine Mutter zog zu mir und nahm es an, fortan von dem zu leben, was ich erwarb, — nicht mehr an jenen Orten erwarb, wo wir uns gefunden hatten und wo reiche Lüstlinge in einer einzigen Nacht mehr vergeudeten, als eine Proletarierfamilie während der Zeitdauer eines Jahres zum Leben bedarf, aber doch durch die gleichen, verbuhlten Künste und durch meine Reize, — das Einzige, was ich noch mein nennen durfte. Mehrere reiche Herren vom hohen Adel ruinirten sich durch die Verbindung mit mir. Ich war unersättlich darin, ihnen das Einzige zu nehmen, was sie mir begehrenswert machte: ihr Geld, erfinderisch in tausend Künsten, durch die ich sie veranlaßte, es zu vergeuden.

Wenn sie gewußt hätten, wie ich sie verachtete, wie sie mir nur um so widriger erschienen, je bereitwilliger sie mir Alles hinopferten, was sie besaßen! Vielleicht wären sie freilich auch dann geblieben; ich habe gelernt, die Menschen gering zu achten. Wenn sie dann ruinirt waren, verschloß ich ihnen meine Thür. Ich nahm auf meine besondere Art meine Rache an den Menschen, die mich beschimpft und verhöhnt, mich ausgestoßen und zum schändlichsten aller Gewerbe gezwungen hatten; nur in dieser Rache noch fand ich eine Art von Befriedigung. Als sie mir meldeten, Einer von Denen, die ich nicht mehr empfangen wollte, weil sie für mich ihr Vermögen verschleudert hatten, habe sich eine Kugel durch den Kopf gejagt, ließ es mich ganz kalt, ich glaube, ich nannte ihn achselzuckend einen ‚armen Narren'. Das war Alles. Mein Herz hatte sich zu Stein verhärtet, ich lechzte nur nach Rache, nach Genuß, nach einem Taumel, in dem all' mein Denken und Fühlen unterging. Und dann fand mich Kraft von Schöll, oder ich fand ihn — das willkommene Opfer für meinen dämonischen Haß, meinen ersten Verführer, dem ich's verdankte, auf die Bahn des Lasters gerathen zu sein, von der es keine Umkehr mehr giebt! Wie es dann kam, weißt Du; es ging mit ihm, wie es mit den Andren gegangen war, — und ich bin am Ziel!"

Es klang mir schaurig in der Seele nach, dies ‚am Ziel', das sie nun schon des Öftern ausgesprochen hatte. Aber weder darauf, noch auf ihren, in seiner gedrängten Kürze so vielsagenden, so inhaltreichen Bericht wußt' ich auch nur ein Wort zu erwidern. Auch wenn ich ihr Thun

begriff, ich konnte es nicht verzeihen; ich konnte ihr's nicht verzeihen, daß sie, dies schöne, herrliche Weib sich so tief erniedrigt, sich so rettungslos im Staub der Straße verloren habe. Ich mußte unserer Kindheit gedenken, unserer Jugendträume, unserer goldenen Hoffnungen, ich mußte daran denken, daß ich sie in meinen Armen aus den Flammen getragen hatte, die ihren schönen Leib lieber hätten verzehren sollen, als daß er nun so schnöde sich selbst dem Meistbietenden preisgegeben; ich mußte daran denken, daß ich sie geliebt hatte mit aller Inbrunst meiner Seele, — und mein Herz schlug dumpf und schwer in meiner Brust, ich fand kein Wort der Vergebung. Mir grauste vor diesem dämonischen Haß einer früh geschändeten Frauenseele, vor diesem maßlosen Durst, sich zu rächen, vor dieser Weltverachtung und vor dieser grausam-kalten Wollust bei der Zerstörung eines Menschendaseins. Ich konnte nicht heucheln, konnte mich nicht zwingen, ihr ein tröstendes Wort zu sagen; — Trost! Er hätte diesem wilden Vernichtungsdrang, diesem triumfirenden Hohn, dieser kühlen Befriedigung an einer wahnsinnigen Vergeltung gegenüber wie Ironie klingen müssen! Ich wandte mich schweigend von ihr ab und trat wieder an's Fenster, durch das ich trübe in den trüben Wintertag hinausstarrte. Mir war es, als trüge ich heute hier meine Jugend zu Grabe —

Minutenlang unterbrach auch sie das dumpfe Schweigen mit keinem Ton. Dann hörte ich sie mit bitterem Nachdruck leise sagen: „Nicht wahr, Gerd? Das Alles ist furchtbar, und jetzt, nachdem Du es erfuhrst, küssest Du mir die Hände nicht mehr?“

Mich durchrann ein Zittern vom Scheitel bis in die Fußspitzen hinab, aber ich drehte meine Stirn nicht zurück und ich sprach kein Wort; nur meine heißen Schläfen kühlte ich an den Scheiben. Dann endlich kam es über meine Lippen: „Dort drinnen feiern sie ein Fest der Versöhnung, Esther. Geh' zu ihnen, vielleicht verzeiht auch Dir Dein Vater" —

„Ja," gab sie in eigentümlichem Tone zurück, „er wird mir verzeihen, ich weiß es. Aber nicht ich darf zu ihm gehen, ich halte mein Gelübde, nach dem ich nur zurückkehren wollte, wenn sich mir erfüllt hätte, was ich erstrebt, wenn ich aus eigener Kraft eine große Künstlerin geworden wäre. Er muß zu mir kommen, Gerd, rufe ihn, es ist Zeit!"

Meine Stirn flog nach ihr herum, und meine Blicke forschten verwundert in ihrem Antlitz. Aber sie lasen nichts darin, als eherne Entschlossenheit, als einen auf ihren Zügen erstarrten, herben Seelenschmerz. Ich ging leise, die Thür nach dem Nebenzimmer zu öffnen, in dem Jakob und Lea Fränkel Hand in Hand stumm beieinander saßen.

„Ihre Tochter wartet Ihrer," sagte ich, „wollen Sie nicht auch zu ihr kommen? Es ist ein Fest der Aussöhnung und der verzeihenden Liebe heut" —

Ich sah, wie es durch Jakob Fränkel's Augen sekundenlang mit seltsamem Schimmer hinrann. Dann umschloß er die Hand des wiedergefundenen Weibes fester mit der seinen, stand auf und entgegnete nickend:

„Wir kommen" —

So traten sie Beide nebeneinander in Esther's Gemach. Keiner sprach ein Wort. Esther stand neben dem Tische, auf dessen Marmorplatte sie ihre rechte Hand gestützt hatte, hoch, schlank und bleich, wie eine Götterstatue. Als sie die Beiden kommen sah, fuhr es, wie ein Beben durch alle ihre Glieder. Sie wollte ihnen entgegenschreiten und vermochte es nicht, ihre Kräfte versagten ihr den Dienst, sie schwankte, durch ihre Augen lief es, wie ein Schwindel hin, der sie packte. Dann ließ sie sich plötzlich auf ihre beiden Kniee nieder und beugte das schöne Haupt, das die dunklen Locken schlangengleich umringelten, tief herab —

„Vater, vergieb mir," stammelte sie, „ich habe schwer an Dir gesündigt, aber ich habe auch schwer gebüßt" —

Jakob Fränkel trat auf sie zu, sie emporzuheben, aber sie nahm die Hand nicht, die er ihr bot, sondern rief nur: „Sage mir, daß Du mir vergiebst, Vater" —

Da legte er seine beiden Hände, wie segnend, auf ihr weiches, duftiges Haar und sprach mit vernehmlicher, nur leise zitternder Stimme: „Dir sei vergeben, meine Tochter —"

„So legt mich nieder," bat sie jetzt mit stockendem Ton, „legt mich auf's Bett, — ich sterbe —"

„Esther!" schrie Lea Fränkel mit markerschütterndem Weheruf auf, „Esther!"

Sie war zusammengebrochen. Jakob Fränkel's Arme aber hoben sie auf, trugen sie, wie ein Kind, auf den Divan und betteten sie dort. Ihre Augen begannen

sich zu umfloren. Die meinen schweiften, während Jakob und Lea Fränkel sich über ihre Tochter herabbeugten, suchend durch das Gemach, und ich fand, was ich geahnt hatte. Auf einem kleinen Tischchen in der Zimmerecke stand ein Krystallglas mit einem Rest weißlicher Flüssigkeit, ein Siegelring, den ich noch vorher an Esther's Finger gewahrt hatte, lag mit geöffnetem Stein, unter dem sich eine Kapsel barg, daneben. Sie hatte Gift genommen, während ich ihre Ältern gerufen hatte. Sie war ja — am Ziel —

„Sie stirbt!" rief Jakob Fränkel, niederknieend und mit seinem Arm das herabgesunkene Haupt der Tochter stützend, „mein Kind, meine Tochter Esther, die ich endlich, endlich wiedergefunden, noch ehe ich in die Grube fahren muß, stirbt, — ich soll keine Kinder mehr haben" —

„Gerd!" hörte ich Esther's Stimme nun leise durch den Jammer des Vaters und die Verzweiflung der Mutter an mein Ohr schlagen, „Gerd, — wo bist Du?"

Ich trat neben die beiden alten Leute vor ihr Lager hin und ergriff ihre Hand.

„Hier bin ich, Esther" —

Sie umschloß mit ihren Fingern eng die meinen.

„Dann laß uns nun zusammen durchs alte Königsthor in die Anlagen hinauswandern, Gerd," sagte sie mit leisem, geisterhaften Flüstern, „weiter, — immer weiter, — bis an Dornröschen's Schloß — Weißt Du's noch, Gerd? Damals schlief ich ein, und dann küßtest Du mich; — ich will wieder einschlafen, und Du sollst mich wieder küssen, Gerd —"

In einem kaum noch vernehmbaren Hauch erstarb

ihre Stimme, ein frostartiger Schauer durchrieselte ihre Glieder, die sich, wie im Krampf, noch einmal zusammenzogen und dann starr und regungslos ausstreckten. Ihre Brust athmete nicht mehr, sie war todt, das Gift hatte schnell und sicher gewirkt.

Ich stand eine Weile, nach Fassung ringend, vor diesem schönen, stillen Marmorbilde, dann drückte ich ihr die Augen zu, legte meine Lippen auf die ihren, die noch einen letzten Rest der Wärme des schnell entströmenden Lebens bargen, und küßte sie innig.

„Schlaf' wohl, Esther," sagte ich, „schlaf' wohl in Dornröschen's Schloß!" — — —

Zwei Tage später, wieder an einem trüben, naßkalten Wintermorgen, stand ich auf dem Hamburger Bahnhof, von dem Heinrich Pätzold und Kraft von Schöll gemeinsam die Reise nach der Seestadt antraten. Heinrich wollte Kraft erst am Bord des überseeischen Dampfers verlassen, wenn die Glocke zur Abfahrt läutete, erst dann sollte ihm auch das wenige Geld ausgehändigt werden, mit dem man ihn in die fremde Welt entließ, in der er sich selbst sein Geschick schmieden sollte.

Man sah dem in einen warmen Reisepelz gehüllten, jungen Manne, der mit so blasirtem Lächeln das Einladen der Koffer in die Gepäckwagen beobachtete und dazu mit liebenswürdiger Nonchalance eine Cigarre rauchte, freilich nichts von dem Ernst des Lebens an, der seiner nunmehr wartete; man mußte Heinrich's Vorsicht vielmehr begründet finden und mit ihm argwöhnen, der junge Elegant werde sein Reisegeld schon in Hamburg verjubeln, wenn man ihn nicht bewache. Heinrich

hatte ihm auf meine Bitte Esther's Tod mitgeteilt. Auch dies ließ ihn ungerührt. „Man sollte ihr doch wol einen Kranz auf's Grab legen," hatte er, die Cigarre zwischen den Zähnen, gemeint, „man kann ihn ja billig nehmen."

Nicht um seinetwillen war ich auf den Bahnhof gekommen, ich richtete nicht einmal ein Wort des Abschieds an ihn; aber von Heinrich wollte ich erfahren, wie es im Hause des Geheimraths stand, das ich unter der erschütternden Einwirkung, die Esther's Tod auf mich ausgeübt, in diesen beiden Tagen nicht hatte betreten können.

„Der Geheimrath ist fort," sagte Heinrich, dessen ernstes Gesicht mir doch heute, wie von einem milden Widerschein des Glückes verklärt, erschien, „ich habe es für meine Pflicht gehalten, ihn in einer Anstalt unterzubringen" —

Ich erschrak. „In einer Anstalt?"

Ich sah ihn an und begegnete seinem Blick, der meine stumme Frage bejahte.

„Die Anfälle von Tobsucht machten es unvermeidlich," sagte er, „auch Dora stimmte mit mir überein. Es ist am Besten so. Den finanziellen Ruin und den Auszug aus dem eleganten Hause hätte er sonst kaum überlebt."

„Und — er ist unheilbar?"

„Ich glaube, ja. Hoffentlich hat er nicht lange mehr zu leiden."

Die Lokomotive pfiff, und das zweite Glockenzeichen wurde gegeben. Kraft stieg ein und streckte sich bequem

auf dem Sitzpolster im Coupé aus. Ich hielt Heinrich bei den Händen zum Abschied.

„Ich gehe jetzt zu Dora," sagte ich, „soll ich ihr noch einen Gruß von Dir bringen?"

Er nickte aufleuchtenden Auges. „Ja, thu' das, Gerd; seit heute Morgen ist Theodora von Schöll meine Braut" —

Ich ließ seine Hände los. Der Schaffner mahnte zum Einsteigen, die Coupéthüren flogen zu, die Glocke schlug an. Heinrich winkte mir noch einmal zu. Dann durchgellte der Lokomotivenpfiff die Luft, und die Wagen setzten sich langsam rollend in Bewegung. Eine Weile sah ich dem Zuge mit schwimmenden Augen nach, dann trat ich den Heimweg an. Durch den trübkalten Wintermorgen schritt ich einsam meiner einsamen Wohnung zu.

XV.

Es ist nun schon eine Reihe von Jahren verflossen, seit ich die drei Jahrzehnte zurückgelegt habe, die wir ein Menschenalter zu nennen pflegen. Wenn dreißig Jahre wirklich ein solches ausmachen, so haben wir kein Recht mehr auf die weiteren und müssen sie als ein unverdientes Gnadengeschenk gütiger Götter hinnehmen. Aber nicht hinnehmen nur sondern auch nützen, dem Dichterwort zufolge:

„Es trügt das Maß der Zeit;
Am Längsten hat gelebt,
Wer in der kleinsten Frist
Das Größte hat erstrebt."

Ich denke oft dabei an Tante Babette zurück und an die Lehren, die sie mir gegeben, nach denen sie selbst ihr Leben gelebt. Das Größte in der kleinsten Frist erstreben, — den Göttern dienen und wider die Götzen ankämpfen: habe ich's gethan in dem Menschenalter, das hinter mir liegt? Nein; — dein Schatten, der mich zu dieser Stunde umschwebt, ruft: Nein! Ich habe menschlich geirrt, gestrauchelt und gefehlt. Es sind ihrer wenige Gottbegnadete, die von dem, was sie als das Rechte erkannt, niemals abfallen, wir Andern gehen in der Irre, ehe wir nach langem Suchen in Dunkelheit und Lüge den Pfad wiederfinden, der uns an's Ziel bringt. Aber Eines darf ich mir bekennen: ich habe die Götter,

zu denen ich gebetet, nie verleugnet, habe nie ihrer gespottet, auch wenn ich ihnen untreu geworden. Deshalb durfte ich mich immer wieder ihnen in Andacht nahen, vor ihnen niederfallen und mit freier Stirn zu ihnen emporblicken. Ob ich ihnen fortan alle Zeit treu bleiben werde? Wer darf seiner selbst so sicher sein, um sich dessen zu rühmen? Aber sie verleugnen, zu anderen Göttern übergehen werde ich nie, so lange ich über mich selbst gebiete. In unserer ideallosen Zeit, die keiner Götter mehr bedarf, weil das Individuum sich selber genug ist, werde ich mich mit den Gleichgesinnten allezeit um das Banner der Freiheit, des Rechts und der Wahrheit schaaren und meine besten Kräfte bis zur letzten Stunde daransetzen, das, was ich für heilig und gut erkannt, zu vertheidigen und zu schirmen, — man mag es Überzeugung nennen oder Gott. Ob ich in meinen Anschauungen irre, weiß ich nicht, wie unsere Gegner nicht wissen, ob die ihrigen vielmehr zu Recht bestehen sollten: wir Alle sind Menschen und müssen unbeirrt thun, wozu unser Herz uns treibt, damit auf Jeden von uns das edel-schöne Wort eines der Besten unter den lebenden Poëten Anwendung finde, der da singt:

„Und wahrlich, er that das Seine, mit tapfer-
Gläubigem Mut, auf Gold nicht bedacht und das Lob des ge-
meinen
Haufens. Er diente dem Gott, der ihm als der wahre geschienen.
Sag', was kann ein Sterblicher mehr? D'rum mag es auch
mir nun,
Den zu and'rem Glauben das Herz hindrängte, vergönnt sein,
Meinen Göttern getreu hinfort mein Wesen zu treiben,
Wie ich muß und vermag!" — —

Heute ist es ein Jahr, seit ich in Rom weile. Es ist gekommen, wie ich es an Gottwalt schrieb, als ich meine Entlassung aus dem Staatsdienst genommen. Ein paar Jahre lang hab' ich, mit der Feder in der Hand, meine Überzeugungen in dem ernsten Kampfe verfochten, der jetzt im Vaterlande neu entbrannt ist und alle Feinde des Lichts und der Freiheit zu wildem Ansturm gegen die letzten Errungenschaften unseres großen Jahrzehnts entboten hat. Es hieß, treu und fest auf seinem Posten stehn. Aber der Blick für Menschen und Dinge trübt sich leicht, wenn man jahrelang aus dem engen Parteigetriebe mit keinem Fuße mehr in die Welt hinaustrat, und die Gefahr liegt nahe, in scharf umgränzten Prinzipien zu verknöchern und die freie Ausschau auf das Wohl des Ganzen einzubüßen. Nicht auf der Fahnenflucht kam ich über die Alpen und nicht, weil die Dinge daheim Mißmut, Überdruß und Verzagtheit in mir erregten oder die Siegeshoffnung für unsere großen Ideen mir schwand, ich kam, um mir Sinne und Kräfte im Anschaun des Unvergänglichen zu schärfen, meinen Blick zu klären und meine Seele von allen ihren Schlacken zu läutern, damit sie für diesen heiligen Kampf um unsere höchsten Güter gegen pfäffischen Übermut, gegen römisches Dunkeltum, gegen junkerlichen Despotismus und gegen die Charakterlosigkeit des modernen Strebertums gefeit sei. Es war ein Jahr der Prüfung und ein Jahr des Lernens. Jetzt steh' ich fester, als je, zu dem, was ich für Recht erkannt, und meine Waffen sind geschliffen. Ich werde den Manen meines Vaters treu bleiben, nur daß in der verwandelten Zeit auch unsere Kampfart sich ver-

wandelt hat; wir ringen nicht mehr mit stürmender Hand um unsere Ideale, wir entrollen das Banner der Freiheit, fechten mit den Schwertern des Geistes und vertrauen geduldig unserer Hoffnungen Verwirklichung der Alles reifenden Zeit an. Der gesunde Geist unseres Volkes läßt sich auf die Dauer nicht unterjochen, nicht irreleiten, nicht vernichten; früher oder später müssen wir siegen. Diese Zuversicht, die nicht zu Schanden wird, muß uns über alles Ungemach der Gegenwart hinforttragen, und das Unterliegen unserer Ideen, nachdem sie sich einmal schon siegreich emporgekämpft, darf uns nicht entmutigen. Europa's größter Staatsmann, der seit zwei Jahrzehnten unseres Volkes Geschicke lenkt und es als große, einige Macht einer Welt von Feinden achtunggebietend entgegenstellte, hat diesem Volke die Freiheit nicht geben wollen, nach der es lechzte und hat ihm, als er selbst erst seine Begierden aufgestachelt, Steine gereicht anstatt des Brodes, das es verlangte. Große Ideen wollen ihre Zeit und ihre Männer; wir harren ihrer und halten den Mut aufrecht im Ansturm der Reaktion. Auch um Geduld zu lernen, war es gut, eine Weile unter den Säulentrümmern des römischen Forums zu wandeln.

Gottwalt arbeitet an einem griechischen Krieger, der „Sieg!“ rufend im Sturmschritt vom Marathonischen Schlachtfeld nach Athen eilt. „Wir werden auch einmal rufen, wie er!“ meint er lächelnd, wenn wir im Säulenhof seines Künstlerheims unter Marmorblöcken und Skulpturfragmenten sitzen und von dem reden, was uns das Herz zutiefst bewegt, vom Vaterlande, gerade

wie vor Jahren in der Laube meines kleinen Gartens, hinter der Studentenwohnung in Heidelberg. Auch Gottwalt treibt „seinen Göttern getreu“ sein Wesen, und ihm zur Seite steht ein starkes, gutes, mutiges Weib und wiegt auf ihren Armen seinen Sohn, dem sie meinen Namen gegeben haben. Ich neide ihnen ihr Glück nicht, ich sonne mich daran. Nicht in unserem Schicksal beruht ja unser Glück sondern darin, wie wir es tragen, und wie wir es auffassen. Auch ich, der Einsame, bei dem „der Tumult des Blutes zahm“ geworden und der nur noch seinen schriftstellerischen Plänen, seinen Dramen, seiner journalistischen Kämpfer-Thätigkeit lebt, auch ich bin glücklich im Dienst meiner Götter.

Oft und gern schweift mein Blick in die Vergangenheit zurück, die, wie ein abgeschlossenes Ganzes, hinter mir liegt, seit ich ein Menschenalter erreichte, und die ich in diesem Jahr der Selbstprüfung auf flüchtigen Blättern für mich aufgezeichnet. Wenn ich noch krankte, ehe ich hierherkam, jetzt bin ich gesundet. Für uns Alle ist ja Italien das Land des Gesundens, ob wir geistig oder körperlich erkrankt über die Alpen zu ihm niederstiegen, und die Fontana Trevi ist ein Jungbrunnen voll unversiegbarer Heilkraft. Hier lernt man auch, wie verschwindend klein das Weh des einzelnen Menschenherzens ist gegenüber dem stummen, gewaltigen Schmerz einer Welt, die aus Tempeltrümmern und Götterstatuen zu uns redet. Am Unvergänglichen lernen wir uns stählen gegen die Qual der Vergänglichkeit, und für uns Kinder der Welt auch ist's wohlgethan, in die ewige Stadt zu pilgern und in Sankt Peter's Kuppeldom zu treten. —

Aus der Heimat kommt mir dann und wann eine Kunde, die mir das Herz bewegt. Doktor Heinrich Pätzold und Theodora von Schöll sind längst ein Paar geworden; in ihrer schlichten, anmutenden Häuslichkeit, darin die Arbeit wohnt und das Glück sein Heim aufgeschlagen, hat auch die Geheimräthin eine Stätte gefunden, seit man ihren Gatten aus dem Irrenhause auf den Friedhof hinausgetragen. Auch ich werde, wenn ich wieder daheim bin, ein Haus kennen, in dem ich zu jeder Stunde einkehren darf, in dem die treuesten Herzen für mich schlagen.

Kraft von Schöll thut in Amerika harten Frohndienst. Er hat mancherlei versucht, ist immer wieder gescheitert und erwirbt sich jetzt kargen Lohn als gemeiner Fabrikarbeiter. Vielleicht reift ihn die Not zum Manne und ein gütiges Geschick läßt ihn noch einmal an die Oberfläche des Lebens zurücktauchen. Die Geheimräthin spricht gern von ihm und immer mit Thränen in den Augen, sie glaubt an die Schuld „ihres Kraft“ nicht. Von Alexandra dagegen spricht Niemand mehr. Sie hat sich ganz von den Ihrigen losgesagt und gilt als verschollen. Heinrich hat freilich unter der Hand erfahren, daß sie sich als „Gräfin Scherer“ in Monte Carlo aufhält und unter der zweifelhaften, kosmopolitischen Gesellschaft dort und in Nizza eine hervorragende Rolle spielt. Man sieht sie oft am Spieltisch, wo sie ungeheure Summen verliert, und fabelt viel von ihren galanten Abenteuern; sie ist dort eine „lionne du jour“ geworden. Aus dem im Hause des Geheimraths ge-

ſtreuten Samen von Lüge und Heuchelei iſt ſchlimme Saat aufgegangen.

Im alten Eckhauſe an der Brunnenſtraße leben noch zwei alte Leute, mit denen meine Jugenderinnerungen verwebt ſind, und harren des Tages, da man ſie in das Land abberufen wird, „aus des Bezirk kein Wandrer wiederkehrt.“ Unter ſeinen Blumen und Vögeln und unter den Tönen ſeiner Geige lebt Hieronymus Wandermann, an dem das Glück bis zu Tante Babette's Tode immer ſo nahe vorübergegangen, und im Erdgeſchoß rechterhand iſt auf's Neue der Trödlerladen eröffnet, in dem Jakob Fränkel ſich und ſein Weib redlich und armſelig durch's Leben bringt. Seit Eſther's Tode iſt es ja doch kein rechtes Leben mehr. Nach der Akazie hoch oben auf dem Dache der Heiligengeiſtkirche blickt vom hinterſten Winkel des kleinen, engumſchloſſenen Hofes wol kein ſterbliches Auge mehr. Mir aber iſt's oft, als ſtände ich dort an Eſther's Seite und ſchaute empor.

Doktor Salo Frank arbeitet weiter im Solde der Regierung, in deren Händen die Macht iſt. Seine mit den drei Sternen unterzeichneten, ſcharfen und ſchlagfertigen Artikel finde ich oft im „Kometen,“ als deſſen Chefredakteur er jetzt zeichnet; wenn er noch höher in Rang und Ehren emporſteigt, darf man es der Regierung, die in ihm über eine ſchätzenswerte Kraft verfügt, nicht verübeln; er vertheidigt heute ebenſo beredt und für die Menge verführeriſch alle reaktionären Maßnahmen, wie [redacted]ie früher auf höheren Auftrag hin bekämpfte. Auch hat er eine reiche Frau aus den vor-

nehmsten Ständen geheiratet und sieht alle seine hochfliegendsten Wünsche erfüllt. Freilich, „mit tapfer-gläubigem Mut“ thut er das Seine nicht, sondern „auf Gold ist er bedacht und das Lob des gemeinen Haufens.“

Er ist aber der Einzige nicht, der danach strebt; es sind heute ihrer Viele, die keine Götter mehr haben, zu denen sie beten könnten, keine Ideale mehr, zu denen sie emporschauen. Sie alle drücken unserer Zeit recht eigentlich ihren Stempel auf; es ist eine blasirte, eine götterlose Zeit. Unser Aller Aufgabe muß und soll es sein, dafür zu ringen und zu wirken, Jeder an seinem bescheidenen Teil, daß nach uns wieder ein Geschlecht komme, das die alten Götter verehrt und ihnen dient in treuer, selbstloser, ehrlicher Hingabe, das die Götzen der blinden Menge von ihren Postamenten stürzt und sich in all' dem wirren Kampf und Streit des Tages den Sinn und die Ehrfurcht wahrt für die edelsten Güter der Menschheit. Mit zuversichtlichem Blick auf den ewig fortschreitenden Genius derselben gehen wir in diesen Kampf und wollen ihn ausfechten trotz all' der drohenden Hindernisse, die sich heut jedem freiheitlichen Streben entgegenthürmen, im Licht und in der Wahrheit!

— *Ὥσπερ ξένοι χαίρουσι πάτριδα βλέπειν, οὕτως καὶ οἱ γράφουσι τέλος βιβλίου* — Ich will zu Gottwalt und Agnes hinübergehn und am flackernden Kaminfeuer des römischen Künstlerheims ihren blondlockigen Buben auf meinen Knieen schaukeln.

Ende.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Von **Konrad Telmann** sind erschienen:

Im Frühroth. Roman. 3 Bde. (Breslau, Schottländer.)
Sonnenblicke. Erzählungen. (Heidelberg, Weiß.)
Auf der Haide. Novelle. (Leipzig, Krüger.)
Margarete. Novelle. (Leipzig, Krüger.)
In Reichenhall. Novelle. (Leipzig, Reclam.)
In Pommern. Novellen. 2 Bde. (Leipzig, Grunow.)
Frische Blätter. Novellen. 2 Bde. (Bremen, Kühtmann.)
Lichter und Schatten. Novellen. 2 Bde. (Hannover, Weichelt.)
Meraner Herbsttage. Poësien. (Leipzig, Theile.)
In der Einsamkeit. Lieder. (Leipzig, Wölfert.)
Schwerer Diebstal. Lustspiel. (Erfurt, Bartholomäus.)
Der Impresario von Smyrna. Lustspiel-Übersetzung. (Leipzig, Reclam.)
Der rothe Graf. Schauspiel-Übersetzung. (Leipzig, Reclam.)

Druck von C. G. Röder in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Götter und Götzen

Bd.: 6.

1884

P.o.germ. 1746 y-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11674073-0